

Tom Kummer: Stadtbummel mit Nationalratspräsidentin Irène Kälin

Nummer 36 – 8. September 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Russland-Sanktionen gehen nach hinten los

Gewinner und Verlierer im Wirtschaftsweltkrieg gegen Putin.

Beat Gygi

Rettet die Bergler!

Kommt uns die Urschweiz abhanden? Rolf Gerber

Kunst des Obenbleibens

Die Überlebensstrategien der Bundesräte.

Christoph Mörgeli

Frédéric Bastiat
Der Staat oder
wie ich auf Kosten
aller anderen lebe

406900407617
36

STIHL TIMBERSPORTS®

— SWISS CHAMPIONSHIP 2022 —

PRESENTED BY



WEIACH

9. SEPTEMBER 2022

18H00 SWISS WOMEN CUP



10. SEPTEMBER 2022

11H00 SWISS ROOKIE CUP / 15H00 SWISS PRO CHAMPIONSHIP



11. SEPTEMBER 2022

11H00 EUROPEAN NATIONS ROOKIE CUP / 14H00 EUROPEAN NATIONS PRO CUP

WEIACH750.CH

FREIER EINTRITT

LIVESTREAM:



WWW.STIHL-TIMBERSPORTS.CH

Mehr Churchill für die Schweiz?

*Der Parteinnahme winkt unmässiger Lohn,
der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen.*
Carl Spitteler, «Unser Schweizer Standpunkt»

Churchill ist einer der meistmissbrauchten Namen in der Politik. Immer dann, wenn Politiker, vor allem die, die noch nie einen Krieg aus der Nähe gesehen haben, sich den Anschein unerschütterlicher, kampfbereiter Prinzipientreue im Angesicht des Bösen geben wollen, nehmen sie den berühmten Britenpremier in Anspruch. So auch FDP-Präsident Thierry Burkart.

Mit Blick auf den Krieg in der Ukraine forderte der Chef-Freisinnige in einem Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) kürzlich mehr Churchill in der Schweizer Politik. Ins Visier nahm der Aargauer dabei vor allem die bürgerliche Konkurrenz der SVP, die in seinen Augen angekränkt ist vom Gift des «Appeasement» – im Umgang mit Russlands Präsidenten Wladimir Putin.

Unter dem Begriff «Appeasement» sind in unrühmlicher Erinnerung geblieben die rückblickend naiv anmutenden Friedens- und Vermittlungsbemühungen des Churchill-Vorgängers Neville Chamberlain gegenüber dem deutschen Diktator Hitler. Chamberlain hatte gehofft, den Nazi-Herrscher «beschwichtigen» zu können, während Winston Churchill warnte und für harte Konfrontation eintrat.

Ich bin auch für Churchill und teile die Auffassung, dass Chamberlain die Bedrohung damals falsch einschätzte. Allerdings würde ich ihm – Chamberlain-Versteher, der ich bin – zugutehalten, dass er in besten Absichten handelte, um einen bewaffneten Konflikt zu verhindern; verständlich vor dem Hintergrund des für die Briten besonders blutigen Völkergemetzels von 1914 bis 1918.

Churchill wiederum, mit ramponiertem Ruf aus dem Ersten Weltkrieg, predigte den

gnadenlosen Widerstand. Nach einer wechselhaften politischen Laufbahn war er in den dreissiger Jahren ein Mahner der Aufrüstung. Als Hitler mit seinen Truppen 1940 Europa kontrollierte und Chamberlains Traum in Trümmern lag, stieg Churchill, Premierminister der Stunde, zum Freiheitshelden auf.

Churchill verordnete seinen Landsleuten «Blut, Schweiß und Tränen». Er schwor sie ein auf den Krieg gegen die braune Pest: «Wir werden bis zum Ende gehen. Wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und den Ozeanen kämpfen (...). Wir werden an den Stränden kämpfen (...). Wir werden

*Churchill heisst: Blut, Schweiß
und Tränen, Mobilmachung, Kampf,
Krieg, Tote, Sieg oder Untergang.*

auf den Feldern und den Strassen kämpfen. (...) Wir werden niemals aufgeben.»

Als Churchill am 4. Juni 1940 vor dem britischen Unterhaus diese Sätze sprach, war die Schweiz ein strikt neutraler Staat. Führende Politiker der FDP, etwa Bundesrat Walther Stampfli oder Nationalrat und NZZ-Chef Willy Bretscher, forderten «absolute Neutralität» von der Schweiz, die «bedingungslose Gleichbehandlung aller Kriegsparteien». Unparteilichkeit. Eben hatte Hitler Polen überfallen.

Die Churchills der Schweiz setzten nicht auf Krieg, sondern auf die immerwährende, bewaffnete und umfassende Neutralität. Die Hungerwaffe der Sanktionen lehnten sie ab. Die Devise lautete: «Mischt euch nicht in fremde Händel ein.» Kritikern gab Stampfli zurück, er pfeife darauf, was kommende Generationen sagen. Hauptsache, die Schweizer hätten genügend Essen auf dem Teller.

Beim Lesen seines Interviews habe ich mich gefragt, ob Thierry Burkart wirklich bewusst ist,

was seine Forderung nach «mehr Churchill» in der Schweiz bedeutet. Churchill heisst: Blut, Schweiß und Tränen, Mobilmachung, Kampf, Krieg, Tote, Ende jeglicher Neutralität, Sieg oder Untergang. Churchill schätzte die Schweiz, aber aussenpolitisch verkörperte er das Gegenteil.

Burkart begründet seine Beschwörung Churchills damit, dass in der Ukraine «unsere Werte» und «unsere Freiheit» verteidigt werden. Deshalb sind für den FDP-Chef alle Schweizer Neutralitätsverfechter und alle Kritiker der EU-Sanktionen gegen Russland, die der Bundesrat übernommen hat, kleine Chamberlains, nützliche Idioten und Stiefelknechte einer Diktatur.

Ich sehe es anders. Das ist kein Churchill-Moment für die Schweiz. Wäre es das, müsste Burkart, Justiz-Hauptmann unserer Armee, im Schlachtgetümmel selber zu den Waffen greifen, um die Schweizer Freiheit zu verteidigen. Churchill liess nicht Ukrainer für seine Werte sterben. Waffenlieferungen und Sanktionen genügten ihm nicht. Er verlangte von seinem Land den Krieg. Mit allem, was dazugehört.

«Um sich einer Sache absolut sicher zu sein, muss man entweder alles darüber wissen oder nichts.» Das Bonmot von Henry Kissinger erinnert uns daran, dass historische Vorbilder und Vergleiche ihre Tücken haben. In Mythen kann man sich auch verhaspeln. Es wimmelt gerade wieder, nicht nur in der Schweiz, von eingebildeten Churchills, die ihren Mut in der gesicherten Deckung zelebrieren.

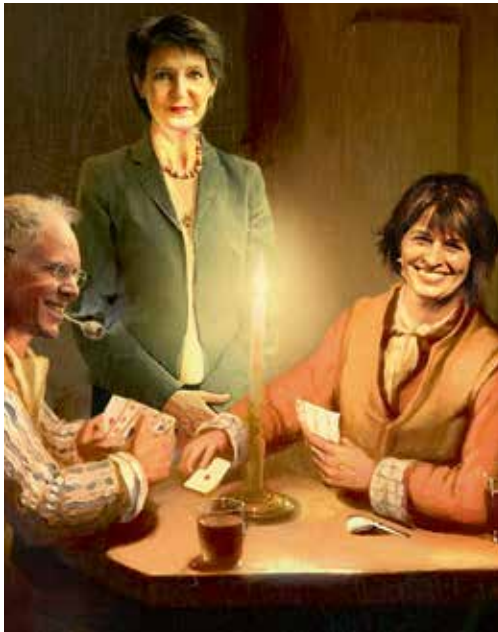
Wer mehr Churchill für die Schweiz einfordert, wer sich allenfalls selber für einen Schweizer Churchill hält, zieht die Schweiz in den Krieg, holt den Krieg in die Schweiz. Das ist der falsche Weg. Es war übrigens Churchill, der die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg dafür lobte, dass sie ihre Demokratie verteidigte – nicht durch Kriegsteilnahme, sondern dank ihrer wehrhaften Neutralität, einer anspruchsvollen Überlebenskunst des Draussenbleibens. R. K.

Reportage aus Cherson, Problembehörde Uvek, Ex-Trump-Berater John Bolton über Michail Gorbatschow, den letzten sowjetischen Romantiker

Nach der Wahl in den Bundesrat holt die so Gehörten die harte Wirklichkeit rasch ein. Denn die oberste Landesbehörde ist ein Haifischbecken und fordert von jedem Bundesratsmitglied ein erhebliches Mass an überlebensstrategischem Geschick. Die Bundesräte sind umzingelt von sechs mässig kollegialen Kollegen, einem hyperkritischen Parlament, übelwollender Journalisten sowie einer misstrauischen Verwaltung. Dazu kommt eine skeptischen Öffentlichkeit, welche die Sache und die Person immer mehr vermischt. Wir zeigen auf, mit welchen Strategien die sieben Bundesräte durch solche Klippen und Stromschnellen navigieren. **Seite 20**

Im Krieg gegen die russischen Invasoren scheinen die ukrainischen Streitkräfte die Initiative vorerst an sich gerissen zu haben. So starteten sie eine Gegenoffensive im Süden bei der russisch besetzten Provinzhauptstadt Cherson und kurz darauf einen zweiten Grossangriff bei Charkiw im Osten. Einer der wenigen Journalisten, die sich im Kampfgebiet im Süden aufhalten, ist der Schweizer Kameramann Stefan Graf. Er hat mit eigenen Augen gesehen, welch hohen Blutzoll die Ukrainer bei den ersten Gegenangriffen entrichten mussten. Beobachten konnte er zudem, wie die totgeglaubte ukrainische Luftwaffe die Bodentruppen mit Angriffen auf russische Stellungen und Radaranlagen unterstützte. **Seite 24**

Sie ist links, Feministin und lebt mit einem Mann zusammen, den die Gerichtshöfe der



Fiasko mit Ankündigung.

Moral als Sexisten verurteilt. Sie ist Islamwissenschaftlerin, spricht Persisch und Arabisch und wohnt im tiefsten Aargau. Sie ist 35 Jahre alt, junge Mutter eines kleinen Sohnes und höchste Schweizerin. Willkommen in der Welt von Nationalratspräsidentin Irène Kälin, der vielleicht interessantesten Schweizer Politikerin der Gegenwart. Unser literarischer Korrespondent Tom Kummer hat sie auf einem Bummel durch Bern begleitet. Im Bundeshaus blickten die beiden aus Kälins Büro auf eine retu-

schiert wirkende Aussenwelt. Vor der Reithalle begegneten sie einem Knäuel Mensch, das sich eine Spritze setzte. Beim Abschied am Meret-Oppenheim-Brunnen auf dem Waisenhausplatz überkam Kummer schliesslich ein Moment der Erkenntnis. **Seite 28**

Die Schweiz steckt im selbstverantworteten Stromschlamassel. Während Jahre wurden die Weichen falsch gestellt. Jetzt folgt die Quittung. In diesem Winter könnten Strom und Gas knapp werden. Wer aus dem Fiasko mit Ankündigung lernen will, muss sich klar werden, wer dafür verantwortlich ist: Seit mehr als einem Vierteljahrhundert sitzen Politiker der SP und der Mitte an den Schalthebeln. Moritz Leuenberger, Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga heissen die Bundesräte, die als Infrastrukturminister das Sagen im Stromdossier hatten. **Seite 34**

Michail Gorbatschow war eine schillernde Figur. Er versprach den Bürgern des sowjetischen Imperiums mehr Freiheiten und mehr Demokratie. Doch, sagt John Bolton, der ehemalige Sicherheitsberater von Donald Trump, Gorbatschow sei zu schwach gewesen, um die Sowjetunion zusammenzuhalten. In einem Interview mit Pierre Heumann erinnert sich der Hardliner an den Mann, der den Kalten Krieg beendete und der um ein Haar der Nato beigetreten wäre. Bolton spekuliert auch über den US-Wahlkampf und die Frage, ob Trump und Biden erneut antreten werden. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon +41 43 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch





Im Haifischbecken: Seite 20



Ehrlichkeit als Erfolgsrezept: Kälin. Seite 28



Wo sind die Schweizer Bergler hin? Seite 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung China der Menschenrechte
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Pascal Couchepin
- 10 Tagebuch Andrés Gurovits
- 13 Bern Bundeshaus
Bodenmann geht in den Angriff
- 14 Ukraine-Krieg Die Russland-Sanktionen gehen nach hinten los
- 16 Erziehung der Gefühle
Einzigartigkeit der Schöpfung
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Lauterbach kippt Maskenpflicht
- 18 Mörgeli Wer sind die Fertigmacher?
- 18 AHV-Abstimmung
Die Angst der linken Frauen
- 19 Peter Bodenmann
Rettet Brüssel KMU vor Parmelin?
- 20 Überlebensstrategien der Bundesräte
Im Haifischbecken der Landesregierung
- 22 Tschechisches Wetterleuchten
Demonstrationen in Prag
- 23 Schnellste Bernerin der Welt
Sprinterin Mujinga Kambundji
- 24 Ukraine-Reportage
Auf der Hecktür prangt die Nummer 200
- 25 News Vier-Milliarden-Schirm für Axpo
- 26 Cassis liegt grundsätzlich richtig
Auf neutralitätspolitischem Neuland
- 27 Kurt W. Zimmermann
Links. Punkt. Ausrufezeichen
- 28 Ultramarin inmitten einer
Welt am Abgrund
Irène Kälin und die Zukunft der Politik
- 31 Herodot

- 32 «Meteo» trotz widrigem Wetter
Replik von Thomas Bucheli
- 33 Keine Macht für niemand
Autoritäre Tendenzen breiten sich aus
- 34 Vierteljahrhundert der Misswirtschaft
Schlamassel in der Stromversorgung
- 36 Schwedens blutigstes Jahr
Die Gesetze der Schattengesellschaft
- 37 Tamara Wernli
«Toxische Weiblichkeit – gibt es so was?»
- 38 «Gorbatschow suchte sogar
eine Verbindung zur Nato»
John Bolton über das Vermächtnis des
ehemaligen Kreml-Chefs
- 42 Urschweizerische Kirche
Die urschweizerischen Werte der Täufer
- 43 Anabel Schunke Bis jemand stirbt
- 44 Rettet unsere Bergler
Warum wir sie fast nicht mehr finden
- 46 Leserbriefe
- 47 Nachruf Michail Gorbatschow
- 48 Sie ist der erste wahrhaft konservative
Premier seit Margaret Thatcher
Liz Truss, Nachfolgerin von Boris Johnson
- 49 Inside Washington Biden schürt Feuer
- 50 Beat Gygi
Maillards erster Inflations-Herbst

FRÉDÉRIC BASTIAT: WAS IST DER STAAT?

- 51 Die Kunst, auf Kosten anderer zu leben
Was tut der Staat? Was sollte er tun?

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Fremdenführerin durch Luthers Leben
Reformator mit Abgründen

- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Gender-Irrgarten im Musiktheater
Aktivistische Transpersonen in der Oper
- 66 Fernsehen «Emma lügt»
- 66 Serie «Kleo»
- 67 Podcast Barbara Schöneberger
- 67 Alben für die Ewigkeit
Tom Petty and the Heartbreakers:
«Into the Great Wide Open»
- 68 Film Wilde Orgasmen
- 69 Pop Elton John & Britney Spears
- 69 Jazz Theo Croker Quartet

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen Olivia Wilde
- 72 Thiel Deutsche Wokeness
- 72 Häuser Max Frischs Villa in Liechtenstein
- 73 Was macht eigentlich? Jean Etienne Aebi
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Champagnerlaune in Zürich
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Pepe Lienhard
- 80 Menschen von morgen
Constantin Zöllner
- 82 Das indiskrete Interview
Ana Maria Markovic

Zauberhafter Mekong bis zum Delta



18 Tage ab
CHF 4316* p.P.

RV Mekong Navigator ☀☀☀☀☀ Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

Mythos Indochina

Träumen ist wieder angesagt und Sehnsüchte werden geweckt. Der Tourismus in Vietnam und Kambodscha blüht auf und hat sich bei Fernreisenden zu einem wahren Geheimtipp entwickelt.

Da ist Vietnam mit seinem fruchtbaren Mekong-Delta, über Jahrhunderte geformt von den zahlreichen Kanälen, Flüssen und Sümpfen sowie mit einem turbulenten Leben auf und am Wasser. Und dort ist Kambodscha mit seinem einmaligen Tempelkomplex von Angkor Wat. Beide Länder bieten atemberaubende Landschaften, verborgene Schätze und einen unermesslichen Reichtum an historischen Kulturstätten. Nicht zuletzt ist es aber die Freundlichkeit der Menschen, die dazu einlädt, Länder und Völker während einer komfortablen Flusskreuzfahrt mit einem Schiff im Kolonialstil kennenzulernen.

Reisedaten 2022/23 <small>Es het solangs het Rabatt</small>			
22.10.–08.11.22	1000 ⁽⁸⁾	21.10.–07.11.23	1000
12.11.–29.11.22	1000	11.11.–28.11.23	1000

⁽⁸⁾ 50% Rabatt auf Zuschlag zur Alleinbenutzung



Angkor Wat, Kambodscha

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension während der gesamten Reise
- Übernachtung im 4/5-Sterne Hotel in Saigon
- Flüge ab/bis Zürich via Bangkok mit Thai Airways in Economy (G-Klasse) inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Ausflüge und Transfers gemäss Programm
- Trinkgelder und lokale Getränke (ohne Wein) an Bord
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung
- Thurgau Travel Reisebegleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, übrige Ausflüge, Importgetränke/Wein an Bord, Getränke bei Landprogramm, Trinkgelder auf Ausflügen, Visumgebühr Vietnam CHF 75, Visumgebühr Kambodscha ca. \$ 35 (vor Ort), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise p.P. in CHF (vor Rabattabzug)	2022	2023
Superior Suite Hauptdeck	5316	5990
Vista Suite Mitteldeck, franz. Balkon	7316	7490
Signature Suite Oberdeck, Privatbalkon ⁽⁵⁾	7816	7990
Prestige Suite Oberdeck, Privatbalkon ⁽⁵⁾	8816	8990
Grande Suite Oberdeck, Privatbalkon ⁽⁵⁾	10316	10490
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	1990	1990
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	2490	2490
Zuschlag Business Class	auf Anfrage	
Besuch Phare Circus Show	44	44

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



RV Mekong Navigator*****

Weitere Informationen zu diesen Reisen online | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Preise 2022 inkl. Treibstoffzuschlag

Weitere attraktive Reisen in Asien!

23 Tage ab
CHF 11651 p.P.



Auf Indiens heiligem Fluss Kalkutta–Varanasi (–Delhi) RV Thurgau Ganga Vilas ☀☀☀☀☀

Reisedatum 2022
20.12.22–11.01.23

33 Tage ab
CHF 14990 p.P.



Bangladesch und Indien Kalkutta–Sibsagar (–Delhi) RV Thurgau Ganga Vilas ☀☀☀☀☀

Reisedaten 2023
Kalkutta–Sibsagar (–Delhi): 29.01.–02.03.23
(Delhi–)Sibsagar–Kalkutta: 27.02.–31.03.23

16 Tage ab
CHF 5490 p.P.



Auf dem Mekong zum Goldenen Dreieck Vientiane–Chiang Rai RV Mekong Pearl ☀☀☀+

Reisedaten 2022/23
29.10.–13.11.22
02.02.–17.02.23

15 Tage ab
CHF 5590 p.P.



Ursprüngliches Nordvietnam Halong Bay–Hanoi–Hoa Binh–Hanoi RV Angkor Pandaw ☀☀☀☀☀

Abreisedaten 2022–24
Halong Bay–Hanoi: 21.10.22/11.11.22/17.03.23
Hoa Binh–Hanoi: 11.10.23/13.03.24



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel *

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

China der Menschenrechte

Peking pflegt sein eigenes Gesellschaftsmodell. Es macht eine unmenschliche Bekämpfung des Terrorismus möglich, es holte aber auch gegen eine Milliarde Menschen aus der Armut.

Mario Widmer

Noch nie in der langen Geschichte der Menschheit hat eine Regierung sich so um die Menschenrechte verdient gemacht wie das heutige China! Nein, Sie haben sich nicht verlesen. Und nein, dies ist keine Provokation, dies ist die Wahrheit.

Bekannt ist, dass China gegenüber den Uiguren die Menschenrechte tagtäglich verletzt. Die Uiguren sind eine muslimische Minderheit in China. Der allmächtige Staat hat Angst vor dem religiösen Furor des Islam, der die Intoleranz seiner moralischen Überzeugungen bis in den Terror auszuleben pflegt. Und so glaubt der Staat, den drohenden Terror nicht wie die Amerikaner mit explodierenden Drohnen auslöschen zu können; er versucht es mit Gehirnwäsche. Und diese Gehirnwäsche entwickelt sich in ihrer unmöglichen Praxis zum Terror: Umerziehung mit Gewalt, Freiheitsentzug, Folter, Konzentrationslager.

Unruhe im Riesenreich

Niemand, ausser den Auftraggebern des staatlichen Terrors, findet diese unmenschlichen Massnahmen gut. Diese wiederum argumentieren mit an Zynismus grenzender Wahrheit, dass seit Einführung ihrer prophylaktischen Terrorbekämpfung China vor einem 9/11 oder einem Bataclan verschont geblieben sei.

Tja, auch wenn für uns die Chinesen äusserlich alle ein bisschen ähnlich wirken: China ist ein multiethnisches Land. Gegen hundert verschiedene Völker versuchen seit Menschengedenken, miteinander auszukommen. Ethnische Unruhen, gar Bürgerkriege haben während Jahrtausenden dafür gesorgt, dass China sich immer mehr mit seinem Innern beschäftigen musste, denn nach aussen als Einheit wirkte.

Diese potenzielle innere Unruhe im Riesenreich, das als eine der ältesten Kulturen der Menschengeschichte gilt, mag auch dafür

verantwortlich sein, dass China bis spät ins 20. Jahrhundert hinein ein Land der Armut und des Hungers war. Und immer wieder Millionen von Chinesen ihren sprichwörtlichen Ritt auf dem Drachen wagen mussten und auswanderten. Die Chinatowns in jeder Grossstadt dieser Erde sprechen Bände über das Elend, das China während Jahrtausenden beherrschte und die Menschen aus ihrer Heimat vertrieb.

Ohne hier eine Geschichtsstunde geben zu wollen, kommen wir jetzt zur obigen Behauptung, dass China die bedeutendste Tat

Ich war in den 1980er Jahren zum ersten Mal in China. Ich erlebte ein China ohne Licht.

in der Geschichte der Menschenrechte dieses Planeten still und heimlich geschafft hat. Doch zuvor vielleicht noch ein paar Worte dazu, was Menschenrechte überhaupt sind und welche Bedeutung sie haben: Freiheit, Gleichberechtigung vor den Gesetzen der Justiz und des Lebens, Schutz vor Gewalt,

Selbstbestimmung. Stimmt alles. Aber vor diesen ethischen Begriffen, die sich alle so gut romantisch ausschmücken lassen, kommt noch das fundamentalste Menschenrecht von allen: nicht in Armut leben zu müssen, nicht wegen Hungers nachts keinen Schlaf finden zu können.

Nach den grossen Wirren, der Kulturrevolution, Mao und den Träumen von einem alle Probleme lösenden Kommunismus erfand die chinesische Politik, die chinesische Regierung, 1978 ihr eigenes Gesellschaftsmodell. Ein Modell, das die unmenschliche und prophylaktische Bekämpfung des Terrorismus möglich machte, worunter die Uiguren heute leiden, ein Modell aber auch, das gegen eine Milliarde – 1 000 000 000 – Menschen aus der tiefsten Armut holte.

Ich war in den 1980er Jahren zum ersten Mal in China. Ich erlebte ein China ohne Licht, wenn die Dämmerung kam. Ein China, in dem die Leute auf den Strassenkreuzungen abends Pingpong spielten, weil dort die einzigen Strassenlaternen hingen. Ich mag mich an das China erinnern, in dem kleine Kinder ihre Notdurft direkt und im Laufen auf der Strasse verrichteten, weil es kein Geld für Windeln gab. Und ich war immer wieder in China. Ich liebe China.

Grösste Errungenschaft

Ich fuhr mit dem Auto von Hongkong nach Shenzhen, der neuen Millionenstadt. Mission Hills Golf Club: achtzehn Plätze mit jeweils achtzehn Löchern. Ich finde die Kritik an China wegen der Uiguren in jedem Punkt richtig. Ebenso richtig würde ich es finden, wenn China den Friedensnobelpreis erhalten würde.

Dafür, dass es eine Milliarde Menschen aus der Armut geholt hat. Was noch keine Nation in der Geschichte geschafft hat. Und was die grösste Errungenschaft der Menschenrechte überhaupt ist.



«Also, ich weiß nicht - dieser Film ist mir doch irgend- wie zu realistisch...»

Lieber Pascal Couchepin

Es freut und berührt mich zu erfahren, dass Sie dereinst Ihre Abdankung mit dem ganzen Tamtam einer traditionellen Trauerfeier durchführen lassen möchten. «Eine Prozession soll es sein, um den Zentralplatz in Martigny herum, auf dem Sarg die Flaggen meiner Heimatstadt und der Schweiz, in der Kirche ein Requiem mit gregorianischen Chorälen. Dann ein Fest für meine Familie und das Volk.»

So haben Sie es in einem Interview mit der NZZ beschrieben. Gewisse Leute mokieren sich über diesen Wunsch. Ich finde: Das ist eine revolutionäre Entscheidung! Endlich wagt es einer, zu einer guten alten Tradition zurückzukehren! Dem eigenen Tod die Feierlichkeit zu schenken, den er verdient hat.

Seit Jahren bedaure ich, dass sich so viele Menschen, von denen ich gerne öffentlich Abschied genommen hätte, «im engen Familienkreis» schnell kremieren und beisetzen lassen.



So sollte es sein:
alt Bundesrat Couchepin.

Als ob es sich beim Tod um eine intime, fast schamvolle Angelegenheit handelte, die nur Angehörige etwas angeht. Sie sagten auch: «Die Alternative wäre, mich ganz bescheiden begraben zu lassen. Aber das wirkt – so nüchtern inszeniert – ja auch wieder arrogant.»

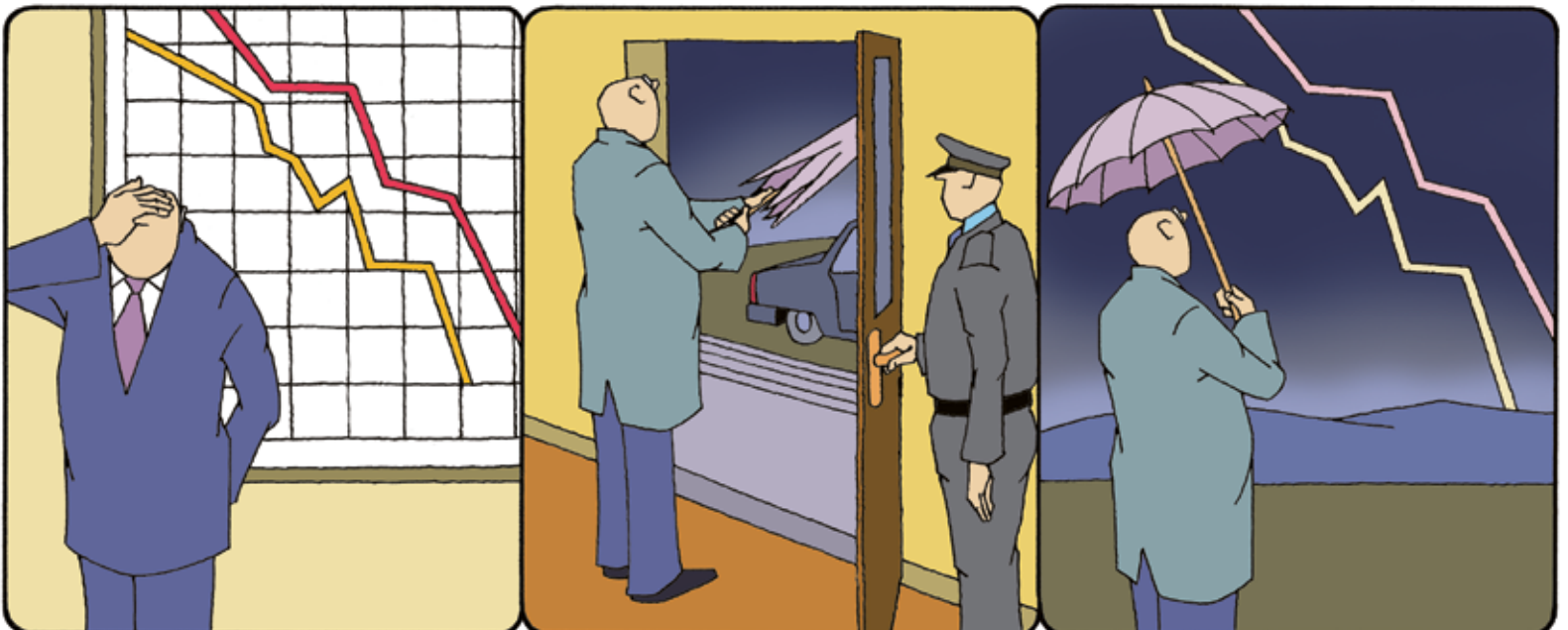
Ich teile ganz Ihre Meinung! Der Ausschluss der Freunde und Bekannten ist die wahre Arroganz. Als Kind erlebte ich die Trauerzüge durchs ganze Dorf zum Friedhof, vorneweg der Leichenwagen, von Pferden gezogen, gleich dahinter der Pfarrer, die Bibel unter dem Arm, dahinter die Witwe mit Familie, anschliessend das ganze Dorf. Am Grab angekommen, läuteten die Kirchenglocken, danach ging's in die Kirche. Anschliessend zur *Grebt*, dem Leidmahl, ins Restaurant.

Warum fahren wir unsere Toten im grauen Lieferwagen schnell ins Krematorium? Die Iren sagten: «Tragt meinen Sarg auf dem längstmöglichen Weg zum Friedhof.»

So sollte es sein. Gut, dass Sie den Mut hatten, mit Ihrem Beispiel voranzugehen. Ich wünsche Ihnen – trotz allem – noch ein sehr langes Leben.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

András Gurovits



Wie kann man in der Ukraine am besten helfen, wenn man nicht einfach «nur» Geld spenden will? Die Antwort meines ukrainischen Kollegen kommt rasch: «Wir brauchen Evakuierungsfahrzeuge, gebrauchte Minivans, mit denen wir Menschen in Not aus der Frontregion evakuieren können.»

Eine Umfrage in Kreisen des Grasshopper Club Zürich ergibt, dass bei uns solche Fahrzeuge momentan sehr gefragt sind. Sie entsprechen dem Lifestyle und werden zu Wohnmobilen umgebaut. Deshalb ist es nicht einfach, an ein solches Fahrzeug heranzukommen. Aber dann die rettende Nachricht meines GC-Kollegen Peter Stüber, Patron der Merbag, des Schweizer Marktführers im Handel mit Mercedes-Autos und -Nutzfahrzeugen. Peter bietet Hand zu helfen.

Eine Woche später habe ich die Zulässigkeit bestätigt erhalten und einen Mercedes Sprinter mit vierzehn Plätzen eingelöst, mit einer Exportnummer (ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt). Ich fahre den Sprinter bei gedrosselten hundert Stundenkilometern (das ist Vorschrift bei einem solchen Fahrzeugtyp) in Lastwagenmanier über die Autobahn in Richtung Osten. Und die anderen Verkehrsteilnehmer sind überraschend diszipliniert.

Selbst in Deutschland, wo normalerweise auf der Autobahn Formel-1-Stimmung herrscht, bekomme ich bei einem langsamen Überholmanöver kein Hupen zu hören.

Die Gedanken eilen mir voraus. Auf der Fahrt geht mir der kürzliche Luftangriff auf einen ukrainischen Bahnhof durch den Kopf. Die Raketen trafen auch das Nachbarhaus von Bekannten. Ein neunjähriger

Junge starb beim Spielen. Warum nimmt man einem Neunjährigen das Leben?

Nach knapp zwanzig Stunden Fahrt erreiche ich die ungarisch-ukrainische Grenze. Ich passiere sie mit meinem ukrainischen Kollegen Oleksandr. Er ist kurz vor der Grenze zugestiegen und wird den Minibus übernehmen. Während Oleksandr die Formalitäten erledigt, treffe ich freundliche und dankbare Menschen. Wenn ich in ihre Gesichter schaue, sehe ich aber auch Trauer – und eine feste Entschlossenheit. Solche

«Auf der langen Fahrt frage ich mich, weshalb man den Ukrainern das Leben schwermacht.»

Menschen kann keine Armee der Welt besiegen. Ich hoffe, die Regierung in Moskau sieht dies bald ein und überlässt das Land wieder sich selber. Es macht mich traurig, dass der Krieg in gewissem Sinn schon zur Normalität geworden ist.

Zurück ins ukrainisch-ungarische Grenzgebiet. Ich verabschiede mich von Oleksandr und will zu Fuss zurück nach Ungarn. Noch bleiben drei Stunden bis zur Abfahrt des letzten Zugs nach Budapest; das sollte ich locker schaffen. Da erst bemerke ich die endlose Autokolonne. Ich erfahre, dass man nur im Auto passieren kann. Oleksandr organisiert eine Mitfahrgelegenheit. Doch es herrscht der absolute Stillstand. Ich steige aus und versuche es wieder zu Fuss. Abwechselnd geht es so weiter – in ein Auto rein, warten, zu Fuss weiter. Endlich stehe ich am ungarischen Schlagbaum. Noch vierzig Minuten, bis der Zug fährt (wenn ich ihn verpasse, muss ich im Freien übernachten). Ich sehe sechs Übergänge. Zwei

sind bedient. Gefühlt darf alle zehn Minuten ein Auto über die Grenze.

Dabei warten jenseits des Zolls breite Strassen ohne Verkehrsaufkommen. Ich denke, die werden mich doch jetzt wohl reinlassen, schliesslich spreche ich ihre Sprache – doch weit gefehlt. Wieder setze ich mich in ein fremdes Auto. Ich lerne freundliche Leute kennen – sozusagen Leidensgenossen. Sie stehen schon seit fünf Stunden hier. Endlich lässt man uns passieren. Ich steige aus und renne zum Bahnhof. Schweissgebadet erreiche ich den Zug drei Minuten vor Abfahrt.

Auf der langen Fahrt erinnere ich mich, dass gemäss einem UNHCR-Bericht mehr als 1,3 Millionen ukrainische Flüchtlinge in Ungarn zumindest vorübergehend Aufnahme fanden. Dieses eigenwillige Grenzregime scheint mir zu diesem humanitären Akt im Widerspruch zu stehen. Hoffentlich gibt es dafür einen guten Grund.

In Budapest angekommen, sinke ich in das weiche Hotelbett und denke vor dem Einschlafen an die Ukrainer in ihren zerbombten Häusern. Am nächsten Tag bleibt mir Zeit für einen kurzen Spaziergang durch das wunderschöne Burgviertel der ungarischen Hauptstadt. Ich treffe eine fröhlich schwatzende Gruppe von russischen Touristen und frage mich, ob sie wirklich erfassen können, was in ihrem Nachbarland passiert..

PS: Es werden in der Ukraine immer noch Evakuierungsfahrzeuge gebraucht. Sie retten Leben.

András Gurovits zählt zu den renommiertesten Schweizer Anwälten. Der Zürcher mit ungarischen Wurzeln ist Vizepräsident in der Fussballsektion des GC. Er ist mit einer Ukrainerin verheiratet.



VIP-Angebot: Hotel «Belvedere», Grindelwald Auszeit in den Bergen

Eiger, Mönch und Jungfrau – dieses Panorama erwartet Sie in der Umgebung von Grindelwald. Es ist angerichtet! Gönnen Sie sich eine 4-tägige Auszeit im Hotel «Belvedere» mit prachtvoller Aussicht, kulinarischen Genüssen und Wellness.

Unweit des Dorfzentrums thront auf einer Sonnenterrasse das 1907 gegründete Traditionshotel «Belvedere». Heute wird es von der Familie Hauser in dritter und vierter Generation persönlich geführt. Als unser VIP-Gast reservieren wir Ihnen mit Gratis-Upgrade gerne ein Zimmer auf der Südseite mit Eigerblick!

Als Tor zur Jungfraueregion ist Grindelwald der ideale Ausgangspunkt für unzählige Aktivitäten. Es locken Jungfraujoch, Schilthorn, Kleine Scheidegg, First oder Männlichen. Über 300 Kilometer Wanderwege führen rund um Grindelwald durch die majestätische Berner Alpenwelt. Mit einem Mountain- oder E-Bikes erkunden Sie die Umgebung auf zwei Rädern. Oder steht Ihnen der Sinn nach einer Partie Golf? Als Hotelgast haben Sie mit der Green Fee kostenlos Gelegenheit dazu. Freunde des Wintersports kommen noch bis zum Saisonende Mitte April auf ihre Kosten.

Nach einem aktiven Tag entspannen Sie sich im Wellness-Bereich mit Schwimm-

becken, Sauna, Dampfbad und Sole-Whirlpool im Garten. Am Abend verwöhnen Sie unsere Berner Oberländer Chefs mit kulinarischen Spezialitäten. Im exklusiven Restaurant «1910 · Gourmet by Hausers», geöffnet bis Ende März sowie ab Ende Mai jeweils am Donnerstag, Freitag und Samstag, wird mit Passion veredelt, was die Region an Köstlichkeiten bereithält. In entspannter Atmosphäre lassen Sie den Tag bei einem Drink in der Lounge oder bei einer Partie Billard gemütlich ausklingen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot:
4-tägige Auszeit in Grindelwald

Gültigkeit:
25. September bis 23. Dezember 2022
limitiertes Kontingent, nach Verfügbarkeit

Leistungen:

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer
- Gratis-Upgrade zur Südseite mit Eiger-Blick
- Willkommens-Apéro mit Grindelwalder Spezialitäten
- Frühstück mit vielen regionalen Produkten

Preise pro Person:
Ab Fr. 555.– (statt Fr. 694.–)
Halbpension mit 4-Gang-Wahlmenü:
Fr. 50.– pro Person und Tag nach Verfügbarkeit

Familien mit Kindern:
Kinder bis 11 Jahre wohnen gratis inkl.
Halbpension im Eltern- oder Familienzimmer

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Tel. 033 888 99 99 oder per E-Mail an
hotel@belvedere-grindelwald.ch.
Bitte Stichwort *Weltwoche* angeben.
Oder Online direkt beim Hotel unter
Verwendung des Promocodes «Weltwoche».

Veranstalter:
Hotel «Belvedere» Grindelwald AG
Dorfstrasse 53, 3818 Grindelwald
www.belvedere-grindelwald.ch



VIP-Angebot «Alpine Cruise»

Schienenkreuzfahrt durch Graubünden

Allegra und ahoi! An Bord der Rhätischen Bahn erleben Sie die unvergleichlichen Schönheiten des grössten Ferienkantons der Schweiz. Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz sowie eine grosse Auswahl an Tagesausflügen runden das Kreuzfahrt-Erlebnis ab. Eine der faszinierendsten Bahnregionen der Welt wartet darauf, entdeckt zu werden!

Einfach einsteigen und ohne Sorge ums Gepäck ganz Graubünden nach Herzenslust erkunden – das ist die Idee der «Alpine Cruise». Geniessen Sie die Highlights, aber auch verborgene Perlen: den Grand Canyon der Schweiz, einzigartige Seenlandschaften, die Gletscher des Berninamassivs, schmucke Bergdörfer, den schweizerischen Nationalpark und, und, und ...

Sie bestimmen selbst, ob Sie vier, fünf oder acht Tage unterwegs sein möchten. Als Ausgangsort haben Sie die Wahl zwischen Chur, Davos und St. Moritz.

Chur: Älteste Stadt der Schweiz

Mit ihren verwinkelten Gassen und historischen Gebäuden ist die Hauptstadt Graubündens ein idealer Auftakt. Einen Steinwurf von Chur entfernt beginnt die Rheinschlucht mit bis zu 300 Meter hohen, weisslichen Kalkstein-Steilwänden und eindrucklichen Gesteinsformationen. Nicht weniger spektakulär ist die kurvenreiche Fahrt von Chur nach Arosa durch unberührte Gebirgslandschaften.

Davos: Höchstgelegene Alpen-City

Der Ferien-, Sport- und Kongressort auf 1560 m ü. M. punktet mit seinem Angebot für Wanderungen, Bike-Touren und das Surfen auf dem Davoser See. Ein unvergessliches Erlebnis ist die rund 40-minütige Fahrt ab Davos-Platz mit einer historischen Zugkomposition aus den 1920er Jahren durch die wildromantische Zügenschlucht über den Wiesnerviadukt bis nach Filisur.

St. Moritz: Kurort mit Weltruhm

Die überragende Hotellerie und Spitzengastronomie sowie Events mit internationaler Ausstrahlung prägen das mondäne Dorf im Oberengadin. Die Region beeindruckt mit hochalpiner Schönheit und kulturellen Schätzen. Im Zickzack geht es über den Berninapass ins Valposchiavo. Im charmanten Dorfkern von Poschiavo wartet ein kulinarisches Highlight: Pizzoccheri.

Detaillierte Informationen:

www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot:
Schienenkreuzfahrt «Alpine Cruise» mit der Rhätischen Bahn

Leistungen:

- Upgrade für die 1. Klasse für *Weltwoche*-Abonnenten
- Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz inkl. Frühstück
- An- und Rückreise mit dem ÖV
- Bahnfahrten auf dem gesamten RhB-Streckennetz
- Grosse Auswahl an Tagesausflügen
- Rabatte auf Zusatzerlebnisse
- Gepäcktransport von Hotel zu Hotel

Reisetermine:

7. Mai bis 29. Oktober 2022

(mit Halbtax-Abo):

- 4 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 815.–
- 5 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 955.–
- 8 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 1355.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Tel.: 043 210 55 95 oder E-Mail: info@stc.ch
Bitte Nummer des *Weltwoche*-Abos angeben.

Veranstalter:

Rhätische Bahn / Switzerland Travel Centre
www.alpine-cruise.ch

Bodenmann geht in den Angriff

Der frühere Präsident der SP Schweiz zeigt den Genossen, wo es energiepolitisch langgeht. Vor allem SP-Fraktionschef Roger Nordmann ärgert sich grün und blau.

Eigentlich hätte SP-Fraktionschef Roger Nordmann, der selbsternannte Mister Solar, vor Freude Luftsprünge machen müssen, als die Umweltkommission (Urek) des Ständerates vergangene Woche einen Freipass für hochalpine Solarkraftwerke beschloss. Sie will ein Gesetz im Dringlichkeitsverfahren durchboxen. Nordmanns: «Ein guter Entscheid.» Mehr gab es für den Sonnenanbeter offenbar nicht zu sagen.

Wahrscheinlich liegt das daran, dass er nie ein Verfechter von Freiflächenanlagen in hochalpinen Regionen war. Für Nordmann wie auch für Bundesrätin Simonetta Sommaruga haben Fotovoltaikanlagen auf Dächern, Industriefassaden, Parkplätzen oder an Lärmschutzwänden Priorität. «Es gibt da ein enormes Potenzial in der Nähe der Verbraucher», versicherte er Anfang Jahr in der *Weltwoche*. Solarkraftwerke im Hochgebirge standen für ihn nicht im Vordergrund.

Angst vor dem Jahr 2025

Inzwischen sind diese das grosse Thema, insbesondere das XXL-Projekt «Grenziols Solar», das der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann im Februar 2022 in seinem linken Oppositionsblatt *Rote Anneliese* (RA) angestossen hat. Der Hotelier aus Brig zeigte detailliert auf, wie man im Saffischtal, das die Region von Brig/Rosswald mit dem malerischen Binntal verbindet, auf fünf Quadratkilometern eine Solaranlage betreiben und gleich viel Strom produzieren könnte wie das Kraftwerk Grande Dixence. Interessant ist diese Anlage darum, weil sie vor allem dringend benötigten Winterstrom liefern würde.

Lange passierte nicht viel, aber seit alle wegen des befürchteten Strommangels im Winter am Hyperventilieren sind, bekam «Grenziols Solar» Auftrieb. Von nackter Panik getrieben, dass die Lichter ausgehen könnten, unterstützen nun auch rechtsbürgerliche Politiker wie der Oberwalliser Ständerat Beat Rieder Bodenmanns Anlagen. Um die auch von Rieders Mitte-Partei in einer Allianz mit SP, Grünen und FDP verbundene Energiestrategie 2050 (weg von Atomstrom, Öl und Gas) irgendwie zu retten, greift man inzwischen nach jedem Strohalm.



Hat schon immer etwas grösser gesehen: Eminenz Bodenmann.

In einem sind sich alle einig: Es braucht grosse Würfe, soll die Energiewende nicht in einem Debakel enden. Zu stark hat man bisher auf Importe gesetzt. Der Krieg in der Ukraine hat alles verschärft, besonders nachdem die Russen ihre Gaslieferungen drosselten. Schon diesen Winter könnte es bei der Stromversorgung eng werden.

Letztlich ist auch das gigantische «Grenziols Solar» nur ein Tropfen auf einen heissen Stein.

den. Die grossen Probleme kommen spätestens 2025, wenn der europäische Stromhandel neu organisiert wird. Es besteht die Gefahr, dass die Schweiz weniger Strom importieren kann.

Solar-Bastler wie Nordmann und andere grün-ideologische Kreise träumen immer noch davon, dass auf Atomstrom und fossile Energieträger verzichtet werden kann, sobald jede Schweizerin, jeder Schweizer auf dem Balkon eine Anlage installiert hat. Fakt ist indes, dass der Umbau der Energieversorgung seit dem Entscheid zum Atomausstieg vor über zehn Jahren nur im Schnecken tempo vorangeht. Nun zeigt

der Oberwalliser Bodenmann dem Waadtländer Nordmann, wo es langgeht.

Der Briger hat schon immer etwas grösser und weiter gesehen als andere Genossen, die wie Nordmann lieber das Kleinspielen pflegen und den Realisierungshorizont für das solare Zeitalter auf das Jahr 2050 verlegen. Selbst mit siebzig Jahren bewegt Bodenmann noch immer die Schweiz, wie selbst die *NZZ am Sonntag* anerkennen musste. Und wie.

«Problembär», «Winterlochleugner»

Bodenmann trieb Nordmann monatelang vor sich her, indem er diesen in jeder seiner *Weltwoche*-Kolumnen piesackte. Einmal bezeichnete er ihn als «Problembär» und «Winterlochleugner», der die Schweiz nur bis zum Jahr 2050 klimaneutral gestalten wolle. Ein anderes Mal schrieb er, von Roger Nordmann über Simonetta Sommaruga bis zu Alex Baur (*Weltwoche*-Autor) seien noch fast alle gegen solare Freiflächenanlagen in den Alpen. Dann kritisierte er das Engagement des Waadtländers für Aufdachanlagen, die zu viel teuren Sommerstrom produzierten. Nordmann ärgerte sich jedes Mal grün und blau über die Kritik aus dem Wallis.

Der stete Druck wirkte: Als die SP im Juni ihre Rezepte gegen den Strommangel präsentierte, verlangten die Genossen unter anderem, dass der Bund ab 2023 im Eilverfahren alpine Solaranlagen mit einer Leistung von 3000 Megawatt bewilligen solle – ganz nach dem Geschmack des früheren SP-Präsidenten. Bodenmann schrieb als Reaktion darauf, es geschähen in Bern noch Zeichen und Wunder. Dass sein XXL-Solarprojekt aber so schnell auf eine breite politische Akzeptanz stossen würde, damit hat der Briger selber nicht gerechnet.

Letztlich ist auch «Grenziols Solar», so gigantisch es auf dem Papier daherkommt, nur ein Tropfen auf einen heissen Stein. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Wenn die Schweiz auf Atomkraftwerke verzichtet, wird die Energiewende ohne den Zubau von Gas-Kombi-Kraftwerken nicht funktionieren. Alles andere sind Planspielereien.

Die Russland-Sanktionen gehen nach hinten los

Wirtschaftsweltkrieg gegen Putin: Europa verliert, die USA und der Osten legen zu. Die Energiekrise bringt den Sozialismus zum Blühen.

Beat Gygi

Die Wirtschaftswaffe kommt im PDF-Format daher. Das Staatssekretariat für Wirtschaft hat eine Liste mit den Sanktionen der Schweiz gegen Russland im Internet aufgeschaltet, die es laufend aktualisiert. Zurzeit umfasst das Dokument 339 Seiten, voll mit Handelsverboten, Sperrungen und Meldepflichten, Namen und Informationen zu Personen, Firmen und Organisationen, gegen die der Bundesrat Sanktionen verhängt hat und die quasi aus unserem wirtschaftlichen Leben verbannt werden sollen. Bisher hat die Schweiz laut den Angaben Sanktionen gegen 1156 natürliche Personen und 98 Unternehmen und Organisationen ausgesprochen sowie Vermögenswerte im Umfang von fast sieben Milliarden Franken und ein gutes Dutzend Liegenschaften gesperrt.

Wie kam der Bundesrat auf die Namen und Vorschriften? Ohne grossen Gedankeneinsatz, er hat einfach von der EU deren Liste der Massnahmen übernommen. «Wir müssen jetzt zusammen mit Europa eine breite Front machen – auch da, wo es wirtschaftlich weh tut oder unangenehm ist», sagte Simonetta Sommaruga in der «Rundschau» kurz vor dem Bundesratsentscheid. Die Schweiz müsse dazu beitragen, dass der Krieg stoppe und Wladimir Putin seinen Krieg nicht weiter finanzieren könne.

Mitläufer im Wirtschaftskrieg

Brüssel ist in der Sanktionspolitik zur übergeordneten Stufe geworden, und fasst man den Blick weiter, so erfolgten die Embargo-Kommandos der EU ihrerseits weitgehend nach Vorgaben der US-Regierung. Der Schweizer Bundesrat hat also über tausend Personen und mehrere Milliarden Vermögen blockiert, weil das westliche Lager mit den USA im Zentrum es will. Zwar können sanktionierte Personen und Unternehmen beim Bundesrat einen Delisting-Antrag stellen, über den der Gesamtbundesrat entscheidet, aber das bedeutet Aufwand.

Sind denn Sanktionsbeschlüsse nicht so weit abgesichert, dass der Bundesrat Parlament oder Volk fragen muss, bevor er sich auf die Seite der Russland-Bestrafer schlägt? Nein, das Embargogesetz gibt ihm blanko die Befugnis, mit der EU



Superwaffe des Westens.

mitzulaufen. Als Uno-Mitglied ist die Schweiz völkerrechtlich verpflichtet, die vom Uno-Sicherheitsrat beschlossenen Sanktionen anzuwenden. Bei Sanktionen der EU besteht Spielraum, da kann er fallweise entscheiden, ob er sie ganz, teilweise oder nicht übernimmt. So ist die Schweiz als Mitläuferin in den Wirtschaftskrieg gegen Russland gezogen.

Wirtschaftskriege sind das Gegenteil von Wirtschaft. Aus freundlichen Beziehungen werden feindliche. Der freiwillige Tausch zwischen Menschen bringt beiden Seiten Vorteile, die Handelspartner erschaffen eine Win-win-Situation, Reichtum für die Welt. Wenn hingegen Freunde zu Feinden werden (müssen), wird die friedliche Kooperation zerschlagen, es kommt meistens zu einer Lose-lose-Situation, beide verlieren, die Welt wird ärmer. Wirtschaftskriege zielen auf die Zerstörung des Kapitals des Gegners ab. Man versucht, den Wert seiner Anlagen, Fabriken, allgemein seines Sachkapitals quasi zu zerschliessen, indem man den Handel, den Austausch mit ihm stoppt.

«Ich verkaufe dir nichts mehr», sagt der Schweizer Maschinenbauer zu seinem russischen Kollegen, der bis gestern noch sein Geschäftspartner war. Rasch schloss eine Reihe von Schweizer Firmen auch aus Reputationsgründen Ende Februar ihre Geschäfte und Läden in Russland oder fuhr sie auf ein Minimum herunter. Die Sanktionen betreffen Exportverbote für alles, was zur «militärischen und technologischen Stärkung oder zur Entwicklung des Verteidigungs- und Sicherheitssektors» beitragen kann, was für viele Maschinen gelten kann. Auf der Verbotsliste steht auch, was zur «Stärkung der industriellen Kapazitäten» dienen kann, Industrieroboter, Ersatzteile oder Chemikalien. Medien berichteten von russischen Verkehrsflugzeugen, die am Boden blockiert seien, weil die Wartung nicht mehr möglich sei.

Im Finanzsektor waren Banken eilfertig, froren Gelder russischer Staatsangehöriger in der Schweiz oft schon vorsorglich ein. Banking mit russischen Kunden ist mehr oder weniger verunmöglicht, und Revisionsgesellschaften

sagten sich von Kunden los, die ansatzweise in Russland-Zusammenhang gebracht werden können.

Als Superwaffe des Westens galt damals im Februar die Blockade der Reserven der russischen Zentralbank und des Zugangs zum Zahlungsinformationssystem Swift. Diese Aussperrung vom westlichen Geldsystem wurde sogleich als «nukleare Option» im Wirtschaftskrieg gepriesen. Aber genau auf diesem Gebiet tauchten die frühesten Anzeichen auf, dass das Sanktionspaket für den Westen zum gigantischen Fehlschlag werden könnte.

Der Rubelkurs sackte gegenüber jenem des Dollars zwar blitzartig und scharf ab, kam dann aber sogleich auf neue Höhen und ist bis heute höher als vor dem Einmarsch. Klar, der Rubel wurde staatlich gestützt, aber Beobachter fragten sich erstaunt, ob der hohe Wechselkurs auch ein Ausdruck von Wirtschaftskraft sein könnte. Russland als Land mit den grössten Gasreserven der Welt, unter den Top Ten beim

Das Zerstören der freundschaftlichen Handelsbeziehung scheint Europa stärker zu belasten als den Osten.

Erdöl, ohne Schuldenlast, mit genügsamer Wirtschaft und hohen Popularitätswerten für Putin – das könnte zäher sein, als gedacht.

Im Wirtschaftskrieg kann man gegnerisches Kapital und Humankapital auch vernichten, indem man dessen Anwendungsmöglichkeiten eliminiert, Fabriken, Öl, Gas, Rohstoffe, Wissen, Fertigkeiten der Menschen entwertet. Wenn Käufer für die Produkte wegfallen, ist eine Fabrik, eine Gaspipeline, ein Patent nichts mehr wert.

«Ich kaufe dir nichts mehr ab», riefen also die westlichen Sanktionierer, ganz laut die Deutschen: Der bisherige russische Geschäftspartner soll nichts mehr verdienen. Den Handel austrocknen, damit Putin über keine Einnahmequellen mehr verfüge, etwa bei Kohle, Gas, Eisen, Stahl, Holz, Zement und Nahrungsmitteln. Spektakulär kündigte die EU ein Embargo auf Rohöl und Erdölprodukte aus Russland an, bis Anfang 2023 sei das umzusetzen. Die deutsche Regierung schwor, dass man ab dann Russland kein Gas mehr abkaufen wolle. Jetzt herrscht Panik, Gaskrise, die Deutschen fürchten einen kalten Winter, Blackouts, grossflächige Betriebsausfälle. Die Regierung Scholz sucht verzweifelt nach Gas-Ersatzquellen, auch in nahöstlichen Ländern, die sie früher kritisiert hatte, und die Lieferengpässe treiben die Energiepreise in die Höhe. Davon profitieren auch die energiemässig eigenständigen USA, die teures Flüssiggas liefern können.

Besonders in der Gasversorgung wird klar, dass die Russland-Sanktionen das Dümms-te sind, was Europa machen konnte. Russ-



land wurde wirtschaftlich nicht in die Knie gezwungen. Anzeichen sind etwa: Ein Wirtschaftseinbruch blieb bisher aus. Und Russlands Einnahmen aus dem Export von Öl, Gas und Kohle summierten sich laut Berechnungen des finnischen Centre for Research on Energy and Clean Air in den ersten sechs Monaten des Krieges auf 158 Milliarden Euro, während die Kriegskosten auf 100 Milliarden Euro geschätzt werden. Die EU war mit 85 Milliarden Euro der grösste Kunde Russlands, vor China mit 35 Milliarden Euro. Und der russische Öl- und Gaskonzern Gazprom kam im ersten Halbjahr 2022 auf einen rekordhohen Gewinn von 42 Milliarden Dollar, weitaus mehr als der gesamte Gewinn des Jahres 2021 (28 Milliarden Dollar), der seinerseits besonders hoch war.

Europa hat mit den Sanktionen sich selber ins Knie geschossen. Die westeuropäischen Länder, allen voran Deutschland, hatten bereits durch Energiewende und Klimapolitik ihre Energieversorgung geschwächt. Nun wollen sie Russland als Öl- und Gaslieferanten zurückweisen,

die zwei intakten Pipelines Nord Stream 1 und Nord Stream 2 von Russland nach Deutschland quasi wegwerfen. Damit setzen sie ihre Energieversorgung aufs Spiel und so schliesslich auch grosse Teile der Industrie Deutschlands mit vielen Millionen von Arbeitsplätzen.

Brics-Staaten wachsen

Die Russen, die vorher die längste Zeit zuverlässig Gas nach Westeuropa lieferten, haben nun mit Lieferunterbrüchen ihre Macht auszuspielen begonnen, was enorme Schwankungen in die Gaspreise bringt. Es scheint, dass Russland im Energie- und Rohstoffgeschäft weniger abhängig ist von Europa, als dies umgekehrt der Fall ist. Das Zerstören der freundschaftlichen Handelsbeziehung, der Win-win-Situation, scheint Europa stärker zu belasten als den Osten. Russland hat schliesslich alternative Abnehmer für Rohstoffe und Energie, kann Lieferbeziehungen in den Osten, etwa nach China, ausbauen. Die Gruppe der Brics-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) ist am Wachsen, offen für neue Mitglieder und nicht im Sanktionspaket gefangen. Zwei Drittel der Weltwirtschaft sind nicht westlich.

Und erschreckend: Mit den Sanktionen hat sich Europa nicht nur eine selbstverschuldete Energiekrise eingebrockt. Man unternimmt nun alles, um bei deren Bewältigung die Marktkräfte auszuschalten, Probleme zu verstecken, zu verschleppen, Verantwortung zu verwischen. Man spricht von Tarifdeckeln, Preisbremsen, runden Tischen, Gasumlage, Hilfe bei Heizkosten, Übergewinnsteuer, Entlastungspaket eins bis drei. Es passt ins Bild, dass die Rettungsmentalität auch den Schweizer Stromkonzern Axpo ereilt, dem der Staat nun mit Milliarden Strompreisisiken abnimmt.

«Selbstbestimmung bedeutet, über mich hinauszuwachsen.»

Kay Kunze
Full-Stack Developer
IT Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

Einzigartigkeit der Schöpfung

Ich weiss nicht, ob man behaupten kann, der Mensch sei ein Fehler.



Möglicherweise ein hirnloses Konstrukt, von niemandem ausgedacht.

Als ich unlängst ein Körbchen Mirabellen kaufte, mich auf einer Wiese unter einen Baum setzte, eine in die Hand nahm, den Staub von ihrer Haut rieb, musste ich an die Schöpfung denken. Wie alles entstanden ist, all das Obst, die Früchte, das Gemüse, Gold, Diamanten, Kohle, all die Kräuter und all die Blumen, all diese Millionen von Lebewesen. Welch ein grandioses Werk sie ist, denke ich, in ihrem Gleichgewicht.

Wie für alles und alle gesorgt ist, vom Bakterium bis zum Blauwal werden alle satt, der eine frisst den andern, der eine stirbt, der andere lebt weiter, bis der andere von einem noch Grösseren gefressen wird. Auch das ist die Schöpfung, die Evolution, die unendliche Geschichte vom Werden und Vergehen, von Leben und Tod; ein unaufhörliches Gemetzel, ein blutiges Dasein für die meisten Säugetiere, Fische, Reptilien und Vögel. Kaum eine Spezies dieser Arten schläft am Ende ihres Daseins friedlich ein; sie füttert zuvor noch den Fortbestand der Schöpfung, lässt den Fittesten überleben.

Es entlockt mir gerade ein kindliches Stauen, eine naive Verblüfftheit; dieses Wunder, das bisschen Sternenstaub, Gas und Staub, flüssiges Gestein, Wind und Wetter, aus dem eine Erde entstand, die alles bereithält, um auf ihr zu leben und zu überleben, Schönheit auch, viel mehr jedenfalls als Hässlichkeit. Ich frage mich, ob man, trotz allen Widerspruchs, trotz aller Paradoxie, nicht an Gott glauben kann, aber trotzdem an das Göttliche.

Wahrscheinlich ist da kein anderer Planet in den Weiten des Universums, bei dem die Schöpfung gewirkt hat, als ob sie berauscht gewesen wäre. Da ist sonst nur noch Stein und Gas. Vielleicht gibt es das Wunder der Erde ein zweites Mal, möglich wäre es ja, wer weiss es schon, da ist überall dieselbe Materie, sind überall dieselben physikalischen Gesetze, und womöglich ist irgendwo eine Sonne, die strahlt wie unsere, und ein Planet, genau im richtigen Abstand zu ihr. Aber wahrscheinlich wäre das wohl nur, wenn es Paralleluniversen gäbe. Wenn doch, wenn es irgendwo im ganz fernen Dunkel des Universums und der Zeit eine zweite Schöpfung gäbe, die wie die unsere wäre, dann frage ich mich, ob die Lebewesen dort, die Menschen an denselben Krankheiten, an derselben Unwissenheit litten wie wir, oder ob sie alles besser im Griff hätten.

Die einzige Schwierigkeit, die ich bei der Schöpfung ausmache, ist, dass sie kein Bewusstsein hat, kein universelles Gehirn, wenn man so will. Wobei ich mich jetzt gerade frage, ob man behaupten kann, dass das Universum ein hirnloses Konstrukt ist, von niemandem ausgedacht. Auf der anderen Seite – möglicherweise ist es gerade deswegen so perfekt, weil es kein Hirn hat.

Das Unperfekte der Schöpfung ist, dass sie Irrtümer hervorbringt und masslos ist, dass sie den abgewandelten ovidischen Satz «Wehret den Anfängen» nicht kennt. Die

Schöpfung hat einen wesentlichen Fehler begangen, indem sie den Primaten zum Homo sapiens hat werden lassen. Da war sie unaufmerksam.

Ich weiss nicht, ob man behaupten kann, der Mensch sei ein Fehler. Ein Glücksgriff der Schöpfung, ein grosser Wurf ist er jedoch mit Sicherheit nicht. Weswegen hat die Schöpfung sich einen Feind geschaffen, ein Hirn gedeihen lassen, das, so scheint es, jeden Tag ein wenig mehr ausser Kontrolle gerät und ihr Werk zerstört? Ausgerechnet jenes Hirn, das zu Bewusstsein fähig ist, zu höherer Abstraktion, das vielleicht als einziges in der Lage ist, zumindest den Rand des Zaubers der Schöpfung auszumachen.

Wobei gut möglich ist, dass ich die Einzigartigkeit des menschlichen Gehirns und seine Möglichkeiten überschätze. Jetzt auf dieser Wiese und bei diesem Baum, den Mund voller Mirabellen und den Alltag auf sicherer Distanz, sehe ich, wie ein Vogel sich auf einen Ast setzt und die Welt beguckt, ich denke an Löwen, die in den Sonnenuntergang schauen, Delfine, die aus purer Lust aus dem Wasser hochschnellen, Bären, die faulenzten. Sie verspüren sie auch, die Lust am Dasein, die unzweifelhaft ein Schöpfungsgedanke zu sein scheint.

Die Mirabellen sind gegessen, alle, der Magen rumpelt, mir wird leicht unwohl; auch das, denke, ist eine Schattenseite der Schöpfung.

PERSONENKONTROLLE

Burkart, von Rohr, Ameti, Frey, Federer, Selenska, Lauterbach, Brugger, Sturgeon, Truss



«Wie Treibholz»: Gemeinderätin Ameti.

Thierry Burkart, Krisengewinner, hat eine Erklärung, weshalb seine Partei ausgerechnet jetzt zulegt, wo es in vielen Bereichen drunter und drüber geht. In unsicheren Zeiten wollten die Menschen Parteien, die konstruktive Lösungsvorschläge brächten, gab er in einem Interview mit der NZZ zu verstehen. So kann man es freilich auch sehen. Von aussen betrachtet, hat man jedoch eher den Eindruck, dass Burkarts FDP mit der Aufweichung der Schweizer Neutralitätspolitik zum Beispiel gegenwärtig eher destruktiv unterwegs ist. (hmo)

Chris von Rohr, Frontman, und seine Bandmitglieder von Krokus haben jetzt auch in ihrer Heimatstadt Solothurn den Respekt erhalten, den sie verdienen. Die Rocker werden mit einem Ehrenstein mit der Inschrift «In Rock We Trust – von Solothurn in die Welt» offiziell gewürdigt – vierzig Jahre nach der Ehrenbürgerschaft von Memphis, Tennessee, in den USA. Selbstverständlich muss das gefeiert werden. Am 10. September gibt es ein Konzert auf den Treppen der prächtigen St.-Ursen-Kathedrale. Hier wollen Chris von Rohr und die Band ein «Hardrock-Feuerwerk abbrennen». Die Tickets für den Gig waren im Übrigen in fünfzehn Minuten ausverkauft. (odm)

Sanija Ameti, Analytikerin, gab kürzlich eine treffende Beschreibung der aktuellen Situation der Eidgenossenschaft ab. «Die Schweiz schlingert vor sich her wie ein Stück Treibholz», dozierte die Co-Präsidentin der Operation Libero. «Zunehmend von anderen bestimmt, zunehmend den Launen der anderen ausgeliefert, zunehmend handlungsunfähig.» Die Zürcher GLP-Gemeinderätin möchte dieses Problem lösen, indem sich das Land an die EU andockt. Ob das der richtige Weg ist? Man kann



Zehn Lindor-Kugeln: Model Frey.

ihre Beobachtung auch anders lesen. Um sich wieder freizuschwimmen und besser agieren zu können, müsste die Schweiz wieder vermehrt auf Distanz zum Staatenbund gehen. (odm)

Manuela Frey, Kalorienbombe, Topmodel und Siegerin des Nachwuchswettbewerbs Elite Model Look 2012, hat gegenüber der Weltwoche ein süßes Geheimnis verraten: «Ich liebe Schoggi über alles. Zum Frühstück genehmige ich mir jeden Tag zehn der weltberühmten, auch von meinem Idol **Roger Federer** beworbenen Lindor-Kugeln. Dies sind nur 600 Kilokalorien.» Das Süsse zum Tagesbeginn sei zum Ritual für sie geworden: «Es stimmt schon, Schoggi erweckt Glücksgefühle.» (ah)

Olena Selenska, Vogue-Fotomodell, setzt Prioritäten. In einem BBC-Interview warf die Frau des ukrainischen Präsidenten den im kommenden Winter von Verarmung bedrohten Briten vor, Pennies zu zählen. Wie kleinlich, wo die Ukrainer Gefallene zählten. (ky)

Karl Lauterbach, Corona-Kassandra, perfektioniert sein Naturtalent. Für die Comedy-Sendung «One Mic Stand» gab ihm die Schweizer Komikerin **Hazel Brugger** Nachhilfeunterricht. Offenbar erfolgreich. Lacher erntete er für diesen Witz: «Man ist, was man isst. Bei mir sieht man es: Lauch.» (ky)

Nicola Sturgeon, Oberschottin, und **Liz Truss**, Oberbritin, sind sich nicht grün. Die neue britische Premierministerin nannte die schottische Regierungschefin eine «effekt-hascherische Selbstdarstellerin». Die revanchierte sich: Truss sei auch kein «Mauerblümchen». Das kann lustig werden zwischen London und Edinburgh. (ky)

Kehrtwende bei Lauterbach?

Zeitweise kann man von Glück reden, gibt es die Medien.

Aktuelles Beispiel, das die These belegt: Ohne Druck der Öffentlichkeit wäre eine Maskenpflicht im Entwurf des Infektionsschutzgesetzes auch in Flugzeugen wohl ähnlich festgezurrert wie Nasen- und Mundschutz im Gesicht.

Und zwar: ohne gross geprüft zu haben, ob sie etwas bringt. Ohne wissenschaftliche Evidenz.

Erst die Diskussion um Bundeskanzler Olaf Scholz, der mit Wirtschaftsminister Robert Habeck, aber ohne Maske, nach Kanada flog, muss Gesundheitsminister Karl Lauterbachs Kehrtwende eingeleitet haben.

Anders ist es nicht zu erklären, dass künftig im deutschen Flugverkehr auf die FFP2-Filtertüte verzichtet werden darf. Zwar empfiehlt sie Lauterbach noch, dafür aber umso schwärmerischer: «Impfen und Masken bleiben der beste Schutz gegen die erwartete Omikron-Welle.»



Selbstschutz mit Maske: Lauterbach.

Für den Gesundheitsminister sei der Selbstschutz mit Maske nicht mehr eine Frage der Vorschrift, sondern der Vernunft. Vernünftig wäre auch, die Maskenpflicht im Zug zu überdenken.

Denn diese ist im neuen Infektionsschutzgesetz noch immer vorgesehen.

Es sei denn, Kanzler Scholz fährt in unmittelbarer Zukunft mal noch mit der Bahn.

Roman Zeller

MÖRGELI

Wer sind die Fertigmacher?

Ein führender Linksideologe bei den «überparteilichen» Tamedia-Blättern heisst Philipp Loser. Ihm haben die Kollegen den Ehrentitel eines «Kolumnisten des Jahres 2021» verliehen. In seiner Kolumne im *Magazin* ereifert sich Loser fürchterlich über «die Fertigmacherpartei». Gemeint ist selbstverständlich die SVP. Diese Partei hat sich erdreistet, Energieministerin Simonetta Sommaruga anlässlich ihrer Appelle zum Stromsparen an ihre Verantwortung am drohenden Energie-Blackout zu erinnern.

Grund genug, dass jetzt Sommarugas journalistische Trabanten schäumen. Denn sie fühlen sich mitangegriffen. Haben sie doch den Weg ins Stromdesaster von Mitte-links von Anfang an mit Girlanden bekränzt und mit Jubelchorälen untermalt. Jetzt sitzen die Journalisten mit Sommaruga auf der gleichen Schandbank. Und empfinden die wohlverdiente Strafpredigt als «Fertigmacherei». Sie schieben die Verantwortung Wirtschaftsminister Guy Parmelin zu, der im Gegensatz zu Sommaruga mit dem Entscheid zur Energiewende so wenig zu tun hat wie Mutter Teresa mit dem Ukraine-Krieg.

«Härte», «Unerbittlichkeit», «ja Böseartigkeit» – mit solchen Worten hantiert Journalist Loser bezüglich des Umgangs der SVP mit Bundesrätin Sommaruga: «Die SVP spielt konsequent auf die Frau.» Doch wie steht's um die so sensiblen medialen Stil- und Sittenrichter, wenn es um andere Bundesräte geht? Etwa um jene der SVP? Erinnert sich jemand, welche Fertigmacherei speziell die Tamedia-Blätter veranstaltet haben, als Bundesrat Ueli Maurer für einen Augenblick ein Hirtenhemd der Freiheitstrychler übergezogen hat?

Das sei «brandgefährlich», wetterten die Zeitungen von Tamedia über den Finanzminister: «Er sabotiert die Arbeit seiner Regierung.» Der Gesamtbundesrat müsse den «Brandstifter» Maurer in die Schranken weisen, sonst gebe es Krieg im Land. «Die Hetze muss aufhören.» Maurer «zündle» und heize die Gewalt an. Doch was ist schlimmer? In einem Hirtenhemd zu posieren? Oder die Stromversorgung eines Landes zu ruinieren? Manche Journalisten sind wirklich mit allen Abwässern gewaschen.

Christoph Mörgeli

Die Angst der linken Frauen vor der AHV-Abstimmung

SP und Grüne haben das Referendum gegen die Erhöhung des Frauenrentenalters ergriffen. Aber niemand will dafür einstehen.

Hubert Mooser

Die Erhöhung des Frauenrentenalters von 64 auf 65 Jahre ist überfällig. Trotzdem wird sie von den Linken bekämpft – aus ideologischen Gründen. Doch wenn linke Politikerinnen ihren Widerstand in der Öffentlichkeit erklären sollen, fehlt ihnen der Mut. Anders lässt sich nicht erklären, dass sie sich reihenweise zierten, als es darum ging, das privilegierte Rentenalter für Frauen in einer vom Schweizerischen Gewerbeverband (SGV) organisierten Fernsehdebatte zu verteidigen.

Der Verband produziert regelmässig das Wirtschaftsmagazin «Fokus KMU», das auf den CH-Media-Sendern Tele Züri, Tele Bärn, Tele M1 und so weiter ausgestrahlt wird. Vor Abstimmungen schaltet der SGV über dieses Sendeformat auch eine Abstimmungs-«Arena», die von Reto Brennwald moderiert wird, der früher die SRF-«Arena» leitete. Diesmal war das grosse Thema die AHV-Reform, über die wir am 25. September abstimmen werden.

Vierzig Absagen

Die Einladung auf der bürgerlichen Befürworterseite war für die Macherinnen und Macher der Sendung ein einfaches Spiel. Diana Gutjahr (SVP) und Ruth Humbel (Mitte) sagten sofort zu und zeigten sich auch terminlich sehr flexibel. Die Einladung an linke und grüne Gegnerinnen der Vorlage wurde dagegen zu einem richtigen Knorz. Die Veranstalter der SGV-«Arena» erhielten gegen vierzig Absagen von SP-Frauen, Grünen und Gewerkschafterinnen.

Zum Beispiel von SP-Nationalrätin Tamara Funciello: Die Bernerin wollte anfänglich daran teilnehmen, machte jedoch wenige Stunden vor der Sendung einen Rückzieher. Begründet wurden die Rückzieher oft mit Terminkollisionen, so auch im Fall Funciellos. Die interessanteste Begründung stammte indes von der Fraktionschefin der Grünen, Nationalrätin Aline Trede (BE). Sie gab den Veranstaltern in einer Mail zu verstehen, dass sie eigentlich gar nicht eine «grosse Gegnerin» der Vorlage sei. Man solle eine andere anfragen.

SGV-Direktor Hans-Ulrich Bigler kommentierte die Mail folgendermassen: Er sei äusserst

erfreut darüber, dass Frau Trede die Wichtigkeit der Sicherung des Sozialwerks sowohl für KMU-Arbeitgebende wie auch für deren Arbeitnehmende erkenne.

Dabei kämpfen SP und Grüne an vorderster Front gegen die AHV-Reform und die Angleichung des Rentenalters. In Zeitungen erschienen auch ganzseitige Inserate mit SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer als Testimonial. Wahrscheinlich haben die linken Frauen aber inzwischen gemerkt, dass sie gegen eine Reform ankämpfen, gegen die sich die eigene Basis eigentlich gar nicht sträubt.

Übrigens: In die «KMU-Arena» des SGV musste schliesslich Co-Präsidentin Meyer selber antraben, nachdem sie dem SGV zuerst wie viele andere SP-Frauen eine Absage erteilt hatte. Worauf die Macherinnen und Macher von «KMU Fokus» beim SP-Sekretariat mächtig Druck machten, bis sich Meyer dann doch noch bequeme, aufzutreten.

liebe ist...



... lecker!

Rettet Brüssel KMU vor Parmelin?

Die Strompreise explodieren. Viele Betriebe stehen mit dem Rücken zur Wand. Die Axpo profitiert.



Versuchen wir uns der Wirklichkeit anzunähern.

Realität 1: Der erfolgreiche Unternehmer Markus Blocher schrieb Bundesrätin Simonetta Sommaruga einen faktenreichen Brief. Jede taffe Bundesrätin hätte zum Telefon gegriffen und Nachfragen gestellt. Stattdessen leitete Sommaruga den Blocher-Brief an Guy Parmelin weiter. Parmelin seinerseits hätte sich zusammen mit Roger Köppel in eine seiner Staatskarossen setzen müssen, um sich eine Stunde später vor Ort in Dottikon erklären zu lassen, wie die Sache mit den Notstromaggregaten funktioniert. Stattdessen machte sich der für die Versorgungssicherheit zuständige Bundesrat an Pressekonferenzen lächerlich.

Realität 2: Hans Hagenbuch aus Oberlunkhofen war SVP-Nationalratskandidat. Ein richtiger Partei-Muni also. Hagenbuch kontrolliert als Präsident die Elektra-Genossenschaft Oberlunkhofen, die gemäss Eigenwerbung «in der Gemeinde Oberlunkhofen elektrische Energie einkauft, verteilt, verwaltet, unterhält und verkauft». Nirgends explodieren die Strompreise stärker als in diesem Aargauer SVP-Nest. Der Grund: Hans Hagenbuch hat sich nicht abgesichert. Kein Grund zur Schadenfreude für die Mehrheit der Stromverteiler und ihre gefangenen und freien Stromkonsumenten in der ganzen Schweiz. 2025 sind wir landesweit Oberlunkhofen, wo man neu für die Kilowattstunde Strom 44 Rappen bezahlt.

Realität 3: Der Grossteil der 23 000 kleinen und mittleren Unternehmen, die sich auf dem freien Markt mit Strom versorgen, haben sich für die kommenden zwei, drei Jahre auch nicht

abgesichert. Sie stecken bereits jetzt in der Hans-Hagenbuch-Falle. Der SVP-Bundesrat und sein Seco wollen sie verrotten lassen. Geholfen wird über Nacht mit Milliarden nur den Stromzockern. Obwohl man die Axpo, wenn die Atomkraftwerke schlappmachen, in Konkurs gehen lassen sollte. Würde die Versorgungssicherheit der Schweiz verbessern.

Realität 4: Die Strompreisexplosion wird dazu führen, dass wir schweizerisch in diesem Winter gleich viel Strom produzieren wie konsumieren. Vorausgesetzt, unsere Atom-Rostlauben machen nicht schlapp. Dies, weil ein preisgetriebener Spar-Tsunami durch das Land fegen wird.

Realität 5: Der Strom aus Wasserkraft und Atomkraftwerken wurde in den letzten Jahren nicht teurer, sondern billiger. Selbst die Energie Electrique du Simplon SA, deren Kleinaktionär ich bin, produziert den Strom neu für weniger als fünf Rappen pro Kilowattstunde. Und diese Gesellschaft ist nachweislich keine Perle unter den Wasserkraftgesellschaften.

Realität 6: Eine Strommangellage kann es in der Schweiz kurzfristig gar nicht geben. Weil in unserem Land – wie Markus Blocher richtig nachrechnete – Notstromaggregate mit einer Kapazität von 4000 MW auf ihren Einsatz warten. Neu will sogar SVP-Nationalrat Franz Grüter, wenn Not am Mann sein sollte, mit seinen Datenzentren 200 000 Schweizer Haushalte mit Strom versorgen. Trotzdem hat der Bundesrat der Avesco, der Unternehmung von alt Bundesrat Johann Schneider-Amman, acht mittlere amerikanische Notstromaggregate abgekauft. Um zu vertuschen, dass man im aargauischen Birr nichts gemacht hat, um die bestehenden

grossen Turbinen rechtzeitig retrozufitten. Kriegsgewinnlerin Avesco wird einen zweistelligen Millionengewinn einstreichen.

In der Schweiz werden die Übergewinne der vorab staatlichen Besitzer der Wasser- und Atomkraftwerke im Jahr 2025 fünfzehn Milliarden Franken ausmachen. Dies auf Kosten der kleinen und mittleren Einkommen, der kleinen und mittleren Unternehmen und der energieintensiven Branchen. Typisch SVP-Abzocke.

Gibt es keine Hoffnung? Doch. Die deutsche Bundesregierung will – wenn die EU nicht handelt – die astronomischen Übergewinne der Kriegsgewinnler abschöpfen. Die böse EU-Kommission ihrerseits arbeitet an einem Projekt, das verhindern will, dass Unternehmen mit tiefen Produktionskosten besoffen hohe Strompreise an Dritte verrechnen dürfen. Die Energie Electrique du Simplon SA darf acht Rappen pro Kilowattstunde verlangen, aber nicht dreissig.

Die heute verrechneten Strompreise in der Schweiz orientieren sich an den europäischen Strompreisen. Logo, weil wir Bestandteil des europäischen Strommarktes sind. Wenn sich Ursula von der Leyen durchsetzt, sacken die Strompreise im europäischen Umfeld in den Keller. Alpiq, Axpo, BKW und Co. könnten mit Stromexporten nicht mehr Übergewinne realisieren. Wird die Schweiz im mehr oder minder autonomen Nachvollzug verhindern müssen, dass wir alle gerupft werden wie Oberlunkhofen? Einiges spricht dafür. Gut haben wir die EU.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Überlebensstrategien der Bundesräte

Im Haifischbecken der Landesregierung lebt sich's gefährlich. Jeder Bundesrat hat einen eigenen Plan entwickelt, um oben zu bleiben und sich keine blutige Nase zu holen.

Christoph Mörgeli

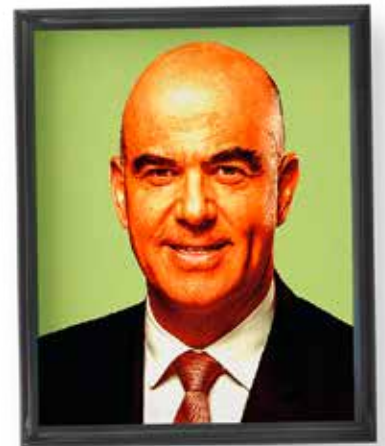
Es mag erstaunen, wie viele Parlamentarier vom Amt eines Bundesrates träumen und diesem Ziel alles unterordnen – zuallererst die eigene Überzeugung. Für Schweizer Karrierepolitiker bedeutet eine Wahl in die oberste Landesbehörde noch immer das höchste aller Gefühle. Wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht wissen, was sie dort erwartet: ein Kollegialsystem mit unkollegialen Kollegen, eine hyperkritische Bundesversammlung, eine Horde übelwollender Journalisten, misstrauische Chefbeamte in einer selbstbewussten Verwaltung. Obendrein eine skeptische Öffentlichkeit, die zwischen der Sache und der Person immer weniger unterscheidet. Wie navigieren die sieben Bundesräte durch solch klippenreiche Gewässer? Welche Strategien, Tricks und Unterzüge haben sie sich angeeignet, um nicht unterzugehen?

Die erste und wichtigste Überlebensstrategie besteht darin, für nichts verantwortlich zu sein. Im Ab- und Weiterschieben der Verantwortung haben es alle Bundesräte zu virtuoser Meisterschaft gebracht. Und weil sie wissen, dass dieses grosszügige Delegieren für alle ähnlich vorteilhaft ist und vom Publikum erstaunlich bereitwillig hingenommen wird, behaften sich die Departementvorsteher nicht gegenseitig – sondern helfen sich bereitwillig, wenn es gilt, Zuständigkeiten abzuwälzen.

Ignazio Cassis — Der Freisinnige steht einer sozialdemokratisch-internationalistisch ausgerichteten Diplomatie und Entwicklungshilfe vor. Gleichzeitig kann er aus Gründen der Mehrheitsbeschaffung und der Wiederwahl die tradi-

Im Ab- und Weiterschieben der Verantwortung haben es alle zu virtuoser Meisterschaft gebracht

tionalistische SVP nicht ganz vor den Kopf stossen. Obendrein ist der Tessiner Vertreter des EU-kritischsten aller Kantone. Daraus ergibt sich ein Balanceakt mit erheblicher Absturzgefahr. Ignazio Cassis umschiff sie, indem er es mit neuen Wortkreationen allen irgendwie recht-



machen will («kooperative Neutralität»). Oder indem er unproblematische Auftritte den delikaten vorzieht und im Oldtimer in die Arena des Eidgenössischen Schwingfests einzieht, sich bei der Jahrhundertfeier des Zionistenkongresses in Basel hingegen abmeldet. Cassis redet allen nach dem Mund und lässt seine Gesprächspartner im Glauben, es herrsche völlige Übereinstimmung.

Viola Amherd — Noch nie war im Verteidigungsdepartement eine militärisch derart unerfahrene Crew zugange wie unter der ersten weiblichen Vorsteherin. Sie glaubt, Personen ihres Vertrauens fast nur im Wallis zu finden, und führt ihre Mannschaft wenig ideenreich. Medial sieht die Mitte-Politikerin die beste Überlebenschance, wenn sie konsequent auf Frauen setzt. Ihr ausgeprägter Instinkt sagt Amherd, dass sie den Wind des Zeitgeistes nutzen, statt sich diesem entgegenstellen muss. Sie mag Schlagzeilen über Unterhosen für weibliche Armee-Angehörige oder über den Geschlechtswechsel eines Panzer-Bataillonskommandanten. Solche The-

men lassen vergessen, dass die Armee im Ernstfall gerade mal für eine Woche Munition hätte. Die Schweiz ist schlicht verteidigungsunfähig. Dennoch spricht Amherd bei der Beschaffung des neuen Kampffjets F-35 kein Machtwort; sie will es mit der SP nicht verderben und schiebt den Umgang mit deren Verhinderungsinitiative dem Parlament zu.

Alain Berset — Seine Nähe zu den Medien – zehn Jahre lang ein Erfolgsrezept des SP-Innenministers – brachte ihn jetzt in den Strudel staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen mit ungewissem Ausgang. In der Covid-Pandemie spezialisierte sich der geschickte Kommunikator meistens auf die Überbringung einigermaßen erfreulicher Nachrichten. Die Befeuerung der Alarmstimmung überliess Berset einer Task-Force, die sich ihm zwar aufgedrängt hatte, deren Wert als Blitzableiter der Freiburger aber rasch erkannte. Den Umgang mit unerfreulichen Schlagzeilen über Geliebte, Crypto-Spekulationen, Pilotenbrevet oder 5G-Antenne ver-



Das Reinheft muss makellos bleiben: Cassis, Amherd, Berset, Parmelin, Keller-Sutter, Sommaruga, Maurer (v. l.).

niedlichte er reflexartig zu *affaires privées*. Auch den rasanten Abgang seines Kommunikationschefs wegen mutmasslicher Amtsgeheimnisverletzung bleibt eisern unkommentiert und gerät so vorübergehend in Vergessenheit. Maximale Gelassenheit demonstriert Berset bei der AHV-Reform. Sein Einsatz beschränkt sich aufs Allernötigste, um seinen Anhang nicht zu verärgern.

Karin Keller-Sutter — Die Justizministerin der FDP ist das medial gewiefteste Mitglied des Bundesrats und legt am meisten Wert auf ihre Aussenwirkung. Geschickt spielt sie seit je den Frauenbonus und hat das einstige Markenzeichen einer «eisernen Lady» gründlich abgestreift – was ihr in der Ostschweiz noch zum Vorteil gereichte, hätte ihr in Bern nur Ärger beschert. Dort kennt sie keine Berührungängste mit den Mächten der Linken und der Gewerkschaften. Wo sie einen persönlichen Nutzen erkennt, greift sie entschlossen zu: Entgegen der Kollegialität sprach sich Keller-Sutter öffentlich für scharfe Sanktionen gegen Russland aus, be-

vor der Bundesrat etwas beschlossen hatte. In der Asylpolitik vermeidet die St. Gallerin jeden Ärger mit den Journalisten und ihren Flüchtlingsbeamten. Mit dem Schutzstatus «S» für alle Ukrainer hat sie die Personenfreizügigkeit auf weitere 44 Millionen Menschen ausgeweitet und delegiert das Weisungsrecht an Brüssel.

Guy Parmelin — Der erste SVP-Vertreter aus der Romandie hält sich strikt an die Kollegialität und vermeidet so unliebsame Negativschlagzeilen. Ein pannenfreies Präsidialjahr verschaffte ihm 2021 öffentlichen Respekt. Bei der Übernahme der EU-Sanktionen gegen russischstämmige Unternehmer in der Schweiz beugt sich Parmelin willig den Beamten seines freisinnigen Staatssekretariats für Wirtschaft. Auch lässt er sich gegenwärtig von Energieministerin Simonetta Sommaruga allzu gutmütig vorführen, wenn er Mitverantwortung beim drohenden Strom-Blackout übernehmen soll. Das wirkt so, als wenn die Brandstifter eines Waldbrands den Feuerwehrkommandanten beschuldigen,

er sei mit Löschen überfordert. Mit der Übernahme des Wirtschaftsdepartements wollte der Winzer für die Bauern Gutes tun und hat alle landwirtschaftsfeindlichen Vorlagen gewonnen. Jetzt hat er unerwartet mit unliebsamen Kriegssanktionen und Strom-Notfallübungen zu kämpfen.

Simonetta Sommaruga — Die Sozialdemokratin und Mitkämpferin für die Energiewende ist wie kein anderes Bundesratsmitglied gefordert. Sie versucht, den Kopf angesichts des drohenden Stromdebakels aus der Schlinge zu ziehen, indem sie bei ihren Auftritten und Sparappellen den Kollegen Parmelin wie einen siamesischen Zwilling mitschleppt. Dabei kommt ihr

Geschickt deutet Sommaruga die gegenwärtige Stromkrise zu einer «Energiekrise» um.

zugute, dass fast alle Medien ihre Erklärungsversuche wie ein Evangelium nachbeten. Sommarugas bessermenschliche Attitüde entfaltet Wirkung, indem sich Andersdenkende moralisch immer etwas minderwertig vorkommen. Geschickt deutet sie die gegenwärtige Stromkrise zu einer «Energiekrise» um und spricht fast nur von Öl und der entsprechenden Auslandabhängigkeit. Dabei geht vergessen, dass die Schweiz keinerlei Probleme mit dem Öl hat und bezüglich Solarpanels fast nur von China abhängt. Indem die Energieministerin auch gerne über den Gasmangel spricht, macht sie für die Strommangellage ausschliesslich Putin verantwortlich. Ihr persönliches Reinheft muss schliesslich makellos bleiben.

Ueli Maurer — Der amtsälteste Bundesrat versteht es, seiner SVP-Basis immer wieder heissersehnte «Zückerchen» zu verabreichen. Seine Äusserungen über die bedrohte Meinungsfreiheit, das Schuldenmachen oder die Kritik an den Covid-Massnahmen lassen die Journalisten schäumen und seine Anhänger jubeln. Dass seinem Finanzdepartement mittlerweile die OECD die Mindeststeuern für Unternehmen diktiert, hängt Maurer weniger an die grosse Glocke. Die Verantwortung für den gesamten Finanzplatz wurde längst an die Finma ausgelagert. Auch der Druck der Schweizer Grossbanken bei Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland sind kaum ein Thema. Dafür vertrat sein Eidgenössisches Steueramt nicht unbedingt die Interessen der Schweiz, als es die UBS mittels Weiterzug eines Entscheids ans Bundesgericht zwang, Steuerdaten an Frankreich auszuliefern. Viel lieber thematisiert der «Mann des einfachen Volkes», dass er als erster Bundesrat seinen Bundesweibel und damit die Lakaien-Dienste abgeschafft hat. Denn Ueli Maurer mag Bauernhöfe, keine Königshöfe.

Tschechisches Wetterleuchten

Die Demonstrationen in Prag gegen die bedingungslose Unterstützung der Ukraine sind ein Vorbote für einen heissen Herbst in Europa.

Wolfgang Koydl

Wenn den Tschechen etwas wirklich wichtig ist, versammeln sie sich auf dem Prager Wenzelsplatz. Hier, unter dem Reiterstandbild ihres Nationalheiligen König Václav, stellten sie sich 1968 mutig den Panzern des Warschauer Pakts entgegen. Hier, im Schatten des Nationalmuseums, entfachten sie gemeinsam mit ihrem neuen Nationalheiligen Václav Havel die «Samtene Revolution», die das Ende der kommunistischen Herrschaft einleitete.

Derzeit hängt an der Fassade des Nationalmuseums die blau-gelbe ukrainische Flagge, und dieser Umstand war nur ein Grund, warum am vergangenen Samstag wieder Zehntausende von Menschen auf den Wenzelsplatz strömten. Denn die fremde Fahne im Herzen ihrer Hauptstadt repräsentiert alles, was sie an der Politik ihrer Regierung stört: die Bevorzugung eines fremden Staates gegenüber dem eigenen Land.

Mindestens 70 000 Menschen waren zu der Kundgebung gekommen; einige Schätzungen gingen sogar von bis zu 100 000 Teilnehmern aus. Ihr Motto: «*Cesko na prvním místě*» – Tschechien zuerst. Donald Trump lässt grüssen.

«Zwei Pullover für uns»

Aufgerufen zu der Demonstration hatten rechte wie linke Parteien, aber auch zahlreiche Bürger waren dabei, die sich grundsätzlich als unpolitisch bezeichnen würden. Sie alle eint die Überzeugung, dass die Regierung unter dem konservativen Premierminister Petr Fiala seit Monaten der Ukraine Vorrang einräumt vor der eigenen Bevölkerung. Für das slawische Brudervolk sollen die Tschechen im Winter frieren und im Dunkeln sitzen. «Das Beste für die Ukraine und zwei Pullover für uns», stand sarkastisch auf einem Plakat. Der brave Soldat Schwejk lässt grüssen.

Für die höchsten Gaspreise in der Europäischen Union können sich die Tschechen jedoch beim deutschen Nachbarn bedanken. Die Tschechische Republik bezieht ihr Gas gross-

teils vom deutschen Unternehmen Uniper, das die Spitzenpreise vom Spotmarkt in Rechnung stellt. Uniper, zur Erinnerung, ist jenes deutsche Unternehmen, das von der deutschen Regierung gerade mit Steuergeldern gerettet wurde und für das eine umstrittene Gasabgabe geschaffen werden sollte, die deutsche Gaskunden zahlen sollen.

Der Reflex der Prager Regierung – und des europäischen Auslands – war erwartbar: Extremisten von der äussersten Rechten und Linken steckten hinter der Demonstration. Die Mehrheit der Bürger sei weiterhin fest in Solidarität mit der Ukraine verbunden. Doch diese Behauptung ist ebenso falsch wie die Versuche der deutschen Innenministerin Nancy Faeser, schon im Vorfeld ähnlicher Proteste in der Bundesrepublik alle Teilnehmer als Rechtsradikale zu diskreditieren.

Denn auf dem Wenzelsplatz versammelten sich etwa auch die Anhänger der Partei ANO (Aktion unzufriedener Bürger) des ehemaligen Ministerpräsidenten Andrej Babis, der bis letzten Dezember im Amt war. Auf der linken Seite lobte der Chef der Kommunisten, Josef Skála, bereits die «patriotische Front», und zu den Rednern gehörten angesehene Energieexperten ebenso wie der Dekan der Prager Wirtschaftsuniversität.



Tschechien zuerst: Wenzelsplatz, 3. September.

Sogar der eigene Justizminister widersprach Premier Fiala, der «prorussische» Elemente witterte, die gegen tschechische Interessen agierten. Im Gegenteil, so Pavel Blazek, es habe sich um Menschen gehandelt, «die sich vor der Zukunft fürchten», nicht um «fanatische Putinisten».

Die Kundgebung soll kein Einzelfall bleiben. Die Organisatoren sind nach eigenen Worten mit Unternehmen, Gewerkschaften und Landwirten im Gespräch. Falls das Kabinett Fiala nicht bis zum 25. September zurücktritt und einer Expertenregierung Platz macht, wollen sie einen Generalstreik ausrufen.

Für das slawische Brudervolk sollen die Tschechen im Winter frieren und im Dunkeln sitzen.

Auch der Politologe Vlastimil Havlik schrieb in der Zeitung *Mladá fronta Dnes*, dass sich die Lage weiter zuspitzen werde, da die Möglichkeiten der Regierung begrenzt seien. Er erwarte mehr soziale Unruhen und Zulauf zur ANO-Partei. Ihr «zentristischer Populismus» erfahre angesichts der Krise zunehmend Zulauf auf den Flügeln des politischen Spektrums.

Die Gewerkschaften stehen übrigens auch jenseits der tschechischen Grenze in Deutschland bereit, um sich Demonstrationen anzuschliessen.

Allein deshalb dürften die Versuche der Bundesregierung nicht verfangen, alle erzürnten Bürger in die rechte Schublade zu stecken. Zwei erste Montagsdemonstrationen, die in Leipzig von der Linkspartei sowie der rechten Partei der freien Sachsen organisiert worden waren, verliefen überwiegend friedlich und zogen mehrere Tausend Menschen an.

Hauptredner bei den Linken war alt Parteichef Gregor Gysi. Seinen Worten folgte auch der politische Gegner, ebenso aufmerksam wie wohlwollend.

Schnellste Bernerin der Welt

Sprinterin Mujinga Kambundji, 30, und ihre zehn Jahre jüngere Schwester Ditaji sind die besten Botschafterinnen der Schweizer Leichtathletik.

Thomas Renggli

Wenn Mujinga Kambundji nach den Sternen greift und im Sprint die Weltspitze aufmischt, verzückt sie das ganze Land. Und wenn sie nach dem Rennen in die Schweizer Mikrofone spricht, tönt sie, als habe sie in ihrem Leben nur Mani Matter und Polo Hofer zugehört. Ein authentischeres *Bärner Modi* kann man sich kaum vorstellen.

Kambundji, die an den EM in München im August über 200 und 100 Meter Gold respektive Silber gewann, ist die beste Botschafterin der Schweizer Leichtathletik. Dass sie aufgrund ihrer kongolesischen Wurzeln rein optisch diesem Anspruch nur bedingt gerecht wird, wertet diese Vorbildfunktion eher noch auf. Mujinga ist das Gesicht der modernen Schweiz – und der lebende Beweis, dass die multikulturelle Gesellschaft perfekt funktionieren kann. Ihre zehn Jahre jüngere Schwester Ditaji, die in München mit dem dritten Platz über 100 Meter Hürden den Familien-Medaillensatz komplettierte, verstärkt dieses Gefühl.

Berührende Geschichten

Geben die Kambundjis Vollgas, jubeln auf der Tribüne oft drei Generationen mit. Mutter Ruth, Vater Safuka, die Schwestern Kaluanda und Muswama – und die Grossmutter Hanni Nafzger. Die Verbindung zu ihr sei speziell, sagt Mujinga Kambundji stellvertretend: «Ihr Bauernhof in Noflen ist der Ort, wo ich hingeh, wenn ich Ruhe brauche. Es gibt immer etwas Feines zu essen, einen warmen Platz am Ofen im Winter oder einen Sonnenplatz im Sommer. Es ist der Rückzugsort, wo die Familie zusammenkommt.»

Die Geschichten, die Mujinga und Ditaji schreiben, berühren die Menschen. Es sind Geschichten, die in einem Hinterhof oder auf einer einsamen Laufbahn beginnen – und im Rampenlicht enden. Der renommierte Sprinttrainer Adrian Rothenbühler kennt die schnellen Schwestern besonders gut. Er führte Mujinga einst an die Weltspitze – und betreut nun Ditaji auf ihrem Weg aufs EM-Podest. Zur Kraft, die den beiden die Familie gibt, sagt er: «Das ist ein unglaublich starker Faktor, ein Hafen der



«Immer mit einer gesunden Portion Risiko»: Mujinga (l.) und Ditaji Kambundji.

Sicherheit, der gerade in schwereren Zeiten grossen Halt gibt. Jeder Trainer, der mit den beiden arbeitet, muss das wissen.»

Mujinga bestätigt die Worte eins zu eins: «Die Familie ist vor allem dann extrem wichtig, wenn die Öffentlichkeit nicht dabei ist und es mal nicht so gut läuft. Vor allem in schwierigen Momenten braucht man jemanden, mit dem man über alles sprechen kann.» Aber auch in einem Wettkampf könne es den Unterschied ausmachen, wenn man den Support so intensiv spüre: «An den EM war alles sehr speziell und hochemotional. Es ist immer ein sehr schönes Gefühl, wenn die Familie im Stadion ist, auch wenn man auf der Bahn davon nicht direkt etwas spürt.»

Nur vorwärts

Dass sie jemals an einem Grossanlass Gold und Silber im Sprint gewinnen würde, hätte sie nie gedacht. Aber in gewisser Weise verlief ihr Entwicklungsprozess ganz natürlich. Mujinga Kambundji sagt: «Ich wurde im Verlauf der Jahre immer schneller, und meine Ziele wurden immer höher.» Grundsätzlich könne man sagen, dass in der Schweizer Leichtathletik eine

extrem positive Dynamik entstanden sei: «Die sechs Medaillen, die wir in München gewinnen konnten, machen solche Erfolge auch für die nächste Generation greifbar.» Man dürfe nicht vergessen, wie gross die Konkurrenz in der Leichtathletik sei: «Praktisch in jedem Land der Erde rennt jemand.»

Mujinga und Ditaji. Schnelligkeit und Erfolg verbinden die beiden. Neben der Bahn gibt es aber auffällige Unterschiede. Ist Mujinga in ihren Interview-Aussagen analytisch und reflektiert, schwingt bei Ditaji das Emotionale immer mit. Diese Einschätzung teilt auch Trainer Rothenbühler: Bei Ditaji gebe es nur ein Prinzip: «Vorwärts, vorwärts, vorwärts – immer auch mit einer gesunden Portion Risiko.»

Gleichen würden sich die beiden hingegen in der lustbetonten Art, in der sie ihrem Sport nachgingen: «Die Eltern machen alles für die Kinder, aber Druck gibt es keinen», sagt Rothenbühler und nennt eine weitere Gemeinsamkeit: «Beide haben ihr Potenzial noch nicht ausgereizt. Beide werden noch schneller werden.» Das sind schlechte Neuigkeiten für die Gegnerinnen, aber wunderbare Worte für die Schweizer Leichtathletik.

Auf der Hecktür prangt die Nummer 200, es ist der Armee-Code für Tote

Ukrainische Streitkräfte haben im Süden des Landes einen Grossangriff gestartet. Reportage von den ersten Tage der Gegenoffensive bei Cherson.

Stefan Graf und Kurt Pelda



Den Russen die Initiative entrissen: Flugabwehr in der Ostukraine.

Mikolajew

Die toten Soldaten werden in Schiffscontainern zwischengelagert, nur wenige Kilometer hinter der Front. Den ukrainischen Streitkräften fehlt es an Fahrzeugen, um die Gefallenen schnell aus dem Kampfgebiet zu evakuieren und sie ihren Familien in Würde zu übergeben. Darum helfen auch Zivilisten mit, die Leichen von der Front wegzubringen. Für manche Tote gibt es nicht einmal die schwarzen Leichensäcke aus Plastik, die man in solchen Fällen verwendet. Die leblosen Körper sind nummeriert, mit weissen Etiketten. Die Soldaten, die mit den Leichen hantieren, kümmern sich nur um die Nummern, nicht um die Namen von Gefallenen. Eine Frau mit roten Haaren hat die Papiere der toten Soldaten, sie gleicht die Namen mit den Nummern ab.

Es sind die ersten Tage der ukrainischen Gegenoffensive im Süden des Landes, und es das erste Mal, dass die Streitkräfte einen Grossangriff starten. Die Front bei der Provinzhauptstadt Cherson ist ungefähr 200 Kilometer lang. Sie liegt ausschliesslich am westlichen Ufer des mächtigen Dnjepr. Einzig in diesem Frontabschnitt haben es die russischen Invasoren schon früh im Krieg geschafft, den Dnjepr zu

überqueren und sich am westlichen Ufer festzusetzen. Dort befinden sich die Russen in einer exponierten, vom Nachschub teilweise abgeschnittenen Lage.

Mit der Offensive steigen auch die Verluste der Ukrainer. Waren sie vorher Verteidiger in vorbereiteten Stellungen mit Gräben, Bunkern und Maschinengewehrnestern, häufig noch zusätzlich geschützt durch Minenfelder, sind es nun sie, die nach Artillerievorbereitung über mehrheitlich offenes Gelände Grabensysteme der Russen stürmen müssen. Das ist offensichtlich riskanter und verlustreicher, als wenn man selbst Territorium verteidigt.

Spione und Kollaborateure

Das Resultat ist bei den Schiffscontainern im rückwärtigen Gebiet zu sehen. Der Geruch ist so stark, dass niemand uns zu erklären braucht, was hier zwischengelagert wird. Einer von drei Containern ist geöffnet. Im Innern liegen ausschliesslich gefallene Soldaten. Filmen dürfen wir hier nicht, nur beobachten. Manchmal wischen Soldaten das Blut ab, das sich aussen auf den schwarzen Plastiksäcken sammelt.

Ein Zivilist gibt einer Mitarbeiterin sein Telefon, damit sie die Verletzungen der Gefallenen

dokumentiert. Bei einigen der Toten hat die Leichenstarre bereits eingesetzt. Da, wo es genügend Verpackungsmaterial gibt, packen die Überlebenden die Toten an den Füßen und stecken sie in Säcke, bevor sie die Gefallenen in einen weissen Lieferwagen mit der kyrillischen Aufschrift «rituelle Dienste» legen. Auf der Hecktür prangt die Nummer 200, Armee-Code für «Tote». 300 bedeutet dagegen «Verwundete». Die meisten Soldaten sind entweder direkt im Gefecht gefallen oder bei Artilleriebeschuss durch die Russen.

Wir fahren in einem kleinen Konvoi, mit drei Getöteten im Kofferraum, weg vom Kampfgebiet nach Südwesten, in die Hafenstadt Odessa. Dort steht ein Leichenschauhaus, in dem auch tote Zivilisten bis zum Begräbnis untergebracht sind. Erst hier gibt es für die drei Gefallenen Särge. Angehörige müssen die Toten zuerst identifizieren. Danach legen drei Männer die schwarzen Säcke mit den leblosen Körpern in weinrote Holzsärge, unter den wachsamen Blicken einer jungen Frau, die ein schwarzes T-Shirt, eine Uniformhose in Tarnfleck und

Von Luftunterstützung habe jede Spur gefehlt, deshalb sei den Russen nur der Rückzug geblieben.

eine Pistole am Gürtel trägt. Die Begräbnisse finden jeweils am frühen Morgen statt. Das sei so Brauch in der Ukraine, wird uns erklärt.

Die Offensive begann am 29. August, und in den Tagen davor waren Vorbereitungen zu sehen. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir noch nicht, worum es wirklich ging. In Mikolajew, einer wichtigen ukrainisch kontrollierten Stadt rund sechzig Kilometer nordwestlich von Cherson, werden die Kontrollen an den Strassensperren verstärkt. Auch Patrouillen sind vermehrt unterwegs, um mutmassliche Spione und Kollaborateure zu enttarnen. Es gibt Leute, die es den Russen melden, wenn ukrainische Soldaten Quartier in einem bestimmten Gebäude beziehen. Und wenn die Russen dann ihre schweren Artillerieraketen

aus der Gegend von Cherson abfeuern, melden die Spione, wo genau die Geschosse eingeschlagen sind.

Auf der anderen Seite der Front herrschen ähnliche Verhältnisse. Dort sind es Ukrainer, die sich gegen die russische Besatzung wehren, indem sie den ukrainischen Streitkräften Zielkoordinaten übermitteln; oder die Bewohner von Mikolajew in Chatgruppen warnen, wenn sie die Abschüsse russischer Raketen in Cherson hören.

Eine Einheit nimmt uns mit nach draussen, irgendwo ins Gelände hinter der Front. Wir dürfen keine Ortsnamen verraten, darum bleiben die Angaben vage. Die Kämpfer sind noch mit den Vorbereitungen für die Offensive beschäftigt. Alte Schützenpanzer vom Typ BMP-1 fahren mit quietschenden Ketten am Waldrand vor und stellen sich einer nach dem andern ungefähr 150 Meter vor einer weissen Zielscheibe mit drei schwarzen Kreisen auf. Der Bordschütze richtet die Kanone aus, ein spezialisierter Soldat justiert das Visier mit einem besonderen Werkzeug. Dieser Vorgang wird nicht nur bei den Panzern durchgeführt, sondern auch bei schweren Maschinengewehren und Minenwerfern.

Vergeltung der Russen

In einem kleinen Lazarett treffen wir eine uniformierte Ärztin. Galina kommt ursprünglich aus der Russischen Föderation und hat inzwischen die ukrainische Staatsbürgerschaft. Ihre Familie in Russland hat kein Verständnis dafür, dass sie sich nun für die ukrainische Seite einsetzt. Galina trägt eine Sonnenbrille, Militärstiefel und kurze Hosen im Tarnfleck. Während sie uns herumführt, schlagen in der Umgebung russische Granaten ein. Galina bleibt unbesorgt, richtet den Blick aber dann und wann wachsam in Richtung Front. Dazwischen lächelt sie beruhigend. Neben dem Lazarett kreuzen sich derweil zwei ukrainische Panzer. Sie halten kurz an, damit sich die Besatzungen austauschen können.

Als die Offensive beginnt, befinden wir uns in Mikolajew. Wir erfahren die Neuigkeiten nicht aus den Medien, sondern merken es, weil der russische Raketenbeschuss drastisch zunimmt. Waren es vorher zwei bis zehn Einschläge pro Tag, wird diese Zahl zu Beginn des ukrainischen Angriffs auf etwa dreissig in die Höhe katapultiert. Es ist die Vergeltung der Russen.

Viele ausländische Journalisten sind frustriert, weil sie die Streitkräfte nicht in Frontnähe begleiten dürfen. Kiew hat eine Informationsperre erlassen. Wer sich nicht daran hält, muss mit Repressalien rechnen. Ausserhalb von Mikolajew sehen wir Kolonnen von Panzern, die unterwegs zur Front sind. Zwei ukrainische MiG-29 fliegen über unsere Köpfe in Richtung Cherson. Die Soldaten berichten auch von Angriffen türkischer Bayraktar-Drohnen auf

russische Panzerfahrzeuge und Nachschubkolonnen. Offenbar haben die Ukrainer – angeblich mit amerikanischen Anti-Radar-Raketen – Teile der russischen Flugabwehr ausser Gefecht gesetzt. Sonst wäre es undenkbar, dass die langsamen türkischen Drohnen überhaupt in Frontnähe operieren könnten.

Wegen der Kiewer Informationsperre stützen wir uns bei der Beurteilung des ukrainischen Vormarschs auf russische Quellen. So berichtet der Informations- und Propagandakanal der russischen Wagner-Söldnertruppe von einer erfolgreichen Überquerung des Inhulez-Flusses bei Andriwka durch die

GENEVA | LUGANO | ZÜRICH | LUXEMBOURG
| BEIJING | HONG KONG

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.
To meet both
your personal and
corporate needs.

Wealth Management &
Corporate Advisory solutions.
www.bil.ch

BIL
1856
BANQUE INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

Ukrainer: Die in der Nähe stationierten russischen Elitetruppen forderten Artillerieunterstützung an, doch diese wurde erst Stunden später gewährt. Auch von Luftunterstützung habe jede Spur gefehlt, deshalb sei den Russen nur der Rückzug geblieben.

Ausserdem hätten die Ukrainer bei der Ortschaft Vysokopolye eine Kompanie russischer Luftlandetruppen eingeschlossen. Erst nach zweitägigen Kämpfen sei den Russen der Ausbruch gelungen, worauf die Ukrainer das Städtchen eingenommen hätten. Offenbar rücken die Ukrainer langsam vor, sie haben den Russen die Initiative entrissen. Und als ersten politischen Erfolg können sie verbuchen, dass das von Moskau für September geplante Referendum über den Beitritt zur Russischen Föderation im Oblast Cherson wegen der Offensive abgesagt wurde.

Stefan Graf ist ein Schweizer Kameramann, der sich seit fast drei Monaten in der Ukraine aufhält.
Kurt Pelda ist Ukraine-Korrespondent von CH Media.

Vier-Milliarden-Schirm für die Axpo

Normalerweise mahlen die Mühlen in Bundesbern langsam, sehr langsam. Aber wenn es lichterloh brennt, geht plötzlich auch im Bundesrat alles ruckzuck.

Swissair, die Grossbank UBS, die Bereitstellung von Hilfskrediten für Unternehmen während der Corona-Krise, das alles wurde innerhalb von wenigen Stunden besiegelt.

Und nun muss sich auch der Stromkonzern Axpo unter den rettenden Schirm der Eidgenossenschaft begeben. Wegen der extremen Preissteigerungen an den Strommärkten und zur Absicherung von Termingeschäften bekam das Unternehmen vom Bund einen Kreditrahmen von vier Milliarden Franken zur Verfügung gestellt.

Die Regierung sass einmal kurz zusammen und segnete das Rettungspaket ab. Ende des letzten Jahres musste bereits die Firma Alpiq ein entsprechendes Gesuch einreichen, zog dieses aber wieder zurück. Worauf der Bundesrat einen Schutzschirm für systemrelevante Stromkonzerne beschloss.

Die Vorlage ist zurzeit im Parlament in der Beratung. Man will dadurch verhindern, dass die Stromversorgung des Landes wegen Liquiditätsengpässen eines grossen Energiekonzerns gefährdet ist.



Das Risiko trägt der Steuerzahler: Axpo-Chef Brand.

So weit sind wir also schon. Natürlich macht man sofort den Krieg in der Ukraine verantwortlich, dass der Strommarkt verrückt spielt. Tatsächlich sind die Strompreise an der Strombörse schon 2021 in die Höhe geschossen – auch wegen zu viel Klimaschutz, der die Energie verteuert.

Ausserdem führt die Energiewende zu einer Verknappung des Angebotes.

Und das Resultat dieser Operationen ist, dass die grossen Stromversorger des Landes die Risiken ihrer Alltagsgeschäfte auf die Steuerzahler abwälzen.

Hubert Mooser

Cassis liegt grundsätzlich richtig

Mit der Übernahme der EU-Sanktionen betrat die Schweiz neutralitätspolitisch Neuland. Die Sprengkraft wurde erkannt, doch hätten wir uns nicht diesem Zeitdruck unterwerfen sollen.

Hans-Peter Portmann

Der Einmarsch russischer Militärtruppen in die Ukraine hat nicht nur die jahrzehntelange Friedensstabilität zwischen Ost und West zunichte gemacht, sondern auch verschiedenste Staaten aufgrund ihrer wirtschaftlichen oder militärischen Bündniszugehörigkeiten dazu gezwungen, Partei zu ergreifen und aktiv die legitimierte Landesverteidigung der Ukraine zu unterstützen. Für die Schweiz ist diese geopolitische Entwicklung nun zur Nagelprobe ihrer Neutralität geworden. Könnte man die Handhabung von Neutralität mit weltweit einheitlichen Kriterien definieren, so würde die Positionierung der Schweiz um ein Vielfaches einfacher.

Tatsache ist aber, dass zwar rund zwei Dutzend Staaten sich als neutral bezeichnen, sich dies aber lediglich entweder historisch oder durch Eigendeklarationen begründen lässt. Völkerrechtlich bindend haben nach dem beabsichtigten Beitritt von Schweden und Finnland zur Nato nur noch die Schweiz, Liechtenstein, Serbien, Moldawien, die Mongolei, Turkmenistan, Rwanda, Costa Rica und der Vatikan den internationalen Status der Neutralität.

Mit der Unterzeichnung des Haager Abkommens aus dem Jahr 1907 hat sich die Schweiz verpflichtet, sich an keinen Kriegen zu beteiligen, seine Selbstverteidigung sicherzustellen, bei Rüstungsgütern die Kriegsparteien gleich zu behandeln, keine Söldner anzubieten und sein Staatsgebiet den Kriegsparteien nicht zur Verfügung zu stellen.

Erstaunliche Einigkeit

Auch wenn im aktuellen Umfeld hierzulande verschiedenste Exponenten aus Politik und Gesellschaft sich mit Ideen zur Massregelung des russischen Aggressors überbieten, ist es doch erstaunlich, wie alle Experten sowohl aus dem traditionellen wie auch aus dem progressiven Lager betreffend die zwingend einzuhaltenden Minimal-Neutralitätsstandards sich einig sind. Diese Einschätzung deckt sich voll und ganz mit meiner Überzeugung zur Neutralität, die ich wie folgt formuliere:

Für mich ist es selbstverständlich, dass das Neutralitätsrecht es uns nicht erlaubt, sich an einem bewaffneten Konflikt zu beteiligen, Waffen zu liefern oder eine der Parteien in irgendeiner Art und Weise in ihrem kriegerischen Handeln zu begünstigen. Das heisst nicht, dass wir zu Gräueltaten sowie Ver-

Verschiedenste EU-Länder brauchten viel mehr Zeit, bis sie die EU-Sanktionen umsetzten.

letzungen von Menschen- und Souveränitätsrechten schweigen müssen. Letztlich hängt unser aller Wohlergehen von der globalen Einhaltung dieser Völkerrechte ab.

Nun stellt sich die Frage, wie die Schweiz überhaupt ein solidarisches Mitwirken bei der Bekämpfung von Kriegsaggressoren neutralitätspolitisch legitimieren kann. Persönlich würde ich dies so umschreiben: «Die Schweiz soll im aussenpolitischen Handeln ihre Neutrali-

tät so umsetzen, dass jegliche internationale Massnahmen, die zur Wiederherstellung des internationalen Völkerrechts führen, gefördert werden.» Die zuständigen Parlamentskommissionen haben die Sprengkraft der aktuellen Neutralitätsauslegung erkannt und die Arbeit einer diesbezüglich notwendigen Gesetzesüberprüfung an die Hand genommen.

Swissness-Abweichungen

Mit der Übernahme der EU-Sanktionen hat die Schweiz neutralitätspolitisch Neuland beschritten. Es war richtig, dass sie die EU-Sanktionen auch vollzogen hat. Jedoch hätten wir uns nicht diesem Zeitdruck unterwerfen, sondern eine differenziertere Analyse sowie allenfalls im Detail gewisse Swissness-Abweichungen vornehmen sollen. Verschiedenste EU-Länder brauchten viel mehr Zeit als die Schweiz, bis sie die EU-Sanktionen umsetzten. Die massiven Völkerrechtsverletzungen und der Angriffskrieg durch Russland hatten eine Dimension angenommen, in deren Licht es international nicht mehr erklärbar gewesen wäre, wenn Schweizer Firmen weiterhin *business as usual* betrieben und damit Profiteure von internationalen Sanktionen wären.

Bei aller emotionalen Sympathie für die Ukraine gehört zu einer faktenbezogenen und seriösen Politik jedoch auch, dass man die Wirkung und die Schäden von Sanktionen laufend überprüft und allenfalls auch korrigiert. Unser Wohlstand hängt mehrheitlich von unseren globalen Wirtschaftsbeziehungen ab. Darum können wir uns den Erwartungen unserer Handelspartner in Bezug auf ein solidarisches Mittragen von Massnahmen gegen einen Aggressor nicht verschliessen.

Neutralität macht nur dann Sinn, wenn das Handeln daraus auch von der internationalen Gemeinschaft anerkannt wird. Das traditionelle «Beiseitestehen» wird heute weitherum in Konflikten als Profiteur-Verhalten gewertet und nicht mehr als neutraler Status akzeptiert.

Hans-Peter Portmann ist Nationalrat (FDP, ZH) und Vizepräsident der Aussenpolitischen Kommission.



Links. Punkt. Ausrufezeichen

Beschwerden gegen das Schweizer Fernsehen gibt es nie von den Linken. Ist das nicht rätselhaft?



Klar, müssen wir heute etwas über Sandro Brotz reden. Letzte Woche fasste der «Arena»-Moderator eine der heftigsten Watschen, die je ein Journalist des Schweizer Fernsehens eingefangen hat.

Brotz hatte Anfang 2022 den SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi als Rassisten diskriminiert. Brotz in seiner Sendung wörtlich zu Aeschi: «Wir halten glasklar fest, dass das, was Sie gesagt haben, rassistisch war. Punkt. Ausrufezeichen.»

Die unabhängige Beschwerdeinstanz des Fernsehens beurteilte TV-Moderator Brotz, der mit Punkt und Ausrufezeichen eine links-ideologische Inquisition zelebrierte, als «irreführend», also als journalistisch unbrauchbar. Natürlich bleibt er dennoch im Job.

Vergleichbar heftig war nur die Watsche, die «Kassensturz»-Moderator Ueli Schmezer 2015 bekommen hatte. Kurz vor den Wahlen hatte er in seiner Sendung glühende Werbung für Links-Grün und gegen die SVP gemacht. Als «schlicht inakzeptabel» beurteilte die Ombudsstelle den Verstoss. Natürlich blieb Schmezer im Job, bis er nun für den linken Flügel der SP als Nationalrat kandidiert.

In beiden Fällen kam die Beschwerde, die zur Verurteilung der Moderatoren führte, aus der SVP. Das ist die konservative Regel im Geschäft, wenn TV-Geschädigte an die TV-Ombudsstelle und die TV-Beschwerdeinstanz gelangen. Alle Beschwerden gegen den Sender kommen aus bürgerlichen Kreisen.

Die Beschwerden gegen das Fernsehen stammen oft aus SVP und FDP, seltener aus der CVP. Auch traditionelle Verbände gelangen regelmässig mit Kritik an die zwei TV-Aufsichts-

stellen, etwa der Bauernverband, der Haus-eigentümergeverband, der Gewerbeverband, der Arbeitgeberverband und die Offiziersgesellschaft.

Von Linken und Grünen gibt es nie Beschwerden gegen das Schweizer Fernsehen.

Das ist sehr rätselhaft. Wenn das öffentliche Fernsehen politisch völlig neutral wäre, wie es bei jeder Gelegenheit betont, dann müsste sich das entsprechend niederschlagen. Jeder Statistiker weiss in diesem Fall: Politische Neutralität führt dazu, dass 50 Prozent der Beschwerden

Alle TV-Flops der jüngeren Zeit kommen aus derselben rot-ideologischen Ecke.

eher von links und 50 Prozent der Beschwerden eher von rechts kommen müssen.

Von links kommt aber nichts. Das Verhältnis bei Beschwerden ist im Links-Rechts-Raster nicht 50:50, sondern 1:99.

Und damit wären wir bei der grossen Ausnahme. Es gab tatsächlich eine TV-Beschwerde, die aus der linken Ecke kam.

Mitte 2019 reichte SP-Nationalrätin Jacqueline Badran eine Beschwerde gegen das Wissenschaftsmagazin «Einstein» ein. Sie störte sich am Satz: «Opfer haben in der Schweizer Politik keine Lobby», weil damit die Opferhilfe der SP ungenügend gewürdigt werde. Natürlich war das so kurz vor den Wahlen ein PR-Gag von Badran. Aber zur allgemeinen Verblüffung gab der TV-Ombudsmann ihr recht.

Badrans Einzelaktion ändert allerdings wenig am generellen Befund. Sendekritik am öffentlich-rechtlichen Funk kommt fast ausschliesslich von rechts der Mitte. Das ist bei uns genauso wie bei der deutschen ARD oder bei der italienischen Rai. Die Linke aber verehrt ihre Staatssender überall.

Auf der TV-Redaktion im Leutschenbach führt das zu einer Art Verkrampfung. Die Beschwerdeflut ergiesst sich immer nur von der bürgerlichen Seite. Man wartet also nur darauf, diesen rechten Nörglern wieder mal so richtig heimzuleuchten.

Alle TV-Flops der jüngeren Zeit, die von den Beschwerdeinstanzen angeprangert wurden, kommen denn aus derselben rot-ideologischen Ecke. Dazu gehört der «verfälschende» Bericht der «Rundschau», wonach Schweizer Kampfflugzeuge Bomben auf Tschechien abwerfen könnten. Dazu gehört die «nicht sachgerechte» Behauptung der «Tagesschau», dass die Schweizer 78 Milliarden zu viel an Miete bezahlten. Dazu gehört der «aktivistische» Aufruf der TV-News-Redaktion für gendernden Sprachgebrauch. Und dazu gehört die «apodiktische» Rassismuskeule des «Arena»-Moderators Sandro Brotz gegen einen SVP-Politiker.

Wir machen Sandro Brotz darum einen konstruktiven Vorschlag. Stellen Sie sich in einer der nächsten «Arena»-Ausgaben vor einen SP-Politiker, und sagen Sie: «Wir halten glasklar fest, dass das, was Sie gesagt haben, links-extremistisch war. Punkt. Ausrufezeichen.»

Das wird dem Schweizer Fernsehen zwar wieder eine Beschwerde eintragen. Aber die Lage wäre danach erheblich entspannter.

Ultramarin inmitten einer Welt am Abgrund

In Jumpsuit und Birkenstock-Sandalen verkörpert Nationalratspräsidentin Irène Kälin die Zukunft der Politik. Stadtbummel mit der höchsten Schweizerin.

Tom Kummer

Punkt 11.30 Uhr. Besuchereingang. Angespannte Ruhe. Der Fedpol-Beamte beobachtet mich scharf. Das Bundeshaus sei aus terroristischer Sicht ein attraktives Ziel, behaupten Sicherheitsexperten. Darum wurde kürzlich für 5 Millionen Franken aufgerüstet. Der Beamte studiert meinen Ausweis, mein Äusseres: schwarzgekleidet, abstehende Haare, seitlich rasiert, fremdländisch wirkende Lippen, Profiling-Typ «Wanderprediger» oder «Mitglied einer Kommunikations-Guerilla».

Der Fedpol-Beamte tippt jetzt unruhig Daten in den Computer, als ob es nichts Gutes verheissen kann, wenn einer wie ich hier Zutritt erhält. Einer, der behauptet, über die Handy-Nummer der höchsten Schweizerin zu verfügen, die ihn übrigens gleich hinter der Sicherheitsdrehtür und nach der Ganzkörperbestrahlung höchstpersönlich abholen werde, um später einen Stadtbummel zu unternehmen. So sei es mit Nationalratspräsidentin Irène Kälin ausgemacht, sage ich. Wer's glaubt!

Magie des ersten Eindrucks

Der Fedpol-Beamte beobachtet jetzt, wie ich nach dem Body-Scan unsicher auf dem rechten Fuss balanciere, um meinen linken Schuh anzuziehen. Am Ende der Sicherheitskontrolle erkenne ich eine junge Frau in einem blauen Jumpsuit. Es ist nicht irgendein Blau, sondern ein Ultramarinblau! Zum Jumpsuit trägt sie Birkenstock-Sandalen, an denen je eine goldene Schnalle glänzt. Die Schnallen blenden angenehm. Das Ultramarinblau dringt bereits tief in meine Augen, wirkt auf mich wie die schönste Farbe der Welt – inmitten einer Wüste aus Krisen, einer Welt am Abgrund.

Vielleicht sind es die Röntgenstrahlen, die mein Hirn verwirren. Denn so eine Farbe Blau kann man selbstverständlich auch gelassener betrachten. Wie überhaupt alles, was ein Reporter mit eigenen Augen sieht, nicht deswegen schon real sein muss. Ein heikles Thema, das ich mit unserer Nationalratspräsidentin vielleicht am Ende des Spaziergangs besprechen könnte: wie Realität immer nur eine Konstruktion der eige-

nen Sinnesreize und Gedächtnisleistung bedeutet, jede Wahrnehmung also vollständig subjektiv ist. Und wie also das Metathema Wahrheit immer mitgedacht werden sollte. Immer.

Der Fedpol-Beamte blickt jetzt leicht beschämt gegen den Boden. Ich nähere mich dem Ultramarinblau, erkenne ein freundlich lächelndes Gesicht, schüttle eine starke Hand, und eine Frauenstimme sagt dann in leicht aargauisch-gefärbtem Dialekt: «Ich bin die Irène.»

Etwas irritiert über diese Leichtigkeit des Seins antworte ich verzögert mit: «Freut mich, ich bin Tom!» Und ahne schon, was mir droht: Befangenheit! Ich mag ihre Sprache. Ich mag

Sie spricht unschweizerisch schnell und wirkt trotzdem authentisch. Was für ein Fortschritt!

ihren Stil. Es ist die Magie des ersten Eindrucks! Ihre Stimme scheint Gefühle zu transportieren. Meine Nationalratspräsidentin!

Wir laufen eine Treppe hoch, womöglich Richtung Büro. Über uns die Kuppelhalle des Parlamentsgebäudes, gekrönt vom Leitmotiv, das in einer Höhe von 33 Metern thront: «unus pro omnibus – omnes pro uno» (einer für alle, alle für einen). Es soll signalisieren, dass der Bund als Einheit in der Vielfalt garantiert, die Interessen aller Kantone gleichwertig zu vertreten, während die Kantone ihre Sonderinteressen dem Wohl des Bundesstaates unterzuordnen haben. In diesem Haus muss also dem Volk gedient werden, selbstlos, müssen die Welt und die Gesellschaft positiv beeinflusst, Wahrheiten erkannt und muss entsprechend gehandelt werden.

Wäre da bloss nicht dieses Ultramarinblau, vielleicht die schönste Farbe der Welt! Die goldenen Schnallen auf Birkenstock-Sandalen, die nicht einfach Schuhwerk sind – sondern eine zeitlose Botschaft tragen: dass Äusserlichkeiten immer «politisch» sind. Immer. Denn wer läuft schon mit Birkenstock-Sandalen durch diese heiligen Hallen? Natürlich eine grüne Politikerin!

Entscheidend für mich: Die Sandalen tragen golden glänzende Schnallen. Ein angenehmes

Detail in einer krisengeschüttelten Welt! Obwohl wir alle wissen: Solche Details können Regierungen stürzen, Menschen zerstören. (Die finnische Ministerpräsidentin musste gerade um ihren Job fürchten – wegen eines Tanzvideos, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war!)

Ich mag marineblaue Jumpsuits – dieses enggeschnittene, einteilige Kleidungsstück, 1919 erstmals als Funktionskleidung für Fallschirmspringer/-innen entworfen. Der Overall hingegen sitzt lockerer und wäre weitaus praktischer. Overalls wurden von Männern getragen, die in den Kohlenbrennern gearbeitet haben, und wurden während des Zweiten Weltkriegs von den Frauen in den Munitionsfabriken übernommen. Um sich dem Frauenkörper anzupassen, wurde das männliche Modell in den 1930er Jahren enger anliegend und die Hosenbeine glockenförmiger geschnitten. Nur wenige Menschen haben so was damals getragen, meistens Frauen aus besseren Kreisen. Es dauerte noch dreissig Jahre, bis sich der Jumpsuit etablieren konnte.

Und natürlich wird mir plötzlich bewusst, dass ich mit diesen Gedanken bereits tief im Schlamm stecke. Würde mich das Thema Kleidung bei einem Politiker auch interessieren? Klar! Obwohl Irène später behauptet, als Frau häufig auf ihr Aussehen reduziert zu werden – «was einem Mann nicht passiert». Trotzdem macht sie in der Öffentlichkeit nie einen Hehl daraus, dass sie ein Privatleben hat, Persönliches freigibt. Sie erscheint dadurch nahbar – und schafft es trotzdem immer, seriös zu wirken. Ist das perfektionierte Öffentlichkeitsarbeit? Oder ganz natürliches PR-Talent? Schliesslich sind wir alle in die vom Schein beherrschte Welt der Postmoderne hineingeboren worden, deren bestimmendes Element die Show ist. In der Show gibt es keine Wahrheit, sondern Effekte.

Kälins Shitstorm-Register

Ich betrachte jetzt das Kernstück der Kuppelhalle, eine 24 Tonnen schwere Skulptur, welche die drei Eidgenossen beim Rütlichswur zeigt. Doch die drei Eidgenossen schwören nicht, wie eigentlich üblich, mit erhobener Hand, sondern mit gesenktem Arm auf den Bundesbrief mit den

drei Siegeln. Diese ungewohnte Darstellung löste bei der Einweihung 1902 einen Shitstorm aus. Erschaffen hat die Skulptur James Vibert aus Genf. Er musste sich und sein Werk mit den gesenkten Armen heftig verteidigen: «Das Schwören mit erhobener Hand ist eine theatralische Geste und entspricht ganz und gar nicht dem helvetischen Temperament.» Die Schweiz – ein Tempel der Bescheidenheit! Wer's glaubt.

Und obwohl damals allgemein gefordert wurde, ausschliesslich einheimische Materialien aus allen Kantonen für den Bau des Parlamentsgebäudes zu verwenden, wählte Vibert hellgelben Botticino-Kalk aus dem italienischen Brescia – und löste einen noch grösseren Shitstorm aus. Details!

Und jetzt also dieses Ultramarin und die goldenen Schnallen unserer Nationalratspräsidentin. Geboren am 6. Februar 1987 in Lenzburg, Bürgerort Einsiedeln, Wohnort Oberflachs, Titel «BA Islamwissenschaften», «MA Religionskulturen». Zivilstand ledig, ein Kind. Spricht Persisch und Arabisch. Steht alles auf www.parlament.ch.

Aber da ist noch sehr viel mehr, was hier nicht aufgelistet ist. Zum Beispiel Kälins Shitstorm-Register: Erstens: Brachte ihren Sohn als Baby ins Parlament! Zweitens: Reiste als Nationalratspräsidentin in die Ukraine und forderte Personenschutz vom Fedpol – als engagierte Militärabschafferin. Drittens: Lebt schon eine Weile mit einem Partner, dem vorgeworfen wurde, Frauen belästigt zu haben – basierend auf anonymen und völlig haltlosen Quellen. Shitstorm Nummer vier kommt garantiert, wenn sich ihre Karriere weiter erfolgreich entwickelt.

Unfaire Medienberichterstattung treffe sie, mache sie etwas ratlos, wird sie später sagen. «Ich hätte nie geahnt, dass es so eine Aufregung gibt, weil ich meinen acht Wochen alten Sohn ins Parlament mitbringe. Das haben andere vor mir auch schon getan. Ich bin dann ein bisschen erschrocken. Denn eigentlich hat mein Sohn in der Öffentlichkeit nichts zu suchen. Ich habe im Nachhinein grosse Zweifel gehabt ...»

Ehrlichkeit als Erfolgsrezept! Die Bürotür öffnet sich. Ich konzentriere mich jetzt erstmals auf ihr Gesicht, ihre Augen, die Haare, die auf älteren Fotos eindeutig links abheben, ein Detail, das absolut nichts zu bedeuten hat. (Meine Haare stehen nach rechts ab. Reiner Zufall.) Das prominent zentralgelegene Büro der Nationalratspräsidentin wurde von Irène schlicht eingerichtet, fast leergehalten, «es ist ja nur ein Büro auf Zeit».

Eine Kapelle der Meditation würde ich es nennen, mit Fenstern, die für mich jetzt ein monochromes Himmelblau über den Berner Alpen zeigen. Die einzige offensichtliche Kunst ist eine Statue aus Ton auf ihrem Bürotisch, die sie von der Gemeinde zu ihrem Präsidentschaftsjahr bekommen habe. Auch wenn der Künstler offenbar eher an eine Galionsfigur dachte, erinnere sie die Statue an die Stauffacherin – jene mythisch aufgeladene Schweizerin, der Friedrich Schiller den Aufruf zuschrieb: «Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!»

Irène hat sich einen alten historischen Bürotisch liefern lassen, weil er kleiner ist und für



*Fette Beute für die Freunde des Shitstorms:
«Frau Wahrhaftig» Irène Kälin.*

ihren Geschmack besser passt, sowohl zum Interieur wie zu ihr selbst. Dahinter versteckt sich ein Sitzball für ihren Rücken, «der die Sessionen jeweils mehr schlecht als recht» überlebe. Der Raum ist bewusst spartanisch eingerichtet. Weshalb sie auch die herrliche Aussicht Richtung Süden jeden Tag ganz bewusst genieße.

Eine Aussenwelt, die wie retuschiert wirkt, so hübsch ist heute der blaue Himmel über Eiger, Mönch und Jungfrau. Das reinste, perfekte Blau. Wie es sich schon Künstler Yves Klein für sich und

die Welt wünschte – das war in den 1950er Jahren, als man noch den abstrakten Realismus feierte. Durch das reine Blau über Bern fliegen jetzt Vögel, und irgendwo über Eriz und Hohgant verunreinigt ein Kondensstreifen das perfekte Blau, fast symbolhaft für die unversöhnlichen Paralleluniversen, in denen wir heute alle leben.

Das Band läuft!

Hier im Bundeshaus: die ferne Politik. Dort draussen: das wirkliche Leben. Und irgendwo im Ultramarinblau: die Digital Natives, die sozialen Netzwerke, Endlosigkeit ohne echte Menschen. Alles Show! Und damit verbunden der Generalverdacht gegen alle, besonders gegen Politiker: Sie inszenierten sich bloss, versteckten den wahren Menschen hinter einer starkgeschminkten Amtsperson. Und damit sind wir auch beim höchsten Lob, das Politiker heutzutage bekommen können: Jemand sei authentisch, der Gefühle ehrlich über Sprache transportieren könne. Ein echter Mensch!

11.45 Uhr. Wir setzen uns an einen langen Tisch im Büro, ich sollte jetzt echte Fragen stellen. Aber nur zu gerne würde ich unsere Nationalratspräsidentin jetzt nur noch im Unterbewussten treffen – im endlosen Ultramarinblau, wo ich den Kommandoposten des neutralen Beobachters verlassen darf. Ich habe Fragen vorbereitet, sie stehen auf einem Blatt Papier, auf das ich jetzt schiele, während Irène Kälin bereits auf Fragen antwortet, die ich scheinbar unbewusst losgeschickt habe.

Der Inhalt ihrer Antworten interessiert mich gerade nicht so, bin immer noch von Äusserlichkeiten gefesselt, an der Wahrhaftigkeit ihrer Sprache interessiert. Es ist doch so: Die besten Politiker haben heute immer eine gute, glaubwürdige Erzählung auf Lager. Obwohl Irène Kälin momentan gar nicht unter Druck steht, Politik zu betreiben – eine Nationalratspräsidentin hat in erster Linie ein Amt auszuführen. Sie kann uns aber stilbildendes Vorbild sein. Sie weiss, dass das echte Menschsein gut ankommt.

Sie spricht unschweizerisch schnell und wirkt trotzdem authentisch. Was für ein Fortschritt!

Oder spielt sie uns vielleicht den neuen Typ «Menschliche Politikerin» nur vor – den es in Wahrheit gar nie geben kann?

Mein Tonband nimmt jetzt Sätze auf, obwohl ich mich im Unterbewusstsein längst in Kopf und Seele von Irène Kälin aufhalte. Die aufgenommene Sprache klingt so: «Wir ziehen mit unserem täglichen Leben eine Spur der Verwüstung durch die Erde [...] Was immer wir

tun, hat Konsequenzen [...] Wir Politiker sind keine Engel, aber wir können versprechen, die Konsequenzen ein bisschen weniger schlimm zu machen [...] Wir leben in Krisenzeiten, und ich hätte nie gedacht, dass auf dem europäischen Kontinent Krieg herrschen wird [...] Militär abschaffen? Ja, habe ich gefordert – es waren friedliche Zeiten [...] Die Abrüstung und Sicherheitsarchitektur hat sich siebzig Jahre bewährt [...] Ja, meine Ukraine-Reise war die einzig mögliche Entscheidung [...] Dass man da einen kleinkarierten Geist hat walten lassen, erstaunt mich immer wieder [...] Es gibt neue Realitäten: Man hat es zum Beispiel in den letzten Jahren «versifft», erneuerbare Energiequellen zu erschliessen, Energien aus nachhaltigen Quellen wie Wasserkraft, Windenergie, Sonnenenergie, Biomasse und Erdwärme [...] Und darum müssen wir Kooperationen suchen mit Europa, militärisch wie energiepolitisch – was den Rechten natürlich nicht passt, die immer noch in einer

Diese Frau könnte einen neuen Ton in die Politik tragen, frisch, offen, ehrlich. Und doch seriös.

alten Welt leben [...] Die Angstkeule ist nicht die richtige Antwort auf die jetzige Situation. Also die verunsicherte Bevölkerung noch mehr zu erregen, aufzuhetzen [...] Es braucht jetzt Vertrauen, Zusammenhalt. Und wir müssen uns den Fehlern stellen, die wir auch alle gemacht haben. Müssen zugeben, dass wir es nicht besser wissen als andere. Wir versuchen aber das Beste zu machen, als Politiker tragen wir diese Verantwortung.»

Das Band läuft! Und es ist eindeutig: Selbstzweifel machen Politiker nahbar. Es ist eine Stärke, Schwäche zu zeigen: «Auch Politiker und Politikerinnen haben nicht immer Antworten, wissen es nicht besser als andere ... Leider ist es in der Schweiz immer noch ein Problem, Schwäche zu zeigen – das ist altes Macho-Gehabe [...] Die Leute an der Macht sind auch Menschen [...] Im Übrigen beweist man nicht Volksnähe, indem man am 1. August einen Cervelat isst oder beim Eidgenössischen Schwingfest in die Kameras lächelt. Es geht darum, Menschlichkeit in der Sprache zu erkennen. In der Geste.»

Der politische Feind hört mit

Kontrolle. Alles aufgenommen. Jedes Wort stimmt. Ein kleiner Ausschnitt Wahrheit im Kasten. Ich brauche jetzt aber die Aussenwelt. Das Unterbewusste. Das Ultramarinblau. Lass uns durch die Stadt spazieren, Irène. Mir fällt gleich die Bundeshausdecke auf den Kopf. Denn es gibt noch so viele Fragen – die nie beantwortet werden können. Wir laufen am Weltpostdenkmal auf der kleinen Schanze vorbei. Junge Menschen überall. *Lunchtime* im Park. Ein glückliches Bild. Jugend. Reiner blauer Himmel über

der Uni Bern. Ich habe noch Tausende Fragen. Und immer denkt das Metathema Wahrheit mit. Zum Beispiel: Muss der Staat einschreiten, um der Intoleranz von Gesinnungswächtern entgegenzutreten, wenn ein falsches Wort Karrieren beendet? Oder wenn die Mob-Mentalität im Internet die Meinungs- und Redefreiheit bedroht – an Universitäten, in Kulturinstitutionen, am Arbeitsplatz?

Wir bleiben vor dem Adrian-von-Bubenbergs-Denkmal stehen. Ein Berner Held aus dem 15. Jahrhundert. Müsste man es stürzen? Jeder «Von» in dieser Stadt ist ein potenzieller Cancel-Culture-Fall. Von Erlach, von Graffenried, von Wattenwyl – von Berg zu Tal, überall könnten bald die Gesinnungswächter wüten und Denkmäler stürzen. «Es gibt eine Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit. Man muss in einer Demokratie wahrhaftig miteinander umgehen. Eine Situation, wo man sich klar die Karten legen muss. Eine ehrliche Politik.» Die Sprache grüner Politiker/-innen ist durchsetzt von Adjektiven, die Gefühle ausdrücken. Adjektive, die seidig klingen können – weil man sie so selten hört.

Wir spazieren jetzt an Hunderten von Fahrrädern bei der Welle 7 beim Bahnhof Bern vorbei, hoch zur grossen Schanze, dann in den Abgrund vor der Reithalle. Dort machen wir Halt, schiessen ein Selfie – während sich hinter uns im Versteck eines Brückenpfeilers ein Knäuel Mensch einen Schuss setzt. Richtung Kunstmuseum Bern denke ich kurz über alles nach, was sich bereits an «Wahrheiten» über Irène Kälin in meinem Unterbewusstsein angesammelt hat.

Irène Kälin kommuniziert besser als andere Politiker. Das ist die Zukunft. Diese Frau könnte einen neuen Ton in die Politik tragen, frisch, offen, ehrlich. Und doch seriös. Gerade jetzt, in der Krise, müssen die Sorgen und das Leid der Menschen aufgegriffen, ja, verkörpert werden, um sie mit ihren Worten durch die schweren Zeiten zu führen.

Die meisten Schweizer Politiker verweigern eine offene Kommunikation, scheuen die wirklich schmerzhaften Debatten, lassen kaum Einblicke in ihr Seelenleben zu, bedienen sich öffentlich einer erstarrten Sprache. Linke Poli-

tikerinnen wie Irène Kälin brauchen eine «andere» Sprache der Selbsthinterfragung, ja, des Offenbaren von Schwächen, der menschlichen Selbstzweifel, weil sie eben auch mit einer weltpolitischen Lage konfrontiert sind, die von ihnen neue Positionierungen erfordert, die eigentlich im Widerspruch stehen zu dem, was sie ursprünglich mal wollten. Sie müssen Dinge erklären und vertreten, für die zum Beispiel die Grünen nicht stehen.

Es ist also nur folgerichtig, so zu sprechen. Wobei diese Sprache eigentlich ein leichtes Spiel haben sollte. Denn Schweizer Politiker der alten Garde meiden wärmende Worte, verweigern sich einer offenen Kommunikation, lassen kaum Einblicke in ihr Seelenleben zu, bedienen sich öffentlich einer erstarrten Sprache, trotz Krieg, Inflation, Klima- und drohender Energiekrise.

Aber der politische Feind hört mit. Manche von Kälins politischen Gegnern/-innen sind überzeugt, dass «Frau Wahrhaftig» früher oder später scheitert, dass das freie Reden, die ehrlich geäusserten Selbstzweifel, das offene Erzählen zu dem einen falschen Detail oder Satz führt, der in der Politik eine Karriere abrupt beenden kann. Fette Beute für die Freunde des Shitstorms, damit die alte Garde mit ihren ausgetrockneten Ideen ungestört weitermachen kann: mit faden Vorträgen, dem abgezirkelten Sprechen, dem unerbittlichen Verkünden von Siegen und Gewissheiten. Die alte Leier.

So läuft das doch, Irène

Wir bleiben vor dem Meret-Oppenheim-Brunnen am Waisenhausplatz stehen, gleich gegenüber steht die Polizeihauptwache. Wir betrachten die wüstenähnliche Oberfläche, die sich auf dem Betonbrunnen gebildet hat. Alles ausgetrocknet. Tot. Und plötzlich kann ich es spüren. Unser Treffen im Unterbewusstsein, ein Moment der Erkenntnis ist gekommen, ich starre auf den ultramarinblauen Jumpsuit, die goldenen Schnallen auf den Birkenstock-Sandalen, Irène merkt es nicht. Aber die Erkenntnis zeichnet sich deutlich vor mir ab: Jeder führt sein eigenes Leben. Niemand kann die Verantwortung für einen anderen übernehmen.

Es ist wie das Leben in einer Wüste. Man muss sich einfach daran gewöhnen. Unsere Welt ist nicht anders als dieser Meret-Oppenheim-Brunnen, ein Betonturm, auf dem sich gerade mal wieder eine wüstenartige Kruste gebildet hat. Wenn es regnet, können hier Blumen blühen. Kein Regen, und alles verdorrt. Insekten werden von Echsen aufgefressen. Echsen werden von Vögeln aufgefressen. Aber am Ende sterben sie alle, einer wie der andere. Sie sterben und vertrocknen. Eine Generation stirbt ab, und die nächste übernimmt.

So läuft das doch, Irène. Jede Menge Lebensweisen. Jede Menge Todesarten. Aber am Ende macht das nicht den geringsten Unterschied. Übrig bleibt nur eine Wüste.



HERODOT



Fast zwei Drittel der Chileninnen und Chilenen haben die von Präsident Gabriel Boric und seiner Linksregierung propagierte links-utopische Verfassung abgelehnt. Vor weniger als zwei Jahren hatten sich fast 80 Prozent gegen die Beibehaltung der in Grundzügen noch auf den Diktator Pinochet zurückgehenden Verfassung entschieden. Dies verleitete einen linkslastigen und juristisch wenig kompetenten Verfassungsrat dazu, weit über das Ziel hinauszuschiessen und die Anliegen der konservativen Mehrheit der Bevölkerung zu ignorieren. Nun kam die Quittung dafür. Der Eindruck eines Scherbenhaufens ist jedoch falsch. Vielmehr gibt es Anlass zur Hoffnung, dass Chile einmal mehr zum nachahmenswerten Beispiel für Lateinamerika werden könnte. Genau wie in Europa lehnt auch hier eine Mehrheit extreme politische Abenteuer von links und rechts in gleichem Masse ab. Chile könnte die Richtung zurück ins demokratische Zentrum vorgeben, nachdem sich die Wählenden der meisten Länder in den letzten Jahren von den traditionellen Regierungsparteien ab- und extremen Politikern zugewandt hatten, wobei meist die Linke obsiegte.

Noch bei den vergangenen Präsidentschaftswahlen Chiles kam es zu starker Polarisierung. In die Stichwahl schafften es die Kandidaten vom linken und rechten Rand des politischen Spektrums. So wurde der von den Kommunisten unterstützte, 35-jährige Studentenführer Boric Präsident. Seine Popularität schwand nach dem Amtsantritt jedoch wie Schnee an der Frühlingssonne, und das Abstimmungsresultat bestätigt dies. Glücklicherweise ist Boric fähig zur Selbstkritik und nicht aus demselben mar-

xistischen Holz geschnitzt wie ein Grossteil der lateinamerikanischen Linken, die mit Repression und Manipulation auf schwindende Zustimmung in der Bevölkerung reagiert.

Noch vor dem Verfassungsreferendum hatte Boric den Gegnern einen runden Tisch und die Korrektur der schlimmsten Exzesse des Verfassungsentwurfs versprochen, auch wenn dieser angenommen würde. Damit gewann er einige Mittepolitiker für ein Ja und verhinderte eine noch vernichtendere Niederlage. Gleichzeitig erklärten namhafte konservative Gegner der neuen Verfassung, dass auch sie ein sozialeres und partizipativeres Grundgesetz möch-

Chile könnte die Richtung zurück ins demokratische Zentrum vorgeben.

ten und nicht zur Pinochet-Verfassung zurückkehren wollten. Ein breiter Konsens in der politischen Mitte zeichnete sich also schon vor der Abstimmung ab. Die vernichtende Niederlage dürfte es dem Präsidenten erleichtern, seine Gefolgsleute zur Mässigung zu bewegen. Sofern die siegreiche Rechte nicht ihrerseits überbietet, besteht eine reelle Chance für die Ausarbeitung einer von breitem Konsens getragenen modernen, sozialliberalen Verfassung.

Von der SRG erfuhr man nichts von alldem. Die befragten deutschen Journalisten erweckten den Eindruck, dass frustrierte Zwangswähler und lügende Ewiggestrige ein makellostes modernes Grundgesetz gebodigt hätten. Das grenzt an Fake News. In ähnlich manipulativer Art rührt die SRG weiter die Werbetrommel gegen die AHV-Reform. Vergangenes Wochenende wiederholte sie mehrfach einen «Trend»-Bei-

trag, der die starke gendermässige Unausgewogenheit der AHV durch Vermischung von Äpfeln mit Birnen ins Gegenteil verkehrt.

Mit der Geschichte eines rechtlich nicht abgesicherten Konkubinats, das in die Brüche ging, konstruiert die SRG eine Benachteiligung der Frauen und vermischt diese mit den in der gegenwärtigen Rentnergeneration (aufgrund früherer traditioneller Arbeitsteilung) deutlich höheren Pensionskassenrenten der Männer. Nicht erwähnt wird, dass auch die Frauen in einer Ehe von der höheren Pension der Männer leben und bei einer Scheidung die Hälfte des Pensionskapitals erhalten, wodurch rentenmässig der volle Ausgleich erfolgt.

Das extreme Gender-Ungleichgewicht bei der AHV verschweigt die SRG derweil: Männer beziehen vier Jahre weniger AHV und geringere Durchschnittsrenten als Frauen, rund zwei Fünftel der Leistungen – aber sie bezahlen zwei Drittel der Beiträge. Die längere Lebenserwartung der Frauen und die Tatsache, dass diese mehr unbezahlte Arbeit leisten, begründen dies teilweise. Doch eine Frauenrente mit 64 lässt sich nicht länger rechtfertigen. Die Behauptung, die Frauen würden die Sanierung der AHV bezahlen, ist schlicht falsch. Die Männer – inklusive diejenigen ohne Partnerin – bezahlen auch nach der Reform weiterhin 66 Prozent der Beiträge und beziehen nur etwa 45 Prozent der Leistungen. Man stelle sich vor, es wäre umgekehrt!

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Keine Macht für niemand

Autoritäre Tendenzen sind weltweit auf dem Vormarsch. Können die Bürger sie noch aufhalten?

Milosz Matuschek

Es ist ein unverkennbares Zeichen unserer Zeit, dass die Machtkonzentration zunimmt und sich zulasten des Bürgers immer mehr autoritäre Tendenzen bemerkbar machen: Diffamierung statt Debatten, mehr Überwachung und Kontrolle, Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit und die private Lebensführung, die Vereinigung von öffentlichen und privaten Agenden, Einheitsparteiendenken und die angebliche Alternativlosigkeit der gegenwärtigen Politik. Diese Entwicklung ist nicht gänzlich neu, aber sie hat sich zuletzt verschärft. Für Deutschland hatte der Philosoph Karl Jaspers schon 1966 in seinem Buch «Wohin treibt die Bundesrepublik?» ähnliche Probleme diagnostiziert.

Zwang, Kontrolle, Gängelung

Jedes System hat seine Lebensdauer. Diese Erkenntnis hatte schon der antike Historiker Polybios. Er entwickelte eine Lehre vom Verfassungskreislauf. Alle Herrschaftsformen entarten demnach irgendwann. Die Monarchie wird zur Tyrannis. Die Aristokratie wird zur Oligarchie. Die Demokratie verwandelt sich in eine Pöbelherrschaft. Danach fängt es wieder mit der Einzelherrschaft an. Aufstieg, Zenit, Abstieg, Degenerierung und dann das gleiche Spiel noch einmal. Wäre es nicht langsam an der Zeit, aus diesem Teufelskreis auszubrechen, für den letztlich immer der Bürger die Zeche zahlt?

Machtkonzentration ist ein Krisenphänomen. Sie legt nahe, dass die alte Ordnung nicht mehr aus sich selbst heraus erhalten werden kann, sondern nur noch mit Zwang, Kontrolle und Gängelung. Die Digitalisierung allein bringt genug an systemischer Sprengkraft, um den Mächtigen ein Dorn im Auge zu sein. Nennen wir nur zwei Elemente: freie Kommunikation und freies Geld. Es war der

Buchdruck, der einst das Monopol von Staat und Kirche auf die Verbreitung von Druck-Erzeugnissen aufbrach. Heute gibt es private Kommunikation auf sicheren Kanälen, einen Schatz an verfügbarem Wissen im Internet, Bitcoin als unzensurbares Zahlungsmittel sowie Waffen aus dem 3-D-Drucker. Frei verfügbare Technologie



Endlich ohne rote Linien «Gutes tun»: Kanadas Premier Trudeau.

in den Händen von vielen ist die wirksamste Machtverteilungsmaschine, die es je gab. Da man technologische Revolutionen nicht mehr rückgängig machen kann, bleibt nur der Versuch, dem Menschen die Selbstermächtigung auszureden oder sonst wie zu verleiden.

Auch die Demokratie beschreibt eine Fortsetzung der Konstellation von Herr und Knecht, von Herrschenden und Beherrschten, wusste schon Hannah Arendt. In den letzten zwei Jahren wurde diese besonders offensichtlich, als Politiker die Pflicht des Bürgers zum Gehorsam betonten. Auch Demokratien lassen sich von innen in totalitäre Gebilde umbauen, die nur noch der Fassade nach demokratisch sind. Dies hatte der amerikanische Politikwissenschaftler Sheldon Wolin in seinem Buch «Umgekehrter Totalitarismus» dargelegt. Heute passiert der Verfassungskreislauf hinter den Kulissen. Statt eines klassischen Führers steuern anticharismatische Politiker ein Narrenschiff der Bürokratie, auf welchem nichts tiefer begründet zu werden braucht; es genügt, auf unausweichliche Notwendigkeiten, alternativlose Pläne oder den wissenschaftlichen Konsens zu verweisen.

Bürger als Zirkusäffchen

Wer das nicht will, weiss vielleicht nur nicht, dass er es vielleicht doch will. Aus diesem Grund wird in totalitären Demokratien ein besonderes Augenmerk auf Konditionierung, *nudging* und Anreize gesetzt. Der Bürger wird dressiert wie ein Zirkusäffchen. Ist dies erst mal geglückt, kann man den Zugang zur äusseren Welt getrost mit QR-Codes pflastern. Die Selbstermächtigung des Einzelnen kann aus Sicht der Regierenden am besten durch eine Schwächung des Freiheitswillens erreicht werden. «Die Furcht vor Freiheit» ist ein Dauerthema, es taucht in den

Schriften von Etienne de La Boétie auf, bei Erich Fromm oder Václav Havel.

In den heute herrschenden technokratischen Denkmustern vom anreizhörigen Homo oeconomicus ist Freiheitsverzicht eine Frage des (faulen) Deals. Das Kernproblem ist die Delegie-

zung der Verantwortung an andere unter Verzicht auf Freiheit im Austausch für Komfort. In anderen Worten: Trägheit setzt sich durch. Überall, wo Passivität, Ablenkung, Unterhaltung, Infantilität oder Sedierung im Spiel sind, steht der Bürger vor dem grössten Hindernis zur Selbstermächtigung: ihm selbst.

Es geht in diesem System nicht mehr um links oder rechts, sondern um die vertikale Frage: Bin ich Herr über mich selbst oder vielleicht doch nur ein abhängiger, sozialversicherter und medikalisiertes Sklave in freiwilliger Knechtschaft? Es ist egal, unter welchem Banner ein totalitäres System entsteht, ob es rot, braun, grün, arztkittelweiss oder regenbogenbunt ist. Der autoritäre Geist kann in jedes System Einzug halten. Es entfaltet auf Parteigänger jeglicher Couleur eine magnetische Wirkung, wie das Licht auf die Motte. Linke sehen endlich die Möglichkeit, ohne rote Linien «Gutes zu tun». Konservative sehen oft ihre Sehnsucht nach Übersichtlichkeit, Ordnung und Disziplin bedient. Liberale machen letztlich ohnehin überall mit. So entsteht ein Monstrum, das sich von seiner Gefolgschaft nährt. Es konsumiert nur, schafft jedoch nichts Neues. Am Ende verschlingt es sich selbst, in einem finalen kanibalistischen Affekt.

Vereinigung der Machtskeptiker

Gegen einen Block der Autoritären braucht es einen Block der Anti-Autoritären. Die Möglichkeit zu Selbstorganisation, zu Vernetzung und Kooperation ist die grösste Stärke der vielen gegen die Ermächtigung der wenigen. Hier liegt die Chance für politische Bewegungen und

Der autoritäre Geist entfaltet auf Parteigänger jeglicher Couleur eine magnetische Wirkung.

neue Allianzen, die bisher nie versucht worden sind. Die Vereinigung der Machtskeptiker. Die Bastion der souveränen Einzelnen. Die nächste politische Bewegung wird eine libertäre Revolution sein.

Dabei geht es nicht darum, dass jeder tun kann, was er will. Sondern dass niemand tun muss, was er nicht will. Kooperation und Vernetzung sind urmenschliche Eigenschaften, die dem Homo sapiens die Herrschaft über die Welt gebracht haben und eben nicht den Schimpansen. Mit den gleichen Mitteln lässt sich die Herrschaft der wenigen über die vielen beenden.

Die Idee des Herrschens über andere, die ebenso frei und gleich an Rechten geboren sind, ist eine Idee mit Verfallsdatum. Und jeder Einzelne bestimmt für sich, wann dieser Zeitpunkt gekommen ist.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Kürzlich erschien sein Buch: «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

«Meteo» trotz widrigem Wetter

Kurt W. Zimmermann kritisierte kürzlich «Meteo». Leider war schon der erste Satz seines Texts kreuzfalsch.

Thomas Bucheli

Für drei, dreieinhalb Minuten «Meteo» arbeiten zwanzig Leute.» Mit diesem Satz beendete Kurt W. Zimmermann in der vorletzten Ausgabe der *Weltwoche* seine Kolumne «Niedrigwasser bei der «Tagesschau»». Vorab hat er noch mehr geschrieben, hauptsächlich gegen SRF. Doch bleiben wir bei «SRF Meteo» und dem letzten Satz – der kreuzfalsch ist.

Wo beginnen? Erstens: Nicht zwanzig Leute arbeiten bei «SRF Meteo», sondern fünfzehn. Konkret: dreizehn Meteorologinnen und Meteorologen, eine Redaktorin/Moderatorin (Sandra Boner) und eine Assistentin. Wir alle teilen uns insgesamt 12,5 Vollzeitstellen.

Zweitens: Diese fünfzehn Leute arbeiten *auch* für «drei, dreieinhalb Minuten «Meteo»». Kurt W. Zimmermann erwähnt nicht, dass es werktags vier «Meteo»-Sendungen auf SRF 1 gibt: um 13, 18.10, 19.55 und 22.15 Uhr. Auch nicht erwähnt hat er den Wetterkanal (7.30 bis 8.45 Uhr) und auch nicht die rund zwanzig Wetterberichte und 35 Live-Interviews und Beiträge, die «SRF Meteo», die Wetterredaktion vom Schweizer Radio und Fernsehen SRF, für Radio SRF 1, für SRF 3, die Musikwelle, alle Regionaljournale und für Radio Rumantsch täglich aufbereitet. Nichts vom Teletext auf SRF und RTS (ab Seite 500) oder vom Wetterbericht für RTR.

Schweizer sind wetteraffin

Kein Wort über die Website Srf.ch/meteo und die «SRF Meteo»-App mit ihren detaillierten Lokalprognosen für rund 18 000 Orte in der Schweiz und vielen weiterführenden Informationen. Nicht aufgeführt hat der Autor die Unwetterwarnungen in der App Wetter-Alarm der kantonalen Gebäudeversicherungen, die ebenfalls von «SRF Meteo» herausgegeben werden.

Auch von den Twitter- und Instagram-Kanälen von «SRF Meteo» hat er nichts geschrieben, und auch nichts über die Wetterartikel in der SRF-News-App und überhaupt von den Pro-

gnosen und Live-Auftritten in den TV-News-Sendungen – nicht nur dann, wenn das Wetter «blöd» tut.

Von 3 bis 22 Uhr sind wir Meteorologinnen und Meteorologen von «SRF Meteo» für all diese Kanäle und Redaktionen und Plattformen von SRF live im Einsatz; wenn es übel «wettert», dann auch nachts. Und – ah ja: Tatsächlich machen wir auch noch ein paar Mal «drei, dreieinhalb Minuten «Meteo»» – und zwar stets sowohl

als Meteorologe, als Grafikerin, Redakteur, Produzentin und letztlich als Moderator auf dem Dach in einem *Schnuuz*.

Kurt W. Zimmermann und die *Weltwoche* sind aber fair: Sie haben nach meiner Intervention auf besagten Artikel ihren Fehler erkannt und mir angeboten, die korrekten Fakten kundzutun. Dies habe ich

nun gerne gemacht, denn ich weiss aus meiner über 35-jährigen Erfahrung als Meteorologe: Die Schweizerinnen und Schweizer sind extrem wetteraffin. Unser Land mit seinen unzähligen Tälern und Geländekammern diesseits und jenseits von Jura und Alpen ist wettertechnisch ungemein vielfältig und komplex. Sei es für die Landwirtschaft, für das Baugewerbe oder für den Tourismus.

Überhaupt: Wetterprognosen sind äusserst wichtig – und für die gezielte Planung immer hilfreicher geworden. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die meteorologische Prognostik immer detaillierter und zuverlässiger geworden ist. Es verwundert also nicht, dass die Wetterprognosen und das Wetter in den Medien stets grössere Aufmerksamkeit erfahren. «SRF Meteo» bietet Ihnen diese Informationen – seit dreissig Jahren.

Und was wir nebenbei auch noch erledigen: Täglich beantworten wir Fragen aus dem Publikum rund um das Wetter mit all seinen Eigenheiten und Kapriolen. Falls auch Sie Fragen haben, erreichen Sie uns über das Kontaktformular auf unserer Website Srf.ch/meteo oder in der «SRF Meteo»-App.



Ein Vierteljahrhundert der Misswirtschaft

Für das Schlamassel in der Stromversorgung sind SP und die ehemalige CVP verantwortlich. Die beiden Parteien stellen seit 1995 die Energieminister.

Marcel Odermatt

Bern

Warum ist die Schweizer Armee nicht mehr verteidigungsfähig? Wer ist verantwortlich für die beträchtlichen Fähigkeitslücken? Warum verlor die einstmals stolze Institution dermassen Goodwill bei der Bevölkerung? Für viele im Bundeshaus ist klar: Eine grosse Mitschuld an der Malaise trägt die SVP. Schliesslich war es die rechte Gruppierung, die mit den Bundesräten Adolf Ogi, Samuel Schmid, Ueli Maurer und Guy Parmelin von 1995 bis 2018 fast ein Vierteljahrhundert lang die Verteidigungsminister stellte. Und es war just in dieser Zeit, dass sich der stetige Niedergang des Militärs manifestierte.

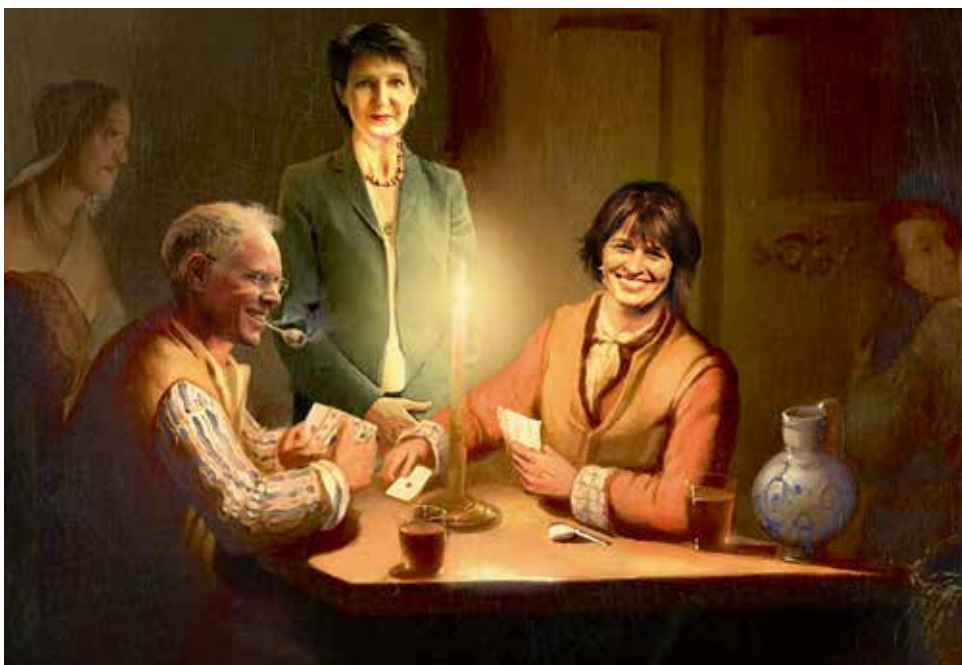
Dass die Sünneli-Partei einen Anteil an der selbstverschuldeten Misere der Streitkräfte auf ihre eigene Kappe nehmen muss, kann nicht von der Hand gewiesen werden. Dessen sind sich auch die Verantwortlichen der SVP bewusst.

Bastion Öko-Aktivisten

Interessant ist jedoch, dass solche politischen Schuldzuweisungen in Bundesbern nur in Richtung der Volkspartei gehen. In epischen Debatten wird im Moment über die drohende Energiekrise diskutiert. In diesem Zusammenhang lohnt es sich hinzuschauen, wer hier an den Schalthebeln sass und aus der ersten Reihe Strategie, Massnahmen und Entscheide mitprägen konnte. Das Resultat: Im vergleichbaren Zeitraum – von 1995 bis heute – haben ausschliesslich Exponenten von SP und CVP diese Position eingenommen. Die Sozialdemokraten stellten mit Moritz Leuenberger und stellen gegenwärtig mit Simonetta Sommaruga zweimal den Energieminister; dazwischen hatte die CVP-Frau Doris Leuthard diese Funktion inne.

Es sind diese Exponenten aus dem Mittel-links-Lager, die massgeblich dafür gesorgt haben, dass die Schweizer Stromversorgung heute in einer desolaten Situation steckt. Der Berner FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen spricht gar vom grössten Politikversagen der jüngeren Schweizer Geschichte.

1995 schaffte der Schöngest Moritz Leuenberger als Ersatz für den kernigen Otto Stich



Grösstes Politikversagen der jüngeren Geschichte: Leuenberger, Sommaruga, Leuthard.

den Sprung in die Landesregierung. Fünfzehn Jahre lang mühte sich der Desinteressierte in der Folge an Infrastrukturen ab. Am meisten Freude schien der Zürcher daran zu haben, mit verkopften Reden und Publikationen aufzuwarten. Oft hatte man das Gefühl, die meiste Energie investiere er in Auftritte statt in seine

Solche Visionen waren definitiv nicht Sache des immer miesepetrigten alt Achtundsechzigers Leuenberger.

Amtsgeschäfte. Im Monsterdepartement Uvek, das sich mit Umwelt, Verkehr, Energie, Raumentwicklung und Kommunikation befasst und über 2000 Angestellte beschäftigt, schien ihn das Stromdossier immer nur am Rand zu interessieren. Entsprechend wuchs der Einfluss des Bundesamts für Energie (BfE). Seit den neunziger Jahren hat sich die Verwaltungseinheit Schritt für Schritt zu einer Bastion von Linken und Öko-Aktivisten entwickelt.

Dabei standen die Anzeichen schon frühzeitig auf Sturm. Es war Leuenberger höchstselbst, der im Januar 2007 seine Bundesratskollegen warnte, dass sich eine Stromlücke abzeichne. Zur Deckung sei es notwendig, «nicht auf konventionelle Grosstechnologien zur Stromerzeugung zu verzichten», so der Genosse in seinem Antrag. Der Bundesrat – dank Hans-Rudolf Merz (FDP) und Christoph Blocher (SVP) noch klar rechts ausgerichtet – erklärte darauf, es sei notwendig, alte Kernkraftwerke zu ersetzen und den Neubau von AKW anzudenken.

Doch solche Visionen waren definitiv nicht Sache des immer etwas miesepetrigten Juristen und alt Achtundsechzigers. Die Schweiz trat auf der Stelle – nicht nur bezüglich Stromproduktion, sondern auch in Sachen Alternativenergie. Aus heutiger Sicht tönt es fast wie ein Witz, dass der damalige SP-Präsident Christian Levrat zum Abschied von Leuenberger behauptete: «Er hat eine ausgezeichnete Bilanz vorzuweisen. Gerade in der Verkehrs- und der Energiepolitik hat er Meilensteine gesetzt für

unser Land.» Als Infrastrukturminister gelang Leuenberger auch in anderen entscheidenden Dossiers wenig. Beim Fluglärmstreit mit Deutschland knickte er ein. Die Folge davon ist, dass heute im Grossraum Zürich viel stärker bevölkerte Gebiete vom Krach betroffen sind als vergleichsweise in Deutschland. Dafür installierte Leuenberger eine Schwerverkehrsabgabe, mit dem Resultat, dass sich der Transport auf der Strasse massiv verteuerte.

«Atom-Doris» kippt

2010 war dann nach zähen, anstrengenden letzten Jahren endlich Schluss. Als Symbol der «Nachhaltigkeit» übergab Leuenberger seiner Nachfolgerin Doris Leuthard bei der Amtsübergabe eine Elefantpflanze. Diese könne, so der SP-Magistrat bei seinem Abschied mit einem letzten Spässchen, «bei guter Pflege riesig werden». Mit ihrem Wechsel ins Infrastrukturdepartement kam die ehemalige CVP-Präsidentin auch einem Wunsch ihrer Partei nach. Das Schlüsseldepartement sei jetzt wieder «in bürgerlichen Händen», jubelte die heutige Mitte-Partei.

Als entscheidend erwies sich allerdings, dass neben Doris Leuthard (CVP) Mitte-Links mit zwei SP-Vertretern und der BDP-Frau Eveline Widmer-Schlumpf die Mehrheit in der Landesregierung stellte. Im März 2011 kam es in Japan nach einem Tsunami zur Nuklearkatastrophe von Fukushima. Leuthard, Aargauerin und ehemalige Verwaltungsrätin einer Axpo-Tochter, galt lange Zeit als Befürworterin von Atomstrom und trug sogar den Übernahmen «Atom-Doris». Endlich sahen die Nukleargegner im Bundesamt für Energie ihre Stunde gekommen. Nur drei Tage nach der Havarie wurde ein Antrag eingebracht, die drei Rahmenbewilligungen für neue Kernkraftwerke in Gösgen, Beznau und Mühleberg zu sistieren. Leuthard begründete ihren historischen Schritt folgendermassen: «Wenn so ein Unfall in einem hochtechnologischen und fortschrittlichen Land wie Japan geschehen kann, kann es überall passieren.» Weil die Kosten für

Energie aus AKW stiegen, hiess es plötzlich, diese Stromerzeuger seien nicht nur brandgefährlich, sondern auch unrentabel. Selbige Behauptung reichte im Bundesrat dieser Zusammensetzung aus, den Bau neuer Atomkraftwerke grundsätzlich zu verbieten. Leuthard resümierte später in der *Aargauer Zeitung*: «Evelyne Widmer-Schlumpf spielte eine entscheidende Rolle. Es half, dass sie als Bündnerin keine Beziehung zur Atomwirtschaft hatte. Ich bin überzeugt: Eine Mehrheit von FDP- und SVP-Männern im Bundesrat hätte damals beim Atomausstieg nicht mitgemacht.»

Eine Zwischenphase von vier Jahren mit einer Mehrheit von SP und Mitte reichte aus, dass die Schweiz zusammen mit Deutschland zum einzigen Land in Europa wurde, das Atommeiler abstellte. Was Leuthard tatsächlich zur Meister-

Nun versucht sich die Bernerin mit kindlichen Sparappellen über den Winter zu retten.

schaft entwickelte, war das Lobbying für ihre Ideen. Bei der Referendumsabstimmung über die Energiestrategie 2050, die auf den Atomausstieg folgte, gelang es ihr, tatsächlich zu verhindern, dass sich der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse gegen die Vorlage aussprach. Damit stand die SVP isoliert da, und Leuthard konnte einen sicheren Sieg einfahren. «Die Schweiz verfügt heute über eine sichere und kostengünstige Energieversorgung», schrieben die Beamten in ihrer Abstimmungsempfehlung gleich im ersten Satz.

Pullover statt T-Shirt

Die prominente Strahlefrau verstand auch, dass die Politik oft von Symbolik lebt. Ende 2014 tauchte ein Bild ihrer Kommunikationsleute auf, das ihre Chefin in ihrem neuen Dienstwagen zeigte, einem rund 90 000 Franken teuren Tesla S85. Damit versuchte Leuthard zu untermauern, wie ernst es ihr mit der Energiewende war. Doch statt ihr Image zu optimieren, hätte sie wohl besser die Angaben ihrer Leute vom BfE nochmals einer kritischen Prüfung unterzogen. Schon damals warnten viele, dass die Berechnungen auf wackligen Füßen stünden. Heute versucht sie es mit einem Schuss Sarkasmus. In einer Verteidigungsschrift in eigener Sache in der NZZ bittet sie die Leser, «einen Pullover anzuziehen, statt im T-Shirt herumzulaufen». Von Selbstkritik keine Spur.

2019 übernahm schliesslich Simonetta Sommaruga das Uvek. Undenkbar, dass die ehemalige Konsumentenschützerin das Ruder herumreissen würde. Der einzige Vorteil für die Gegner: Die SP-Politikerin ist im Gegensatz zu Leuthard bei der Bevölkerung wenig beliebt und eine pitoyable Abstimmungskämpferin. Prompt scheiterte sie 2021 an der Urne mit dem

CO₂-Gesetz, das wiederum die Beamten im BfE ausgeheckt hatten. Doch wer erwartet hätte, dass die Ex-Berner-Ständerätin aufgrund des demokratischen Entscheids über die Bücher gehen würde, sah sich eines Besseren belehrt.

Sommarugas lückenhafte Informationen

Statt einer kritischen Analyse, dass moderne Gesellschaften immer mehr Strom benötigen und nicht bloss den wegfallenden Strom aus den AKW ersetzen müssen – die Elektromobilität lässt grüssen –, versucht sich die Bernerin mit kindlichen oder gar dümmlichen Sparappellen über den Winter zu retten. Die Bevölkerung wird mit Sprüchen wie «Kaffeemaschine ausschalten», «Kochen mit Deckel» oder «Licht immer löschen» bombardiert. Dafür beklagen sich die Kantone, die Informationen, die sie von Sommarugas Departement zur Energiekrise erhielten, «seien lückenhaft oder ungenügend».

Die Bundesräte von SP und Mitte machen im Stromdossier seit vielen Jahren keine gute Figur. Die Konsequenzen dieser Fehler könnten die Menschen in diesem Land schon bald am eigenen Leib spüren. Es ist höchste Zeit, die Verantwortlichen beim Namen zu nennen.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



„Meine Frau kann besonders gut 'beleidigte Leberwurst' spielen...“

Schwedens blutigstes Jahr

Bandenmorde von jungen Ausländern machen Schweden zum gefährlichsten Land des Kontinents. Die Verbrecherclans halten sich strikt an die Gesetze ihrer Schattengesellschaft.

Katerina Janouch

Stockholm

Eskilstuna, eine mittelgrosse Stadt, neunzig Kilometer westlich von Stockholm. Es ist Freitagabend. Mindestens vierzig Personen, darunter viele Kinder, befinden sich auf dem Spielplatz, als die Schiesserei beginnt – die neunte in diesem Jahr in diesem Bezirk. Eine Frau stellt sich schützend vor ihr Kind und wird von den Kugeln getroffen. Ein Fünfjähriger wird ebenfalls schwer verletzt. Kollateralschaden. Nur eine weitere Schiesserei in einem der eskalierenden Bandenkriege, die in Schweden mittlerweile zum Alltag gehören.

Schweden, dieses einst friedliche Land, nimmt mit einer beispiellosen Bandenkriminalität, von der auch Unbeteiligte betroffen sind, europaweit eine Spitzenposition ein. 2022 dürfte das blutigste Jahr werden, seit die Polizei im Jahr 2016 begann, die Zahl der gemeldeten Verbrechen zu registrieren. Wie konnte es dazu kommen?

Politische Untätigkeit

Die Probleme sind weitgehend auf politische Untätigkeit zurückzuführen. Die Gesellschaft ist ausserstande, Massnahmen zur Bekämpfung der Kriminalität zu ergreifen. Obwohl die meisten Bandenmorde von jungen Männern aus nicht-

europäischen Ländern verübt werden, sind grosse Teile des Establishments nicht bereit, anzuerkennen, worauf alle Fakten hindeuten: Das Problem gründet auf der Herausbildung von Parallelgesellschaften und einer sprunghaften Ausbreitung ausländischer Verbrecherclans, die die staatlichen Gesetze nicht respektieren, sondern nur die Gesetze ihrer Schattengesellschaft befolgen, die sich dem Zugriff der schwedischen Behörden entzieht.

In einem geheimen Bericht der Polizei werden 36 kriminelle Familienverbände aufgeführt, die in Schweden schon lange etabliert sind, oft seit dreissig, 35 Jahren. Die grössten Familien haben enge Beziehungen nach Dänemark, den Niederlanden und Deutschland. In Sachen Waffengewalt steht Schweden europaweit heutzutage ganz oben in der Polizeistatistik, mit etwa vier Getöteten pro eine Million Einwohner (in anderen Ländern sind es durchschnittlich 1,5 Tote pro eine Million Einwohner). Kein anderer Staat weist ähnlich hohe Zuwachsraten auf.

In der Altersgruppe 20–29 Jahre (mehrheitlich Männer) ist der Unterschied noch signifikanter: Hier sind es achtzehn Getötete pro eine Million Einwohner. Angesichts dieser Zahlen hat die deutsche *Bild* im Oktober 2021 Schweden als das

gefährlichste Land Europas bezeichnet. Leider ist das eine korrekte Feststellung. Vor zehn Jahren hatte es in Schweden ungefähr so viele Opfer von Schiessereien gegeben wie in Deutschland – etwas weniger als zwei Tote pro eine Million Einwohner jährlich. In Grossbritannien waren es weniger als ein Toter. In den 2010er Jahren sank diese Zahl in Deutschland und Grossbritannien sogar. Aber in Schweden stieg sie steil an.

Kein Tag ohne Bandenmord

Nach Ansicht des Experten Per Brinkemo üben die Verbrecherclans soziale Kontrolle aus, um mehr Macht über die schwedische Gesellschaft zu gewinnen. In einem Interview mit der Nachrichtenagentur TT sagte er: «Sie arbeiten in der Gegend, die sie kontrollieren, mit Bestechung. Dieses Vorgehen ist sehr gefährlich. Es fällt nicht in die Kategorie Terrorismus, aber letztlich ist diese Kriminalität eine systemische Bedrohung. Die Botschaft an Polizei und Gesellschaft lautet: «Wir erkennen eure Autorität nicht an.»»

In den letzten Jahren haben die Bandenkriege von den grossen Städten auf bislang friedliche Kleinstädte übergegriffen. Viele Einwohner trauen sich nicht mehr, das Haus zu verlassen. «Es ist schlimmer als im Irak», sagt ein Einwohner von Eskilstuna. Drogenbanden stecken ihr Territorium ab. Immer jüngere Leute werden beauftragt, Morde zu verüben, da Minderjährige strafrechtlich nicht belangt werden können. Im August wurde ein berühmter 31-jähriger Bandenchef im Malmöer Einkaufszentrum Emporia von einem Fünfzehnjährigen erschossen, der dabei eine unbeteiligte Passantin verwundete. Der Tote war ein führender Kopf der Bande der sogenannten Assassins, und später wurde ein Vierzigjähriger wegen Mittäterschaft verhaftet. Es war der 44. Mord in diesem Jahr. Man kommt kaum noch nach – gerade nähern wir uns der Zahl von fünfzig Morden.

Wie wird das alles enden? Niemand kann das sagen. Das Einzige, was wir wissen: Es ist üblicher geworden, dass jemand erschossen wird, als dass ein Tag ohne Bandenmord vergeht.



Wie wird das alles enden? Tatort in Malmö.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Toxische Weiblichkeit – gibt es so was?»

Wie Journalisten sich schwertun, schädliches Verhalten bei den Frauen zu benennen.



Ein wichtiger Unterschied sei, dass sich toxische Weiblichkeit in erster Linie gegen innen richtet, während toxische Männlichkeit auch für das Umfeld gefährlich werden kann.» Mit dem Satz zitiert SRF eine Feministin auf seiner Website. Gegen innen? Wir müssen ja nicht gleich Glenn Close in «Eine verhängnisvolle Affäre» heranziehen. Aber dass sich toxische weibliche Charakterzüge genauso gegen aussen richten und fatale Dynamiken entwickeln können, kann jede Frau bestätigen, die schon einmal von ihren Geschlechtsgenossinnen bekämpft wurde, weil diese sie als Konkurrenz betrachteten. Oder jeder Mann, der schon in einer Scheidung feststeckte, weil die gutsituierte, aber verbitterte Ex deren Abschluss jahrelang hinauszögerte, während sie gleichzeitig die Kinder psychologisch manipulierte, um das Verhältnis zum Vater zu stören.

Googelt man in den Medien nach «toxischer Weiblichkeit», fällt ein Muster auf: Als Erstes wird die toxische Männlichkeit erklärt; Macht, Aggression, Kontrolle, Gewalt, Gefahren. Dann wird gefragt, ob es auch toxische Weiblichkeit gebe. Der innere Kampf scheint schwer, aber man ringt sich zu einer Bejahung durch: Schädliche Verhaltensweisen sind möglich und werden «durch die Gesellschaft geprägt» (*Spiegel*). Schliesslich wird «toxisch» damit beschrieben, dass Frauen «häufiger als Männer unter chronischem Stress leiden» (*Spiegel*) oder «unrealistische Schönheitsideale» haben, «die Frauen zum Hungern oder in finanzielle Schwierigkeiten treiben» (*Zeit*). Laut RND ist «toxisch», wenn Frauen «dem gesellschaftlichen Ideal vom Frausein entsprechen wollen»; damit schadeten sie sich oft selbst. Bei SRF besprechen eine Feministin und eine Geschlechterforscherin die Frage «To-

xische Weiblichkeit – gibt es so was?». Das ist etwa so, wie wenn zwei Pfarrer über den Sinn von Religion diskutieren. Als typische Beispiele werden genannt: «stets freundlich zu bleiben» oder die eigenen Bedürfnisse hintanzustellen.

Auffallend ist, dass die Autoren nicht von einer Gruppe sprechen, die vergleichsweise häufiger durch bestimmte Verhaltensweisen im Umgang mit anderen auffällt, sondern es geht in erster Linie um die schädigenden Folgen für die betreffende Frau selbst. Natürlich können sich festgesetzte Rollenbilder problematisch auswirken; manche Frauen spüren den Druck, fürsorglich, Männer, beruflich erfolgreich zu sein. Aber die meisten Menschen denken, sofern sie keine Verdrängungsbrille tragen, bei «toxischer Weiblichkeit» nicht an Gesellschaftsdruck oder Stress, sondern an für das Umfeld problematische Verhaltensmuster, solche, die bei Frauen tendenziell häufiger auftreten. Darunter können manipulative Beeinflussung fallen oder das Intrigieren. Weiter gibt es Frauen, die mit Kritik nicht umgehen können und komplett unverhältnismässig reagieren. Auch der Drang, den Partner zu kontrollieren, ist tendenziell eher unter Frauen anzutreffen, sowie Nachtragendsein; Männer verzeihen viel mehr, Frauen reiten noch Jahre später auf einem wunden Punkt herum – das ist nicht immer nur schlecht, aber in bestimmten Situationen kann es zum Fiasko führen.

Toxische Verhaltensmuster treten meist nicht über Nacht auf, sie können über längere Zeit aufgrund von Unsicherheiten entstehen, aus Angst, durch nichtverarbeitete Traumata – oder einfach, weil Menschen Menschen sind. Sie können wieder verschwinden, dazu muss man

sie sich allerdings erst eingestehen und Verantwortung für seine Handlungen übernehmen.

Mein Eindruck ist, dass manche Autoren die Begriffe «toxische Männlichkeit» und «toxische Weiblichkeit» sehr unterschiedlich interpretieren. Beim ersten argumentiert man nicht mit Erfolgsdruck und dem «Ideal vom Mannsein», sondern nennt primär die giftigen Eigenschaften wie gewalttätiges Verhalten oder ungesunde Aggressivität. Beim zweiten scheint man, bewusst oder unbewusst, nicht auf gegen aussen gerichtete, zerstörerische Wesenszüge zu fokussieren oder blendet sie ganz aus und ergründet lieber die Frage: «Wie schaden traditionelle Rollenbilder Frauen?» Ich halte das für eine Verklärung des Begriffs «toxische Weiblichkeit». Zugleich wird der Eindruck vermittelt, dass immer irgendwie «die Gesellschaft» schuld sei, wenn sich eine Frau mit ihrem Verhalten selbst (oder anderen) schadet. Damit entzieht man ihr die Verantwortung für ihre Handlungsweise.

Man kann den feministisch veranlagten Autoren keinen Vorwurf machen. Wahrscheinlich würden sie noch morgens um vier, risse man sie dann aus dem Schlaf, mit «Patriarchat» antworten auf die Frage, warum es dunkel sei. In Frauen auch im Schlechten noch das Gute zu sehen, liegt in ihrer DNA. Ich finde bedingungslose Unterstützung grossartig. Ich bin nur nicht sicher, ob es dem richtigen Zweck dient. Schlechtes Benehmen bei Männern und Frauen derart unterschiedlich zu erklären oder auf andere zu zeigen, um schädigendes Verhalten zu rechtfertigen, ist Teil des Problems, das man ebenfalls als «toxisch» bezeichnen könnte.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

«Gorbatschow suchte sogar eine Verbindung zur Nato»

Trumps Sicherheitsberater John Bolton über das Vermächtnis des ehemaligen Kreml-Chefs, dessen Verantwortung für den Ukraine-Krieg sowie das Kalkül von Wladimir Putin und Joe Biden.

Pierre Heumann

Weltwoche: Herr Bolton, wie fassen Sie das Vermächtnis von Michail Gorbatschow zusammen?

John Bolton: Er hatte eine klare Vorstellung davon, wie die Sowjetunion zu reformieren wäre. Die Hauptpfeiler waren Glasnost und Perestroika, also, schlagwortartig zusammengefasst, mehr Transparenz gegenüber den Bürgern und Modernisierung der Wirtschaft. Gorbatschow war zudem zweifellos die Schlüsselfigur für das Ende des Kalten Krieges. Er gehörte zu jenen Politikern Russlands, die ihr Land als Teil des Westens sahen. Aber Gorbatschow hat das Resultat der Reformen nicht richtig eingeschätzt. Mit diesen hat er letztlich die Implosion des Sowjetreichs eingeleitet.

Weltwoche: Wie denn?

Bolton: Als immer mehr Menschen aus den Warschauer-Pakt-Ländern zunächst nach Ungarn und dann durch eine Lücke im Eisernen Vorhang in den Westen flüchteten, liess er das geschehen. Jeder frühere Sowjet-Präsident hatte Truppen eingesetzt, um widerspenstige Staaten und deren Bürger bei der Stange zu halten, etwa Chruschtschow in den 1950er Jahren in Polen und in Ungarn oder Breschnew 1968 in der Tschechoslowakei. Gorbatschow aber verzichtete in dieser kritischen Phase auf Gewaltanwendung. Damit gab er allen zu verstehen: Wenn

ihr nicht im Gebiet des Warschauer Pakts bleiben wollt, zwingen wir euch nicht dazu. So wurde der anfänglich schmale Strom der Flüchtlinge zu einer Flutwelle. Zahlreiche osteuropäische Republiken des Sowjetreichs nahmen ihr Schicksal in die Hand. 1990 fiel nicht nur die Berliner Mauer. Immer mehr Länder erklärten, dass auf ihrem Gebiet künftig die Gesetze ihrer Republiken gelten und über denjenigen der Sowjetunion stehen würden. Damit war klar: Die Sowjetunion war Geschichte; sie löste sich auf.

Weltwoche: Sie waren im Sommer 1990 in Moskau, um sich mit dem Aussenminister Gorbatschows zu beraten. Konnten Sie damals schon den bevorstehenden Untergang des Imperiums erkennen?

Bolton: Ich sagte den Sowjets, dass ich eigentlich gerne nach Kiew reisen würde, da ich nie zuvor dort gewesen war. Ihre Antwort war entlarvend. Sie sagten, sie könnten mir zwar helfen, dorthin zu kommen, seien sich aber nicht sicher, ob sie mir auch helfen könnten, nach Moskau zurückzukehren. Das war für mich ein klares Statement, dass die Sowjets die Kontrolle über die ukrainische Sowjetrepublik verloren hatten.

Weltwoche: Wenn Sie Gorbatschow mit dem heutigen Präsidenten Wladimir Putin vergleichen: Wo sehen Sie den grössten Unterschied?

Bolton: Putin ist eine Art theologisch verbrämter russischer Nationalist. Gorbatschow aber suchte seinerzeit sogar eine Verbindung zur Nato.

Weltwoche: Woran scheiterte das?

Bolton: Es wäre zwar nicht schwierig gewesen, eine Annäherung zwischen der Nato und Russland voranzutreiben. Aber Moskau hätte eine wichtige Vorleistung erbringen müssen.

Weltwoche: Welche?

Bolton: Es hätten demokratische Strukturen eingeführt werden müssen. Die Geschichte nahm dann leider einen anderen Verlauf.

Weltwoche: In welchem Rahmen wurde die Option «Russland und Nato» diskutiert?

Bolton: Im Zentrum stand die Wiedervereinigung Deutschlands. Wir wollten von Gorbatschow wissen, was mit Ostdeutschland passieren würde und ob es wie Westdeutschland Teil der Nato sein könnte.

Weltwoche: Damals soll der US-Aussenminister James Baker Gorbatschow zugesichert haben, dass sich die Nato «nicht um einen Inch» ausdehnen würde.

Bolton: Das wird oft so kolportiert. Aber es ist falsch.

Weltwoche: Was hat denn Baker Gorbatschow und seinem damaligen Aussenminister Eduard Schewardnadse wirklich versprochen?

Bolton: Die Sowjets hatten jahrzehntelang eine Demilitarisierung Deutschlands gefordert und einen Neutralitätsstatus verlangt. Das war nun kein Thema mehr. Es war uns klar, dass nach der Wiedervereinigung Deutschlands das ganze Land in der Nato sein würde. Die USA machten zwar die Konzession, dass Nato-Truppen im ehemaligen Ostdeutschland nicht permanent stationiert sein würden. Aber ganz Deutschland, und nicht nur Westdeutschland, würde in der Nato sein. Punkt.

Weltwoche: Erhielt Gorbatschow Zusagen, dass sich die Nato nicht weiter ostwärts ausdehnen würde?

Bolton: Es gab zwar Garantien, weder Nato-Recht noch Nato-Truppen gegen Osten auszuweichen. Baker machte dann aber noch einen wichtigen Zusatz.



«China ist für den Westen eine existenzielle Gefahr»: John Bolton.



«Vielleicht begriffen wir damals die Tragweite noch nicht»: Reagan und Gorbatschow (l.) in Washington, 1987.

Weltwoche: Welchen?

Bolton: Dass das alles zur Zufriedenheit der östlichen Nachbarn Deutschlands zu geschehen hätte.

Weltwoche: Das klingt reichlich vage.

Bolton: Baker nahm damit die Zusage, dass auf dem Gebiet Ostdeutschlands keine permanenten Nato-Truppen stationiert würden, in der Folge wieder zurück. Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen aber sagen: Die osteuropäischen Staaten klopfen damals an die Tür der Nato, weil sie endlich eine Möglichkeit sahen, sich aus dem Klammergriff der Sowjets zu befreien. Dazu brauchte es von uns keine Überzeugungsarbeit. Sie wollten Mitglied in der Nato sein, und sie wollten Nato-Truppen auf ihrem Gebiet.

Weltwoche: Die USA haben also nicht Wort gehalten.

Bolton: Baker krebste zurück, das ist richtig. Aber es war ja auch kein Versprechen an Gorbatschow gewesen, sondern lediglich eine Option. Baker hatte bloss laut darüber nachgedacht, künftig keine Nato-Truppen auf dem Gebiet des ehemaligen Ostdeutschland zu stationieren. Den Satz «Not one inch» hat er meines Wissens nie gesagt.

Weltwoche: Von der Ausdehnung der Nato in Richtung Osten habe sich Putin bedrängt gefühlt und deshalb die Ukraine angegriffen, um eine Nato-Mitgliedschaft zu verhindern, heisst es nicht nur in Moskau.

Bolton: Da muss ich heftig widersprechen. Die Nato ist eine Verteidigungsallianz, und das war schon immer so. Es gab bisher nur einen einzigen Fall, in dem die Nato die Anwendung von Gewalt beschloss. Das war nach dem Angriff auf die USA. Die Nato stellt also sicher keine Gefahr für Russland dar. Es sei denn, Russland bedrohe

«Wäre die Ukraine Nato-Mitglied, hätte es Putin nicht gewagt, sie anzugreifen.»

ein Nato-Mitglied. Und gerade deshalb haben Schweden und Finnland jetzt realisiert, dass ihr einziger Schutz vor Russland eine Nato-Mitgliedschaft ist. Niemand kann ja im Ernst behaupten, dass diese zwei nordischen Staaten aggressiv sind. Ganz im Gegenteil.

Weltwoche: Weil es Gorbatschow unterlassen habe, das Imperium zusammenzuhalten, sei es zum Krieg gegen die Ukraine gekommen: Was halten Sie von dieser These?

Bolton: Im Grunde genommen stimmt sie. Putin bezeichnete im Jahr 2005 in einer Rede an die Duma den Zusammenbruch der Sowjetunion als die grösste geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts. Das ist im Übrigen nicht nur Putins Ansicht. Die Hoffnung, das Sowjetreich möge wiederauferstehen, wird von vielen geteilt.

Weltwoche: Machen Sie damit Gorbatschow für den Ukraine-Krieg verantwortlich?

Bolton: Er ist natürlich nicht verantwortlich in dem Sinn, dass er das so beabsichtigt hätte. Aber nach der Auflösung der Sowjetunion gab es offene Fragen. Die Nato hätte im Jahr 2008 deshalb auf US-Präsident George W. Bush hören und sowohl Georgien als auch die Ukraine in die Nato aufnehmen sollen. Aber die Deutschen und die Franzosen waren dagegen. Wäre die Ukraine heute Nato-Mitglied, hätte es Putin nicht gewagt, die Ukraine anzugreifen.

Weltwoche: Die USA unterstützen derzeit die Ukraine massiv mit Waffen, um sich gegen Putins Invasion zu wehren. In Europa wird darüber gestritten, ob das richtig sei – oder ob es vielmehr den Krieg verlängere.

Bolton: Es ist sicher legitim, der Ukraine zu helfen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war man sich ja einig, dass die Grenzen in Europa künftig niemals mit Gewalt verschoben werden sollen. Die Russen haben dieses universell anerkannte Prinzip bereits früher verletzt, zum Beispiel 2008 in Georgien, 2014 auf der Krim und im Donbass, und sie verletzen es heute erneut in der Ukraine. Seit 1945 gehört es zu den Grundpfeilern unserer Politik, dass Frieden und Stabilität in Europa für die nationale Sicherheit der USA wichtig sind. Deshalb haben wir ja die Nato gegründet. Was aber nicht heisst, dass nur die Nato und deren Mitglieder verteidigt werden sollen. Wenn Sie



«Ich hoffe, die Nato hält zusammen»: Trump und Xi in Peking, 2017;
Biden und Putin in Moskau, 2011.



sich die Landkarte anschauen, erkennen Sie, weshalb die Nato-Länder rund um die Ukraine sehr besorgt sind über die Folgen der russischen Invasion. Und zwar unabhängig davon, ob Putin die ganze Ukraine erobert oder bloss die 25 Prozent, die er heute besetzt hält. Frieden und Stabilität in der Nato stützten sich auch auf Nachbarländer ab, die nicht in der Nato sind. Deshalb ist es legitim und notwendig, der Ukraine zu helfen.

Weltwoche: In der EU ist das umstritten.

Bolton: Ich hoffe, die Nato hält zusammen.

Weltwoche: Ich sprach nicht von der Nato, sondern von der EU.

Bolton: Für mich ist die Nato das Wichtigste in Europa.

Weltwoche: Und die EU?

Bolton: Sie masst sich mehr Kompetenzen an, als die Bürger der einzelnen Mitgliedsstaaten wollen und akzeptieren. Einen gemeinsamen Markt zu haben, ist das eine, aber eine immer engere politische Union zu haben, das andere. Die EU will mit ihrer Aussenpolitik ein alternatives Zentrum für die Welt sein. Das ist unmöglich. Sie ist heute weniger als die Summe ihrer Mitglieder. Das ist nicht nur schlecht für Europa, sondern auch für uns.

Weltwoche: Für schlecht halten Sie auch Bidens Idee, den Atomdeal mit dem Iran zu unterschreiben. Er lehnt sich im Wesentlichen an das Abkommen an, das 2015 in Kraft trat und 2018 von Donald Trump aufgekündigt wurde.

Bolton: Der Deal von 2015 taugte nichts. Ich spreche jetzt nicht von den Verstössen der Iraner gegen das Abkommen. So weigerten sie sich, Inspektionen wichtiger militärischer Anlagen durch die Internationale Atomenergie-Organisation IAEA zuzulassen. Das ist derzeit übrigens eines der grössten Hindernisse auf dem Weg zur Unterzeichnung des neuen Abkommens. Zudem haben viele der im Abkommen vorgesehenen Beschränkungen für das iranische Atomprogramm ein Ablaufdatum.

Weltwoche: Was bedeutet das?

Bolton: Nach zehn Jahren, also ab 2026, werden zum Beispiel die Beschränkungen für

moderne Zentrifugen aufgehoben und nach fünfzehn Jahren auch die Restriktionen für angereichertes Uran, über das der Iran verfügen darf. Unsere Freunde in den Emiraten und in Saudi-Arabien fragen uns deshalb vorwurfsvoll, weshalb die Iraner Uran anreichern dürfen, aber sie nicht. Und noch etwas: Niemand weiss, welche Nuklearanlagen in den iranischen Bergen versteckt sind, tief unter der Erde. Wenn man mit einem Regime konfrontiert ist, das seit mindestens zwanzig Jahren den Besitz von Nuklearwaffen anstrebt, wäre nur ein Deal akzeptabel, der keine Anreicherung zulässt. Davon ist im Abkommen aber nicht die Rede. Deshalb war es von Anfang an fehlerhaft.

Weltwoche: Aber hätte man dem Regime nicht eine Chance geben sollen?

Bolton: Ganz und gar nicht. Die iranischen Umtriebe in der Region sind ja immer dreister und provozierender geworden. Teheran finanziert und unterstützt Terrorgruppen, vom

«Die EU will mit ihrer Aussenpolitik ein alternatives Zentrum für die Welt sein. Das ist unmöglich.»

Jemen über Gaza, den Libanon, Syrien bis zum Irak. Die Iraner greifen US-Einrichtungen im Irak an, Ölanlagen Saudi-Arabiens und in den Emiraten. Nicht genug damit: US-Bürger auf amerikanischem Territorium sind ebenfalls im Visier iranischer Terroristen. Mich inbegriffen.

Weltwoche: Sie sprechen damit eine Anklage des amerikanischen Justizministeriums an, nach der ein iranischer Militärangehöriger beauftragt worden sei, sie umzubringen.

Bolton: Dabei hätte es laut Anklageschrift keine Rolle gespielt, wie der Mord begangen würde. Wichtig wäre für Teheran aber eine Videobestätigung von meinem Tod. Das alles sagt doch sehr viel über das Regime aus. Aber trotzdem geht Biden vor den Iranern auf die Knie und bittet sie, das neu ausgehandelte Abkommen zu unterschreiben.

Weltwoche: Wo stehen die Verhandlungen?

Bolton: Die Unterhändler pausieren. Ich nehme an, dass die Iraner über neue Konzessionen nachdenken, die sie von den USA verlangen wollen und zu denen man vermutlich bereit sein wird. Das Weisse Haus hat ein beinahe theologisches Verlangen, den Deal neu zu beleben. Das wäre ein grosser strategischer Fehler.

Weltwoche: Da Sie ein intimer Kenner Washingtons und Teherans sind: Wird es Ihrer Meinung nach zu einer Neuauflage des Deals kommen?

Bolton: Ja, leider. In der Regierung Biden sind viele Leute vertreten, die schon unter Obama gedient hatten. Allen voran Biden, der damals Obamas Vize war.

Weltwoche: Mit Verlaub: Ihre Politik des grösstmöglichen maximalen Drucks auf den Iran hat keine Resultat gezeigt. Teheran rüstete weiter atomar auf.

Bolton: Sie hat nichts bewirkt, weil wir erstens keinen maximalen Druck ausübten ...

Weltwoche: ... die Sanktionen Ihrer Meinung also zu schwach waren?

Bolton: Ja. Und sie waren ja nur als ein erster Schritt auf dem Weg zum Regimewechsel gedacht.

Weltwoche: Was nicht gelang. In einem CNN-Interview sprachen Sie von «mehreren Ländern», für die Sie ebenfalls einen Regimewechsel angestrebt hatten.

Bolton: Neben dem Iran dachte ich an Nordkorea. Man wird beiden die Nuklearwaffen nicht mit Diplomatie ausreden können. Wobei es mir nicht so um die technischen Möglichkeiten dieser Regime geht, sondern um deren gefährliche Intentionen.

Weltwoche: Einen Umsturz hatten Sie auch in Venezuela angestrebt.

Bolton: Ich bin heute stolz darauf, dass ich die Opposition in Venezuela bei ihrem Versuch unterstützt habe, das Maduro-Regime zu stürzen. Und ich bedaure, dass ihr das nicht gelungen ist.

Weltwoche: Die Liste ist beachtlich. Wo haben Sie sonst noch einen Umsturz angestrebt?

Bolton: Mehr will ich dazu nicht sagen.

Weltwoche: Neulich haben US-Politiker Taiwan besucht. Sie wollten damit zeigen, dass die Volksrepublik China und Taiwan zwei separate Länder sein sollten.

Bolton: Das sind sie ja schon.

Weltwoche: Es ist nach allgemeiner Lesart ein Land mit zwei Systemen. Ist es klug, wenn US-Politiker Taiwan besuchen?

Bolton: Niemand soll uns sagen, wohin wir gehen dürfen und wohin wir nicht gehen dürfen. Falls Peking den Besuch amerikanischer Politiker in Taipeh als Provokation sieht, sagt das sehr viel über das Regime in Peking aus.

Weltwoche: Ob in der Ukraine, in China oder in Korea: Spannungen und Konflikte nehmen weltweit zu. Welche Entwicklungen erwarten Sie?

«Niemand soll uns sagen, wohin wir gehen dürfen und wohin wir nicht gehen dürfen.»

Bolton: China ist für den Westen in diesem Jahrhundert eine existenzielle Gefahr, in der Ukraine steigt die Gefahr der Verbreitung von Nuklearwaffen, der internationale Terror



nimmt zu, die Taliban sind zurück in Afghanistan. Die Welt bleibt gefährlich.

Weltwoche: Unter Gorbatschow hatte der Westen noch den Vorteil, einen verlässlichen Partner zu haben. Können Sie uns an einem persönlichen Erlebnis teilhaben lassen?

Bolton: Ich bin Gorbatschow im Herbst 1990 in Helsinki begegnet, wenn auch nur kurz. Das war auf dem Gipfel, als Washington und Moskau nach einer gemeinsamen Strategie suchten, um auf die Invasion Kuwaits durch den irakischen Herrscher Saddam Hussein zu reagieren.

Weltwoche: Beide zogen am selben Strick?

Bolton: Genau. Präsident Bush und Gorbatschow waren guter Laune und gaben sich optimistisch, noch bevor das Schluss-Communiqué verabschiedet wurde. Aber es war allen klar, dass es zustande kommen würde. Vielleicht begriffen wir damals die Tragweite dieses Schulterschlusses noch nicht. Aber im Rückblick war es ein Signal für das Ende des Kalten Krieges. Es war eine Sensation: Gorbatschow und Bush verurteilten gemeinsam den irakischen Angriff auf Kuwait.

Weltwoche: Eine ganz andere Frage, Herr Bolton: Wird Trump Ihrer Meinung erneut antreten?

Bolton: Das glaube ich nicht. Er weiss, dass er vor zwei Jahren die Wahlen verloren hat. Aber er würde das nie öffentlich zugeben. Derzeit hat er ein betrügerisches Spiel am Laufen, aus Angst, 2024 zu verlieren und dann als Verlierer dazustehen. Er wird deshalb an seiner Kandidatur vorläufig festhalten. Aber wenn es ernst wird, wird er vermutlich darauf verzichten.

Weltwoche: Und Biden: Wird er sich für eine zweite Amtszeit bewerben?

Bolton: Davon gehe ich ebenfalls nicht aus. Er hat medizinische Probleme, daran besteht kein Zweifel. Es könnte also sehr gut sein, dass auf beiden Seiten des politischen Spektrums zwei vollkommen neue Politiker antreten werden.



Bindella
la vita è bella

*Eine meisterhafte Komposition.
Feinste Trauben alter Rebstöcke.
Langjährige Reifung im Holz.
Tiefgründiger Gehalt.
Fast endlos der Ausklang.*

Jetzt bestellen: bindella.ch

CAMPAGNE FINANCIÉE ACCORDING TO EU REGULATION NO. 1308/2013



Urschweizerische Kirche

In ihrer Heimat wird die international erfolgreiche Täuferbewegung bis heute kritisch beäugt. Dabei verkörpert sie eidgenössische Werte wie Gleichheit, Unabhängigkeit und Skepsis vor Eliten.

Markus A. Jost

Am 21. Januar 1525 liessen sich Mitstreiter des Reformators Huldrych Zwingli in Zürich als Erwachsene wiedertaufen, weil sie zur Überzeugung gelangt waren, dass die christliche Taufe eine Glaubenstaupe des mündigen Menschen sein sollte. In der Folge lehnten sie die Taufe von unmündigen Kindern ab. Weil sie in der Stadt von den Behörden verfolgt wurden, flohen sie ins nahe Zollikon. Dort feierten sie das Abendmahl mit Brot und Wein nach evangelischer Art – ein Novum für die damalige Schweiz. Die erste Täufergemeinschaft war entstanden.

Sogleich setzte ihre Verfolgung ein. Im Januar 1527 ertränkte die Stadtzürcher Obrigkeit den Täufer Felix Manz und fünf seiner Glaubensgenossen in der Limmat. Erst mit der Bundesverfassung von 1874 wurde in der Schweiz die Glaubens- und Gewissensfreiheit eingeführt, und die staatliche Repression gegen die freikirchliche Täuferbewegung fand ein Ende. Die gesellschaftliche Stigmatisierung hielt jedoch noch lange an.

Innere Freiheit

Historisch könnte die Täuferbewegung als eine urschweizerische Kirche bezeichnet werden: In Zürich vor rund 500 Jahren von Schweizern gegründet, verkörpert sie wichtige schweizerische Werte wie Gleichheit, Unabhängigkeit und eine obrigkeitskritische, leicht anarchistische Haltung. Trotzdem ist sie nach wie vor eher unbekannt und wird oft als fremd und exotisch wahrgenommen. Warum?

Vielleicht weil bereits die ersten Täufer aneckten: Sie lehnten es ab, Waffen zu tragen, obwohl beispielsweise im Kanton Bern zeitweise eine Waffentragpflicht beim Kirchgang galt. Sie verweigerten den Kriegsdienst, obwohl das Söldnerwesen in der Schweiz sehr wichtig war. Und sie schworen keine Eide, obwohl sie mitten in der Eidgenossenschaft lebten.

Die Täufer stellten mit ihrer Ablehnung der Kindertaufe das damalige Staatsverständnis grundlegend in Frage. Denn weil die Kinder nicht getauft wurden, wurden sie auch nicht in

die Taufregister der Kirchenbücher eingetragen, und somit wurden sie weder kirchlich noch behördlich erfasst. Ein unabhängiges staatliches Zivilwesen gab es damals nicht. Die Täufer verlangten einen von der Kirche unabhängigen Staat. Diesen gab es aber nicht. Und so wurden sie mit ihrer Idee von einer freien Kirche der Freiwilligen als Bedrohung der herrschenden Ordnung wahrgenommen. Ihre unabhängige



Mut und Toleranz:
Täufer Felix Manz.

Spiritualität und ihre innere Freiheit wirkten auf die einen provozierend und auf die anderen anziehend.

«In der Welt, nicht von der Welt», lautete eine ihrer Leitideen, die deutlich ihr Religionsverständnis zum Ausdruck bringt: ein starker Wille, unabhängig von der Umwelt nach eigenem Verständnis christlich zu leben. Er zeigt sich ausgeprägt bei den täuferischen Gemeinschaften der Amischen in Nordamerika, die bis heute konsequent auf Elektrizität verzichten, damit sie nicht abhängig werden vom Stromnetz.

Wäre die Schweiz damals eine freiheitliche, tolerante Gesellschaft gewesen, wären die Täufer vermutlich mit ihrer gesellschaftskritischen Lebensweise nicht vom Staat gezwungen worden, auszuwandern.

In den reformiert geprägten Niederlanden war man zur selben Zeit einer toleranten Gesellschaft wesentlich näher. Bereits Ende des 16. Jahrhunderts gab es dort eine Art Religionsfreiheit. Der niederländische Philosoph Baruch de Spinoza machte sich für Toleranz stark. Nach seinem Weggang aus der Amsterdamer Synagoge suchte er Kontakt zu täuferischen Kreisen. Auch der französische Aufklärer Voltaire äusserte sich zur Täuferbewegung positiv.

Fanatische Behörden

Der reformierte Kanton Zürich hingegen bekämpfte die Täuferbewegung rigoros. Mittels starker Repression wurde er schliesslich zur «täuferfreien» Zone. Der Kanton Bern strebte dies auch an, wurde aber trotz der eigens eingesetzten Behörde der «Täuferkammer» und der zahlreichen «Täuferjäger» die Täufer nie los. Bis heute existieren im Emmental und im Jura täuferische Gemeinschaften. Das Vorgehen der Berner Behörden war zeitweise so fanatisch, dass die niederländische Regierung dagegen protestierte.

Warum handelten die damaligen Regierungen in Zürich und Bern so intolerant gegenüber der protestantischen Minderheit der Täufer? Waren die Regierenden zu fest von ihren eigenen Vorstellungen des Guten überzeugt, oder liessen sie sich zu sehr von ihrer Angst treiben?

Damals wie heute gilt: Eine freie Gesellschaft erfordert Mut und Toleranz gegenüber anderen (Glaubens-)Ansichten – auch wenn sie einem nicht entsprechen.

Heute ist die Täuferbewegung weltweit verbreitet. Die Mehrheit der Täuferinnen und Täufer lebt im globalen Süden. Ihre Art, Kirche und Spiritualität unabhängig von Staat und Mehrheitsgesellschaft zu leben, fasziniert und beunruhigt immer noch.

Markus A. Jost ist Theologe und wissenschaftlicher Bibliothekar an der Universität Freiburg. Soeben von ihm erschienen: «Die Suchenden. Roman zur 500-jährigen Geschichte der Täuferbewegung». Edition Königstuhl, 300 S., Fr. 25.–

Bis jemand stirbt

Über den Hass auf Homosexuelle und Transmenschen in der islamischen Welt.



Ideologiefrei hätte die Überschrift so lauten müssen: «Abgelehnter tschetschenischer Asylbewerber prügelt Frau in Münster auf offener Strasse tot.» Aber wir schreiben das Jahr 2022, in dem weder biologische Tatsachen noch die Herkunft von Straftätern gerne benannt werden.

Feststeht: Malte, 25, wurde am Christopher Street Day in Münster totgeschlagen, weil er sich wie ein echter Mann verhielt, aber biologisch keiner war. Weil er dazwischenging, als ein Täter lesbische Frauen auf der Parade als «dreckige Huren» beleidigte. Er sei kein Mann, sollen Nuradi A. und sein Begleiter gerufen haben. Mit zwei gezielten Schlägen schlug der ehemalige deutsche Jugendboxmeister sein Opfer bewusstlos. Transmann Malte fiel mit dem Kopf auf den Asphalt. Mit lebensgefährlichen Verletzungen wurde er ins Krankenhaus gebracht, wo er trotz Notoperation am Freitagmorgen starb.

Seit Wochen feiert die LGBTQ-Community in ganz Deutschland den Christopher Street Day. Immer wieder offenbarten sich dabei die neuen Konfliktlinien zwischen woken Transaktivisten und sogenannten Terfs, also jenen Feministinnen, die Transfrauen nicht als Frauen ansehen wollen. Nun ist jemand tot, und es wird abermals klar, dass die LGBTQ-Community vor ganz anderen Problemen steht als der eigenen inneren Uneinigkeit. Vor allem, weil man in diesem Land nichts so sehr scheut wie die Benennung von Ursachen migrantisch-muslimischer Gewalt.

Die Nationalität des Täters sei bekannt, werde aber nicht genannt, da sie nicht ursächlich für

die Tat sei, verkündete die Polizei kurz nach der Festnahme des Täters. Schliesslich war es die *Bild*-Zeitung, die dennoch berichtete: Nuradi A. sei ein abgelehnter russischer Asylbewerber. Wenig später wurde auch diese Information spezifiziert. Der Vater lebe noch in Tschetschenien. Nuradis Weltansicht ist damit wohl eher von Mohammed als von Wladimir Putin inspiriert.

Die linke LGBTQ-Community hätte es gerne anders gehabt. Aber die Realität orientiert sich selten an Ideologie. In Deutschland, so scheint es jedenfalls, bemisst sich der Wert eines Menschen für die meisten daran, ob sich sein Tod für die eigene Agenda politisch ausschlagen lässt oder nicht. Deshalb wurde um Malte zu Anfang auch mehr getrauert als um jedes klassisch weibliche Opfer eines Asylbewerbers in der vergangenen Zeit. Und deshalb wurde es genauso schlagartig ruhiger, als feststand, dass der Täter kein rechtsextremer AfD-Sympathisant ist, wie zuvor kräftig in linken Kreisen verbreitet worden war.

Es dauerte keine paar Stunden, da wich die Trauer um Malte wieder dem Kampf gegen den vermeintlichen Rassismus. Und weil man so unbedingt jede Diskussion über die Folgen der unkontrollierten Zuwanderung und die Auswüchse des Islam unterbinden will, versucht man nebenbei noch immer, alles den «Rechten» und den Terfs in die Schuhe zu schieben. Die seien nämlich mit dem von ihnen gesäten Hass gegenüber Transpersonen überhaupt erst schuld daran, dass Menschen wie Nuradi A. solche Taten begehen würden.

Nun halte ich es für recht unwahrscheinlich, dass der Tschetschene weiss, was Terfs überhaupt sind, oder dass er Beatrix von Storch auf Facebook folgt und sich dadurch angestachelt gefühlt hat, aber die Volten, die jedes Mal von Links vollzogen werden, damit bloss nicht an der bedingungslosen Zuwanderung gerüttelt wird, sind beachtlich. Wenngleich es noch beachtlicher ist, dass sie mit dem Mumpitz, den sie behaupten, auch noch durchkommen.

Schade ist das in jedem Fall. Weil die woke Linke damit selbst zum grössten Verhinderer einer tatsächlichen Ursachenbekämpfung wird. Maltes Tod wird ohne Konsequenzen bleiben, weil der Adressat der Falsche bleibt. Weil wir weder über kulturelle Ursachen noch über die

In Deutschland bemisst sich der Wert eines Menschen daran, ob sich sein Tod politisch ausschlagen lässt.

Dysfunktionalität eines Asylsystems reden, das jeden reinlässt und niemanden mehr loswird. Oder über das Problem der ewigen Duldungen, genauso wenig wie über den Hass auf Homosexuelle und Transmenschen in der islamischen Welt.

Zu behaupten, dass der konservative Gender-sprachengegner die geistige Grundlage für Täter wie Nuradi A. schafft, hilft letztlich nur jenen, die mit absurden Gedankenverrenkungen versuchen, ihre kognitive Dissonanz abermals in den Griff zu bekommen. Menschen wie Malte hilft dies nicht.

Rettet unsere Bergler

Warum wir sie fast nicht mehr finden?
Weil wir sie vertrieben haben.

Rolf Gerber

Die Schweiz geht zurück auf ein Volk von Berglern, aber wo sind diese Menschen heute? Schon die normalen, echten Schweizer sind nicht mehr leicht zu finden: Gelegentlich scheint mir mein Coiffeur, Ivan, noch der vehementeste Vertreter des Schweizer Patriotismus zu sein. Er liebt dieses Land. Er schimpft über alle Einwanderer. Er fordert eine restriktivere Einwanderungspolitik. Er ist Bosnier und nimmt im Gegensatz zu manchen Schweizern begeistert an der 1.-August-Feier teil. Für das Feuerwerk ist ihm sein karger Lohn nicht zu schade.

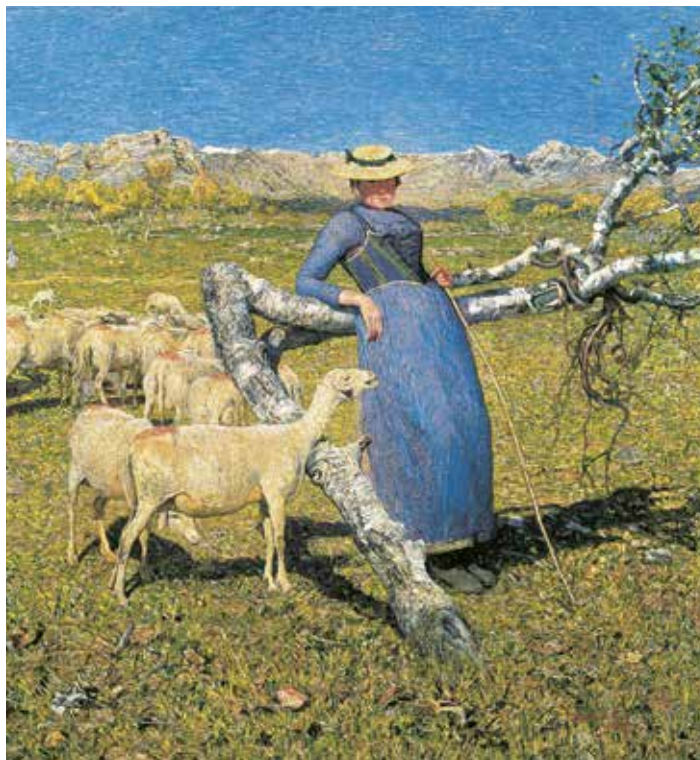
Die Bodenmanns passen auch nicht mehr alle ins Bergler Schema, auch wenn sie Walliser sind. Und für den Sepp Blatter aus demselben Sozietop mag man, bei aller Kritik, trotzig einige Sympathien bewahren, aber als Bergler gilt er nicht.

Geblichen sind die Alten

Doch wo zum Teufel sind die Bergler? Die echten? Jener Typ von Schweizer, der uns ausmacht, mit dem wir werben, mit dem wir uns identifizieren. Der sympathisch-verlässliche Bergführer, der knorrige Älpler, den wir aus früheren Ferien kennen.

Klar: Weder die Blochers noch die Wermuths sind Bergler. Aber wer sind sie denn, die Bergler? Die Florins, die Abderhaldens, die Gantenbeins, die Burris, die Stuckis, die Schmidigs, die Gerbers und die Webers?

Die Opportunisten sind längst aus den Bergen geflohen. Ins Unterland sind sie gezogen oder gar ins Ausland und haben dort Karriere gemacht. Geblichen sind die Alten, die Schwachen, die Trägen. Ähnlich wie in Afrika, in den Entwicklungsgebieten. Geblichen sind aber auch die Mutigen, die Originellen, die Überzeugten, die Idealisten, meist die Widerborstigen und Kauzigen. Bleiben sie weiter?



Es reicht, wenn wir die Schweiz wieder verschweizern.

Sie werden es schwer haben. Das Unterland, die Städter, die Urbanisten geben den Takt an. Dort, wo die Kasse klingelt, spielt die Musik. Vollmundig wurde kürzlich in der *Weltwoche* zitiert: «Die Welt muss verschweizern!» Gut ge-

Klar: Weder die Blochers noch die Wermuths sind Bergler. Aber wer sind sie denn, die Bergler?

meint. Zunächst aber muss die Schweiz wieder verschweizern und dem Sorge tragen, was sie so speziell macht. Und dazu gehören die Bergler. Die Giacomettis, die Ogis, die von Plantas, die Carigiets, die Segantinis, aber auch all die namenlosen Originale unserer Bergtäler, die Schafhirten, die Landfrauen, die Bergführer, die Skilehrer, die Hoteliers, die Dorflehrer und Dirigenten, die Gemeindepräsidenten unse-

rer kleinen Berggemeinden, die Pöstler und Bähnler. Sogar einige Grenz- und Festungswächter mag es noch leiden.

Die werden aber alle weg-rationalisiert, administrativ schikaniert, bis sie den Bettel hinwerfen; ökologisch geknechtet.

Der Bartgeier, der Nationalpark, der Bär und der Wolf, die Dorfkäserei, das Ortsmuseum, die Wildheuer. Die Stille wird so lange konsumiert, bis sie zum Tinnitus mutiert. Alle vermarkten den sanften Tourismus, bis er zum Einheitsbrei verkommt und höchstens noch asiatischen Bedürfnissen genügt. Wenn der Schnee nicht mehr reicht, wird halt – auch mit öffentlichen Geldern – ein Wasserreservoir ins Gelände gemurkt, um die Beschneiungsanlage zu speisen.

Und dann? Und danach? Sind die Bergler dann noch da? Die Originale, die Idealisten, die

Bergbauern? Hütet mein Coiffeur die Schafe im Calancatal? Wandern die Städter noch auf Routen, die sie mit helmbewehrten, gepanzerten Downhill-Bikern teilen müssen? Behagt es ihnen, wenn parallel zu ihren Pfaden Biker-Trails ins Gelände gefräst werden?

«Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei», leiert die Ballermann-Musik. Die Trivialisierung ist programmiert. Wir verscherbeln unser Tafelsilber! Diese Kritik ist beileibe nicht eine grüne oder linke. Sie ist fundamental bürgerlich – oder sollte es zumindest sein! Die Kritik ist vor allem schweizerisch.

Die SAC-Hütten werden mehrheitlich von idealistischen Unterländern betrieben, die meist kläglich scheitern. Die Alpen finden kaum mehr einheimische Hirten. Die EU-Vorschriften führen dazu, dass von ehemaligen Alpen, wo noch *chüschtig*-würziger Käse produziert wurde, die Milch täglich auf die

nächsttiefere Alp geschüttelt wird: Qualitätsverlust, Einkommensverlust, Kulturverlust und Traditionsverlust. Statt der bescheidenen Äpler verdienen nun gutbezahlte Werbeagenturen daran, eine Fiktion zu vermarkten, die das Wahre abgelöst hat.

Kleinbauern resignieren im Gestrüpp der agrarpolitischen Vorschriften. Grossbauern im Berggebiet versteigen sich in die ungemütlichen Sphären von ungesunder Verschuldung, dazu getrieben oder ermutigt durch die staatliche Agrarpolitik.

Milch für die Kinder

Wer nach Fideris im Prättigau fährt, sieht zahlreiche wunderbar-herrschaftliche Wirtschaftshäuser. Alle haben aufgegeben. Der einzige Treffpunkt für den sozial so wichtigen Schwatz ist der Volg. Er überlebt nur dank der Schweizer Berghilfe, einer ehrenamtlichen Spendenorganisation.

Im Calancatal jagt ein portugiesischer Alpbetreiber zwei unfähige Schweizer Pseudo-Äpler zum Teufel und schaut selbst zum Rechten. Wahrlich kein Einzelfall!

Zwar hat die Agrarpolitik des Bundes die mehr oder weniger konstanten Mittel in den letzten Jahren deutlich auf das Berggebiet (und zugunsten der Biodiversität) umverteilt.

Doch die zusätzlichen Mittel haben ihren Preis: mehr Kontrollen, mehr Administration, mehr Abhängigkeit. Echte Bergler hassen dies wie die Pest. Es lähmt ihre Knorrigkeit, die wir so lieben.

Kennen Sie den Begriff der «inversen Ökonomie»? Nein? Kein Problem, den müssen Sie nicht kennen, denn es gibt ihn leider nicht. Aber er geht so:

Sie wandern mit Ihrer Familie in ein Bergtal und werden von einem fürchterlichen Gewitter überrascht. Zum Glück finden Sie Unterschlupf

Offenbar gibt es immer weniger wandernde Familien, aber viel mehr Biker und «Heli-Skiinger».

in einer bescheidenen Alphütte. Ihre Kinder beruhigen sich einigermaßen, sind fasziniert von der ungewohnten Hüttenatmosphäre und dem rauen Charme des *Alpöhi*, der wortkarg, aber spröde-herzlich das Nötige regelt. Trocknen der Kleider, Milch für die Kinder, Erklärung des schrecklichen Gewitters: «Wir kennen das. Das bringt uns nicht um ...»

Und tatsächlich: Wir leben noch. Das Unwetter verzieht sich. Wir können den Rückweg wagen. Unterdessen haben wir aber wichtige

herzhaft Unterstützung erhalten und Milch samt Käse und Brot konsumiert.

Banale Frage also: Was kostet das? Komplexe Frage: Wie entlohnen wir das? «Inverse Ökonomie», eben. Ich frage nicht danach, wie billig ich wegkomme. Sondern ich frage mich: Wie viel kann ich dem einfachen Alphirten für all das geben, was meiner Familie so geholfen hat, ohne dass er uns für verrückt-degenerierte Unterländer hält, die kein vernünftiges Verhältnis mehr zum Geld haben?

Aber es gib immer weniger solche *Alpöhis*. Und es gibt offenbar auch immer weniger wandernde Familien. Hingegen gibt's viel mehr Biker, Gleitschirmflieger, «Heli-Skiinger» und Touristen, die sich nach dem Prinzip orientieren: *No risk, no fun*. Die Rega verzeichnet ein Rekorderinsatzjahr.

Wo zum Teufel bleiben unsere Bergler? Ja, warum wohl finden wir sie nicht mehr? Weil wir sie vertrieben haben! Bleiben wir bescheiden: Es reicht, wenn wir die Schweiz wieder verschweizern. Die Welt kann warten. Gnade Gott, wir verlieren die Bergler!

Rolf Gerber war bis 2017 Leiter des Amtes für Landschaft und Natur des Kantons Zürich und ist heute bei der Schweizer Berghilfe tätig.

© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna



Was Ihre Anlagen bewirken, ist uns wichtig

Vorausschauend
seit Generationen

Der Erfolg einer Anlage wird durch das optimale Verhältnis von Risiko und Rendite bestimmt, der Sinn einer Anlage durch ihre Auswirkungen auf Umwelt und Gesellschaft. Uns ist Nachhaltigkeit nicht nur auf dem Papier wichtig. www.lgt.ch



Private
Banking

Es lebe Winnetou!

Nr. 35 – «Häuptling Winnetou und die weite Welt»
Hommage an Karl May

Der französische Schauspieler Pierre Brice wurde für seine Darstellung des charismatischen Apachenhäuptlings Winnetou, den Karl May in seinen Romanen immer sehr weise und klug, friedens- und freiheitsliebend sowie völkerverbindend handeln liess, vom Stamm der Winnebago-Indianer als «Rainbow-Man» zum Ehrenmitglied ernannt. Eine grosse und noble Geste. Wie schäbig, wie erbärmlich klein und niedrig sind dagegen die scheinheiligen, selbstgerechten und selbsternannten Moralisten. Es lebe Karl May, es lebe Winnetou!
Fränzi Weiersmüller, Uetikon am See

Beherrzte Kaltduscher

Nr. 34 – «Licht schützt das Eigentum»
Beat Gygi zur Energiekrise

Ein Gedanke: Um Strom zu sparen, wäre es nicht wirkungsvoller, die Sommerzeit beizubehalten, immerhin eine Stunde abends europaweit? Dann ist doch der Stromverbrauch um einiges höher als am frühen Morgen.
Peter Vögelin, Flurlingen

Kühlere Jahreszeiten stehen vor der Tür. Das BAG hat vorgesorgt und eine zahlenmässig überschaubare Task-Force ins Leben gerufen. Vertreter aus dem Bereich der Energieberatung und der wasserverbrauchenden Industrie sind mit dabei. Uns Konsumenten sollen eine Hotline und eine App zur Verfügung stehen. Hier kann dann wohl ganz einfach – kurz vor dem jeweiligen Duschen – die empfohlene, allenfalls erlaubte Dusch-Wassertemperatur

abgefragt werden. Und schon steht man mit reinem Gewissen im erfrischenden Nass. Beherrzte Kaltduscher kämen so zu einem – im Kreis der Warmduscher – nicht zu unterschätzenden Ansehen. *Daniel Wirz, Zug*

Hosenlupf-Energie

Nr. 35 – «Wicki und die Innerschweizer»
Thomas Renggli über den neuen Schwingerkönig

Ohne Anstrengung und Könnerschaft wird niemand zum «Eidgenoss» gekürt. Glückliches Schwingerherz, wer diesen nationalen Kranz erhält. Der ultimative Ritterschlag für diesen patriotischen Athleten. Es ist zu hoffen, dass auch unser Bundespräsident Ignazio Cassis nach seiner Festtagsrede in Pratteln noch etwas von dieser positiven Hosenlupf-Energie behält. Ganz besonders für die in den nächsten Monaten anstehenden Verhandlungen mit der EU-Kommission.
Raffaele Ferdinando Schacher, Rorschach

Zurück zu Kleinklassen

Nr. 35 – «Unsere Schulen gehorchen der Uno»
Kolumne von Beat Gygi

In einer Stellungnahme erklärte kürzlich ein Fachmann, die Behindertenrechtskonvention der Uno werde völlig falsch ausgelegt. Betroffene Kinder müssten gar nicht in normale Klassen eingeteilt werden, sondern lediglich in den Schulhäusern an gemeinsamen Aktivitäten teilnehmen können. Das leuchtet ein; die Hochschulen für Heilpädagogik sollten deshalb raschestmöglich mit entsprechenden Ausbildungswegen die Wiedereinführung von Kleinklassen ermöglichen, denn der heutige Zustand ist unhaltbar. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Schaufelraddampfer

Nr. 35 – «Schweiz ohne Neutralität»
Titelseite der Weltwoche

Heute zeigten Sie auf dem Titelblatt (neudeutsch: Cover) eine rechteckige Schweizer Fahne. Diese ist aber in unserer Bundesverfassung klar als quadratische definiert. Ich weiss, unsere Söldnersportler (Fussball, Leichtathletik) rennen nach ihren Siegen mit diesen rechteckigen Dingen rum – sie, obwohl eingebürgert, müssen ja unsere Bundesverfassung nicht kennen. Da loben wir unsere Schaukelraddampfer, die alle, vom Genfersee bis zum Bodensee, die quadratische, verfassungskonforme schweizerische Heckflagge hissen. *Richard Scholl, Ebertswil*

Gebrandmarkt

Nr. 35 – «War der Neutralitätsbruch wirklich unvermeidlich?» – Rückblick von Hubert Mooser

Noch nie hatten wir so eine schlechte Regierung in Bern. Aber wenn man die Herkunft einiger Volksvertreter anschaut, wundert es nicht, dass die Schweiz an die Wand gefahren wird. Wir haben es weit gebracht. Enttäuscht bin ich schon länger von der FDP, da sind viele Euro-Turbos vertreten. Jetzt bin ich sicher als Rassist gebrandmarkt, da man schon längere Zeit die Wahrheit nicht mehr äussern darf. Eins begreife ich nicht: dass wir Schweizer uns nicht wehren und alles stillschweigend hinnehmen. Ich höre von allen Bekannten, da könne man nichts machen. *Nelly Hägi, Niederrohrdorf*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Michail Gorbatschow (1931–2022)



Einem Evangelium gleich: Reformier Gorbatschow.

Was haben wir geflucht über ihn, damals im Büro der Deutschen Presse-Agentur am Moskauer Kutusowskij-Prospekt. Jedes Räuspern des Generalsekretärs zog eine Eilmeldung, einen Überblick, zwei Zusammenfassungen und womöglich einen Korrespondentenbericht nach sich. Denn in den Redaktionen daheim kam jedes Wort von Michail Gorbatschow einem Evangelium gleich. Man müsse es nur lange genug abwägen und analysieren, dann erschliesse sich die eigentliche Bedeutung.

Besonders schlimm war es, wenn die Hauptnachrichtensendung «Wremja» um neun Uhr abends eine zweistündige Rede des Staats- und Parteichefs in voller Länge ausstrahlte – im Wortlaut, ohne jegliche Einordnung durch Analysten oder Kommentatoren. Selten enthielt sie wichtige Ankündigungen, doch für die Leser daheim musste irgendwo der nächste Quantensprung auf dem Weg zur Demokratisierung versteckt sein.

Wir Korrespondenten in Moskau sahen den Reformier immer kritischer als die Leute daheim. Wir wussten, dass er nicht in jeder Rede Perestroika und Glasnost vorantrieb. Uns war bewusst, auf wie viel Misstrauen er bei der konservativen russischen Bevölkerung stiess. Wir erkannten, welche Sprengkraft seine Reformen in den nichtrussischen Unionsrepubliken entwickelten. Und wir ahnten, dass er selber nicht wusste, welche Kräfte er freigesetzt hatte. Die-

ser Geist liess sich nicht mehr in die Flasche zurückstopfen.

Vor allem sahen wir täglich, wie sich die Wirtschaftslage der Menschen verschlechterte. Besonders deutlich wurde dies den Moskauer Korrespondenten, als wir Gorbatschow im Mai des Schicksalsjahres 1989 nach Peking begleiteten.

Dort kochte und brodelte es im Volk, wo der Nachbar aus Moskau als Idol und Vorbild gefeiert wurde. Doch wir erkannten schnell die Unterschiede: Die chinesischen Kommunisten hatten die Wirtschaft reformiert und die politischen Strukturen nicht angetastet. Das erschien damals vielen abgeschmackt. Aus heutiger Sicht war es die erfolgreichere Reformvariante.

Für mich damals auch aus persönlicher Sicht: Da wir angesichts der Unruhe in Peking, die im Tiananmen-Aufstand gipfelte, von unseren Heimatredaktionen gebeten worden waren, zu bleiben, um die Kollegen in China zu unterstützen, brauchte ich zusätzliche Kleidung – eine *mission impossible* in der Sowjetunion, wo sogar Grundnahrungsmittel knapp waren. Kein Problem im chinesischen Konsumparadies mit seinen überquellenden Strassenmärkten.

Gorbatschow war ohne Frage eine welt-historische Figur. Er wickelte ab, was Lenin 72 Jahre zuvor an jenen «zehn Tagen, die die Welt erschütterten», errichtet hatte. Aber er war keine historische Figur für die Russen. Dazu hat sich zu wenig für sie verändert. *Wolfgang Koydl*

Der Autor war von 1988 bis 1990 Bürochef der Deutschen Presse-Agentur in Moskau.



Schweizer Bauwirtschaft braucht dringend mehr Flexibilität

Ab Montag, 12. September, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 19. September, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner




Sie ist der erste wahrhaft konservative Premier seit Margaret Thatcher

Die Nachfolgerin von Boris Johnson tritt ihr Amt in der Krise an. Warum Liz Truss gerade deshalb die richtige Frau zur richtigen Zeit ist.

Toby Young

London

Auf den ersten Blick würde nur ein Narr grosse Hoffnungen in die neue britische Premierministerin setzen. Die 47-Jährige, Mutter von zwei Kindern, hat aus der Hand ihres Vorgängers einen vergifteten Kelch übernommen. Grossbritannien erlebt die schlimmste Inflation seit vierzig Jahren, die Wirtschaft steckt in einer Rezession, die Staatsschulden belaufen sich zum ersten Mal seit sechzig Jahren auf 100 Prozent des Bruttoinlandprodukts, die durchschnittlichen Energiekosten eines Privathaushalts werden bis April nächsten Jahres auf schätzungsweise 6600 Pfund ansteigen, und am Ende dieses Jahres könnten wir uns in einem Krieg gegen Russland befinden.

Die neue Premierministerin hat auch die wenig beneidenswerte Aufgabe, das Nordirland-Protokoll zu streichen, ohne das Verhältnis Grossbritanniens zur EU irreparabel zu beschädigen.

Erst sagte sie nein, dann ja

In Liz Truss' bisheriger politischer Karriere deutet wenig darauf hin, dass sie die Kunst beherrscht, sich geschickt in diesem Minenfeld zu bewegen. Sie hat sechs verschiedene Ministerposten bekleidet, zuletzt das Aussenministerium, und in keinem dieser Ämter hat sie sich sonderlich hervorgetan (ausgenommen vielleicht als Handelsministerin, wo sie bislang am erfolgreichsten war). Sie will offenbar gern mit Margaret Thatcher verglichen werden, deren Auftritte sie nachahmt, auch einige ihrer berühmten Fotoszenen kopiert. Aber nichts weist darauf hin, dass sie eine Politikerin mit Überzeugung ist.

An der Universität Oxford war sie Mitglied der Liberaldemokraten, deren damaligen Parteichef Paddy Ashdown sie mit dem Wunsch irritierte, die Monarchie abzuschaffen. Vor dem Referendum 2016 trat sie für einen Verbleib in der EU ein und wurde erst Brexit-Anhängerin, nachdem ihre Seite verloren hatte. Während ihrer Kandidatur für das Amt des Parteichefs schwankte sie in der Frage, ob sie einkommensschwache Haushalte wegen der explodierenden Energiekosten



Mehr Stehvermögen als ihre jungen Assistenten: Wirbelwind Truss.

mit staatlichen Geldern unterstützen würde. Erst sagte sie nein, dann ja. So etwas würde man nicht mit der Eisernen Lady assoziieren.

Trotzdem sollte man Liz Truss nicht abschreiben. Sie hat unter den letzten drei Premierministern gedient, was für einen politischen Überlebensinstinkt spricht, über den die meisten ihrer Kollegen nicht verfügen.

Und sie hat in einigen politischen Grundfragen Standfestigkeit bewiesen, obwohl sie unter verschiedenen Parteichefs gedient hat.

Laut Mark Littlewood, der zu ihrer Zeit ebenfalls in Oxford studierte und heute Direktor des Institute of Economic Affairs ist, war sie wirtschaftspolitisch stets eine Marktliberale, schon als Mitglied der Liberaldemokraten. Dass sie an-

fänglich eine Proeuropäerin war, hat gemäss Littlewood damit zu tun, dass die EU freie Marktwirtschaft praktiziert, Handelsbeschränkungen zwischen den Mitgliedsländern abgeschafft und den gemeinsamen Markt geschaffen hat. Dass sie heute eine EU-Kritikerin ist, liegt laut Littlewood daran, dass die EU ihre neoliberale Politik aufgegeben und sich in ein sozialistisches Monster verwandelt hat, das Innovation durch übermässige Vorschriften behindert.

Gegen Transaktivisten

Truss ist auch als vehemente Kritikerin der Woke-Bewegung hervorgetreten, was angesichts der immer heftiger werdenden Kulturkriege in der angelsächsischen Welt keine Bagatelle ist. Als Ministerin für Frauen und Gleichstellung (ein Amt, das sie seit 2019 neben ihren Kabinettsposten bekleidet hat) wandte sie sich gegen die Forderungen von Transaktivisten und ihren Verbündeten, die geschlechtliche Selbstbestimmung zu erleichtern. Während ihrer Bewerbung um das Amt des Premierministers trat sie ausdrücklich für Meinungsfreiheit ein. Sie versprach, das geplante Gesetz zur Online-Sicherheit abzuändern (ein Versuch, die sozialen Medien zu regulieren), damit «legale, aber schädliche» Inhalte nicht verboten werden können. Das ist ein ausgesprochen ungutes Projekt, das dem Staat zum Beispiel die Möglichkeit gäbe, Youtube, Facebook und Twitter zu zwingen, Kommentare zu löschen, welche die Wirksamkeit von Corona-Impfstoffen oder die Sinnhaftigkeit der Null-Null-Agenda in Frage stellen.

Im Gegensatz zu Boris Johnson scheint Liz Truss aber nicht viel an der Meinung der liberalen, urbanen Elite zu liegen, was der Schwachpunkt ihres Vorgängers war. Sie kommt aus einer durchschnittlichen Mittelschichtfamilie in einer nordenglischen Provinzstadt, ist die

Im Gegensatz zu Johnson scheint Truss nicht viel an der Meinung der liberalen, urbanen Elite zu liegen.

Tochter eines Akademikers und einer Krankenschwester. Sie besuchte eine staatliche Schule, bevor sie in Oxford Philosophie, Politik und Wirtschaftswissenschaften studierte. Eine politische Karriere hat sie nicht von Anfang an verfolgt. Von 1996 bis 2000 arbeitete sie bei Shell, ging anschliessend zum britischen Telekommunikationsunternehmen Cable & Wireless, wo sie es bis zur Abteilungsleiterin brachte, bis sie 2005 bei den Parlamentswahlen kandidierte, allerdings keinen Sitz im Unterhaus gewann. Daraufhin ging sie zur konservativen Denkfabrik Centre for European Reform, wo sie an Studien über die Verbesserung des schulischen Leistungsniveaus, über die nachlassende Konkurrenzfähigkeit Grossbritanniens und über Massnahmen zur Kriminalitätsbekämpfung

mitarbeitete. 2010 wurde sie schliesslich als konservative Abgeordnete ins Parlament gewählt.

Ich habe Liz Truss kennengelernt, als sie Bildungsministerin war. Ich selbst trat damals für eine Bildungsreform ein, hatte in West-London vier klassisch liberale Schulen mitgegründet. Mir schien, dass sie verstand, warum so viele Schulen in benachteiligten Gegenden scheitern, auch in ihrem eigenen Wahlkreis in Norfolk.

Bei den meisten Politikern kann man den Eindruck gewinnen, dass sie sich nicht gross für die Details praktischer Politik interessieren, sondern diese Dinge lieber ihren Beamten überlassen – mit dem Ergebnis, dass die radikalsten Initiativen auf die lange Bank geschoben werden. Sie interessieren sich mehr für ihr Bild in den Medien und wie sie die Berichterstattung für ihr eigenes Fortkommen nutzen können. Nicht so Liz Truss. Sie interessiert sich wirklich für den politischen Alltag. Sie weiss, dass sie ihre Beamten an der kurzen Leine halten muss, wenn sie Reformen durchsetzen will. Als ich eine grosse gemeinnützige Schulorganisation leitete und sie Staatssekretärin im Finanzministerium geworden war, stellte ich fest, dass sie zu den wenigen Kabinettsmitgliedern zählte, die sich noch immer einer Bildungsreform verpflichtet fühlten.

Manische Energie

Im Umgang mit den Medien ist sie nicht besonders geschickt. In TV-Interviews wirkt sie manchmal etwas verwirrt, was für eine Premierministerin in einer nationalen Krisenzeit paradoxerweise von Vorteil sein könnte. Mit Dingen, von denen sie weiss, dass sie nicht ihre Stärke sind, wird sie nicht viel Zeit verschwenden.

Dass sie bei öffentlichen Auftritten eine etwas merkwürdige Figur abgibt, nicht zuletzt mit ihren formelhaften Reden, liegt an ihrer manischen Energie. Sie arbeitet viel, aber nach Feierabend geht sie auch gern in Bars und Klubs, wo sie mehr Stehvermögen beweist als ihre jungen Assistenten. In ihrem neuen Job könnte auch das ein Plus sein. Johnson war nicht gerade ein Faulpelz, aber nach seiner Corona-Erkrankung 2020 hatte er ein wenig von seiner Vitalität eingebüsst. Truss dagegen ist ein Wirbelwind.

Seit sie am Montag zur neuen Parteichefin erklärt wurde, versuche ich, meine Begeisterung zu zügeln. Ich war begeistert, als Boris Johnson vor drei Jahren den Führungsjob bekam, war dann aber bitter enttäuscht, als er sein politisches Kapital auf die Klimakonferenz COP 26 und andere modische Themen verschwendete.

Liz Truss sagte in ihrer Dankesrede, dass sie als Konservative kandidiert habe und nun als Konservative regieren werde. Damit wäre sie der erste wahrhaft konservative britische Premier seit Margaret Thatcher. Mit den richtigen Leuten in ihrem Umfeld könnte sie durchaus Erfolg haben.

Toby Young ist Generalsekretär der Free Speech Union.
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



INSIDE WASHINGTON

Biden schürt das Feuer

Lange bevor der ehemalige Präsident Donald J. Trump und seine extremen «Maga»-Republikaner mit Inbrunst in Washington, D. C., einzogen, war Joe Biden bereits von Angst und Abscheu vor der Grand Old Party (GOP) erfüllt. Vertraute des Präsidenten aus Delaware berichten der Tageszeitung *Politico*, dass «Biden bereits vor Trumps Wahl über den zunehmenden GOP-Extremismus besorgt» gewesen sei.

Während des «Kriegs gegen den Terror» des ehemaligen Präsidenten George W. Bush? Während der gescheiterten Kandidatur von Senator Mitt Romney bei den Präsidentschaftswahlen 2012? Könnte Bidens Feindschaft gegenüber den Republikanern gar bis zu Reagans «Es ist wieder Morgen in Amerika» zurückreichen?

Die anonymen Berater verraten es nicht. Doch nun lässt Biden seiner Aversion freien Lauf. Er verteufelt seine politischen Gegner während einer Fernsehansprache letzte Woche als eine «klare und unmittelbare Gefahr» für die Demokratie.

Keiner der drei grossen Nachrichtensender – ABC, NBC und CBS – übertrug den Frontalangriff des Präsidenten zur besten Sendezeit. Bidens Worte seien nicht «gegen einen bestimmten Politiker oder sogar gegen eine bestimmte Partei» gemünzt, behaupteten Sprecher des Weissen Hauses.

Doch bereits am Montag schwang Biden im Swing State Wisconsin wieder die Axt. Das Land immer tiefer spaltend, beschuldigte er «extreme Maga-Republikaner», sie würden vor «Wut, Gewalt, Hass und Zwiespalt» kochen.

Es ist eine durchsichtige Strategie, die Biden und die Demokratische Partei vor den Zwischenwahlen verfolgen. Durch die Verteufelung der politischen Gegner hoffen sie, das Feuer zu schüren, um es dann, wie sie versprechen, zu löschen.

Amy Holmes

Maillards erster Inflations-Herbst

Von Gewerkschaftsführern wird jetzt eine spezielle Performance erwartet.



Wir erleben seit langem wieder den ersten Lohnherbst in einer Inflationszeit. Die zuletzt ausgewiesenen 3,5 Prozent Jahresinflation sind zwar noch nicht aufsehenerregend hoch, aber die 9,1 Prozent in der Euro-Zone färben gefühlsmässig schon ein wenig ab. Für einen grossen Teil der Leute im Erwerbsalter ist der Umgang mit Inflation ein neues Erlebnis. Jahrzehntlang hat die Teuerung irgendwo unauffällig in den Statistiktabelle geschlummert. Die letzte wirkliche Inflationszeit war 1990 mit rund 5,5 Prozent und 1991 mit etwa 6 Prozent.

Vergessen sind auch die vielen Sorgen, die Währungshüter und Ökonomen damals hatten über die zahlreichen Preise, in denen eine Art automatisches Streben nach oben eingebaut war. Diese administrierten Preise waren so konstruiert, dass sie mit der Inflation Schritt halten sollten, ohne dass man sie jedes Jahr neu aushandelte. Es waren Spiralen.

Es kann sein, dass mit dem jetzt aufgeflamten Preisauftrieb neue Versuche auftauchen, Preise und Löhne im Voraus an künftig erwartete Bewegungen zu binden. Kaufverträge für Autos etwa, die ein Jahr oder mehr Lieferzeit haben, sind oft mit Klauseln versehen, dass der Käufer die in der Wartezeit auftauchenden Preissteigerungen übernimmt, plus fallweise einen festen Aufschlag wegen besonderer Marktsituation.

Gewerkschaftschefs sind jetzt besonders herausgefordert. Für sie ergeben sich mit der Inflation neue Möglichkeiten zur Profilierung. In Zeiten mit schwachem Preisauftrieb richteten sich die Angestellten auf den Ausgleich

der Teuerung ein, aber bei beschleunigter Inflation kommen rasch Erwartungen auf, dass ein dynamisches Element dazukommen müsse, das kommende Kaufkraftverluste bereits jetzt auffangen soll. Auf diese Weise kommen Preis-Lohn-Preisspiralen zustande, Auftriebsautomatismen, die dann irgendwann schwierig zu beenden sind. Niemand möchte in den Ruf kommen, er sei ein Promotor dieser als volkswirtschaftlich schädlich angesehenen Mechanismen – und doch sind die Gewerkschaftsführer in Inflationszeiten unter speziellem Druck, einige Franken oder Stunden als Plus für ihre Klientele herauszuholen.

Der Ausweg besteht darin, dass Gewerkschaftskader neben dem Teuerungsausgleich möglichst viele spezielle Arbeits- oder Stressfaktoren geltend machen. Pierre-Yves Maillard, Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds, fordert dieses Mal 4 bis 5 Prozent mehr Lohn. Neben den 3,5 Prozent Inflation sei zu beachten, dass die Produktivität gestiegen und der Geschäftsgang in den Firmen gut gewesen sei und darüber hinaus Fachkräftemangel herrsche. Chefökonom Daniel Lampart sagt, man würge ohne Kaufkraftverlust die Binnenkonjunktur ab, zudem gebe es eine Lohnschere, die sich öffne.

Die Arbeitgeberseite hält Forderungen nach generellen Lohnerhöhungen für überzogen, auch da mit Hinweis auf Sonderentwicklungen wie steigende Rohstoff- und Energiepreise oder Lieferkettenprobleme. Der Arbeitgeberverband ist fürs Aushandeln von Lohnerhöhungen direkt zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. So können weniger leicht Spiralen entstehen.

Zweistellige Hypozinsen?

Das Jahr 1991 hatte es in sich, die Erinnerungen an Inflation und Zinsen in dieser Zeit sind aus heutiger Sicht besonders informativ. Nach dem Einbruch am Schweizer Immobilienmarkt Anfang der 1990er Jahre befanden sich die Hypothekarzinsen auf einem Niveau, das heute fast nicht vorstellbar ist. Je nach Objekt waren die Sätze in der Nähe von 9 Prozent. Ökonomen von Banken und Versicherungen sagten damals eine Zunahme auf über 10 Prozent voraus, «und dann werden sie nie mehr in den einstelligen Bereich kommen». Kollegen schätzten sich glücklich, wenn sie langfristige Hypothekarverträge für Zinsen unter 8 Prozent abschliessen konnten.

Wirtschaft auf der Nährschicht

Das Beschäftigungsbarometer des Bundesamts für Statistik zum zweiten Quartal 2022 zeigt ein Wachstum der besonderen Art. Demnach ist die Beschäftigung im Vergleich zum Vorjahresquartal um 3,2 Prozent auf 5,3 Millionen Stellen gestiegen, so stark wie noch nie seit 1991. Dann folgt die Angabe der offenen Stellen, und da erwartet man instinktiv einen entsprechenden Rückgang. Aber nein, auch die offenen Stellen haben zugenommen, es sind 39 000 mehr als im Vorjahr. Mehr Beschäftigte und zugleich mehr offene Jobs – wie geht das? Ist die Schweiz irgendwie grösser geworden? Ja, das ist die Art, wie sie seit langem wächst: Es kommen immer neue Firmen ins Land, die hier Arbeitsplätze einrichten. Die Wirtschaft wächst in der Schweiz wie eine Zellenkultur auf einer Nährschicht, immer dichter.

FRÉDÉRIC BASTIAT

Was ist der Staat?



Die Steuern – ein Akt der Brüderlichkeit!

«Welch gewaltigen
Dienst er doch leistet!
Der Staat! Was ist das?
Wo ist er? Was tut er?
Was sollte er tun?»

Seite 52

«Der Staat ist die grosse
Fiktion, nach der sich
jedermann bemüht,
auf Kosten jedermanns
zu leben.»

Seite 54

«Die Idee, alles vom
Staat zu fordern, ohne
ihm etwas zu geben, ist
eine Schimäre – absurd,
kindisch, gefährlich.»

Seite 56

Die Kunst, auf Kosten anderer zu leben

Alles ruft dieser Tage wieder nach dem Staat. Genau das hat der französische Denker und Ökonom *Frédéric Bastiat* im Revolutionsjahr 1848 auch erlebt und darüber diesen ironischen Aufsatz geschrieben.

Ich wünschte, dass man einen Preis stiftet – nicht fünfhundert Franc, sondern eine Million mit Siegerkranz und Verdienstkreuz am Band für den, der eine gute, einfache und prägnante Definition des Wortes gibt: der Staat. Welch gewaltigen Dienst leistet er doch der Gesellschaft! Der Staat! Was ist das? Wo ist er? Was tut er? Was sollte er tun?

Wir wissen nur, dass er eine geheimnisumwitterte Persönlichkeit ist – und sicherlich die am meisten beanspruchte, gequälte, beschäftigte, beratene, angeklagte, angerufene und angegriffene auf der ganzen Welt.

Denn, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber ich wette zehn gegen eins, dass Sie seit sechs Monaten Utopien entwerfen; und wenn Sie welche entwerfen, wette ich zehn gegen eins, dass Sie den Staat beauftragen, sie zu verwirklichen.

Bewässern Sie die Ebenen!

Und Sie, meine Dame, ich bin sicher, dass Sie sich im Grunde Ihres Herzens danach sehnen, alle Leiden der unglücklichen Menschheit zu heilen, und dass Sie nichts dagegen hätten, wenn sich der Staat dessen annähme.

Aber ach! Der Unglückliche weiss wie Figaro nicht, wen hören und wohin sich wenden. Die zehntausend Mäuler der Presse und der Rednertribüne schreien auf ihn ein:

- Organisieren Sie die Arbeiter und die Arbeit.
- Rotten Sie den Egoismus aus.
- Beschränken Sie die Unverschämtheit und Tyrannei des Kapitals.
- Machen Sie Experimente mit Dünger und Eiern.
- Überziehen Sie das Land mit Eisenbahnlinien.
- Bewässern Sie die Ebenen.
- Forsten Sie die Berge auf.
- Gründen Sie Musterfarmen.
- Eröffnen Sie Genossenschaftswerkstätten.
- Kolonisieren Sie Algerien.
- Ernähren Sie die Kinder.
- Bilden Sie die Jugend aus.
- Unterstützen Sie die Alten.
- Schicken Sie die Einwohner der Städte aufs Land.
- Gleichen Sie die Gewinne aller Industrien an.

- Leihen Sie zinslos Geld jedem, der es wünscht.
- Befreien Sie Italien, Polen und Ungarn.
- Züchten und vervollkommen Sie Reitpferde.
- Fördern Sie die Kunst, bilden Sie Musiker und Tänzerinnen aus.
- Verbieten Sie den Handel und schaffen Sie zugleich eine Handelsmarine.
- Enthüllen Sie die Wahrheit und lassen Sie in unsere Köpfe ein Korn Vernunft fallen.

Der Staat hat die Aufgabe, die Seele des Volkes aufzuklären, zu entwickeln, zu heben, zu stärken, zu vergeistigen und zu heiligen.

Ach! Meine Herren, ein bisschen Geduld, antwortet der Staat etwas kläglich. Ich werde versuchen, Sie zufriedenzustellen, aber dafür brauche ich einige Mittel. Ich habe Projekte für fünf oder sechs ganz neue allerwohlthätigste Steuern vorbereitet. Sie werden sehen, was für ein Vergnügen es macht, sie zu bezahlen.

Aber nun erhebt sich ein grosses Geschrei: «Ei! Ei! Ein schönes Verdienst, etwas mit Mitteln zu machen! Dafür brauchen wir uns nicht an den Staat zu wenden. Statt uns mit neuen Steuern zu schlagen, fordern wir Sie auf, die alten zurückzunehmen. Schaffen Sie ab:

- die Salzsteuer,
- die Getränkesteuer,
- die Briefsteuer,
- den Stadtzoll,
- die Gewerbesteuer,
- die Gebühren

Mitten in diesem Tumult und nachdem das Land zwei- oder dreimal seinen Staat gewechselt hat, weil er nicht alle Forderungen erfüllte, möchte ich erklären, dass sie sich widersprachen. Worauf habe ich mich eingelassen, grosser Gott! Konnte ich diese unglückliche Bemerkung nicht für mich behalten?

Seht mich an, für immer diskreditiert. Jetzt steht fest: Ich bin ein Mensch ohne Herz und ohne Gefühl, ein trockener Philosoph, ein Individualist, ein Bourgeois – kurz, mit einem Wort: ein Volkswirt englischer oder amerikanischer Schule.

Freiheit und Freihandel



Der französische Ökonom und Politiker Frédéric Bastiat (1801–1850) gilt als bedeutender Vertreter des Liberalismus. Der vorliegende Aufsatz «Der Staat» («L'Etat»)

erschien im Revolutionsjahr 1848, in dem Bastiat als Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung erlebte, wie Interessengruppen den Staat als Umverteilungsinstrument nutzten. Zu seiner Zeit waren seine Schriften weit verbreitet, er brachte die Freihandelsbewegung in Frankreich politisch und intellektuell voran – nicht zuletzt begeistert durch Stossrichtung und Erfolge des Manchester-Liberalismus im Kampf gegen Protektionismus.

Oh! Verzeihen Sie mir, erhabene Schriftsteller, die nichts aufhält – nicht einmal Widersprüche. Ich habe unrecht, ohne Zweifel, und ich gebe bereitwillig nach. Nichts Besseres wüsste ich mir – na klar! –, als dass Sie wirklich ausserhalb von uns ein wohlthätiges, unerschöpfliches Wesen entdeckt hätten, das sich Staat nennt – ein Wesen, das Brot für alle Mäuler hat, Arbeit für alle Hände, Kapital für alle Unternehmungen, Kredit für alle Projekte, Salbe für alle Wunden, Balsam für alle Leiden, Rat in jeder Verlegenheit, Lösungen für alle Zweifel, Wahrheiten für jeden Verstand, Zerstreung für jede Langeweile, Milch für die Kinder, Wein für das Alter, das für alle Bedürfnisse vorsorgt, all unserem Begehren entgegenkommt, alle unsere Neugier befriedigt, alle unsere Irrtümer, alle unsere Fehler richtigstellt und uns allen künftig Vorsicht, Klugheit, Urteil, Vernunft, Erfahrung, Ordnung, Sparsamkeit, Mässigkeit und Tätigkeit erspart.

Warum sollte ich das auch nicht wollen? Gott verzeihe mir, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich die Sache bequem, und ich möchte endlich diese unversiegbare Quelle von Reichtümern und Aufklärung zu meiner Verfügung haben, dieses Allheilmittel, diese Schatztruhe ohne Boden, diesen unfehlbaren Ratgeber, den Sie den Staat nennen.

Auch fordere ich, ihn mir zu zeigen, mir zu definieren. Und deshalb eben schlage ich vor, einen Preis für den Ersten auszusetzen, der diesen Phönix entdeckt. Denn man wird doch zugeben, dass diese kostbare Entdeckung noch nicht geschehen ist. Bisher nämlich geht es so: Was immer sich als der Staat vorstellt, das stürzt das Volk sogleich um, eben weil es die ein klein wenig widersprüchlichen Bedingungen des Programms nicht erfüllt.

Monströse Missstände

Muss man es aussprechen? Ich fürchte, wir fallen hier einer der wunderlichsten Illusionen zum Opfer, die jemals den menschlichen Geist befallen haben.

Dem Menschen sind Mühsal und Leiden zuwider. Und dennoch ist er von der Natur zu schmerzlichem Verzicht verurteilt, wenn er nicht die Mühsal der Arbeit auf sich nimmt. Er hat also nur die Wahl zwischen diesen beiden Übeln.

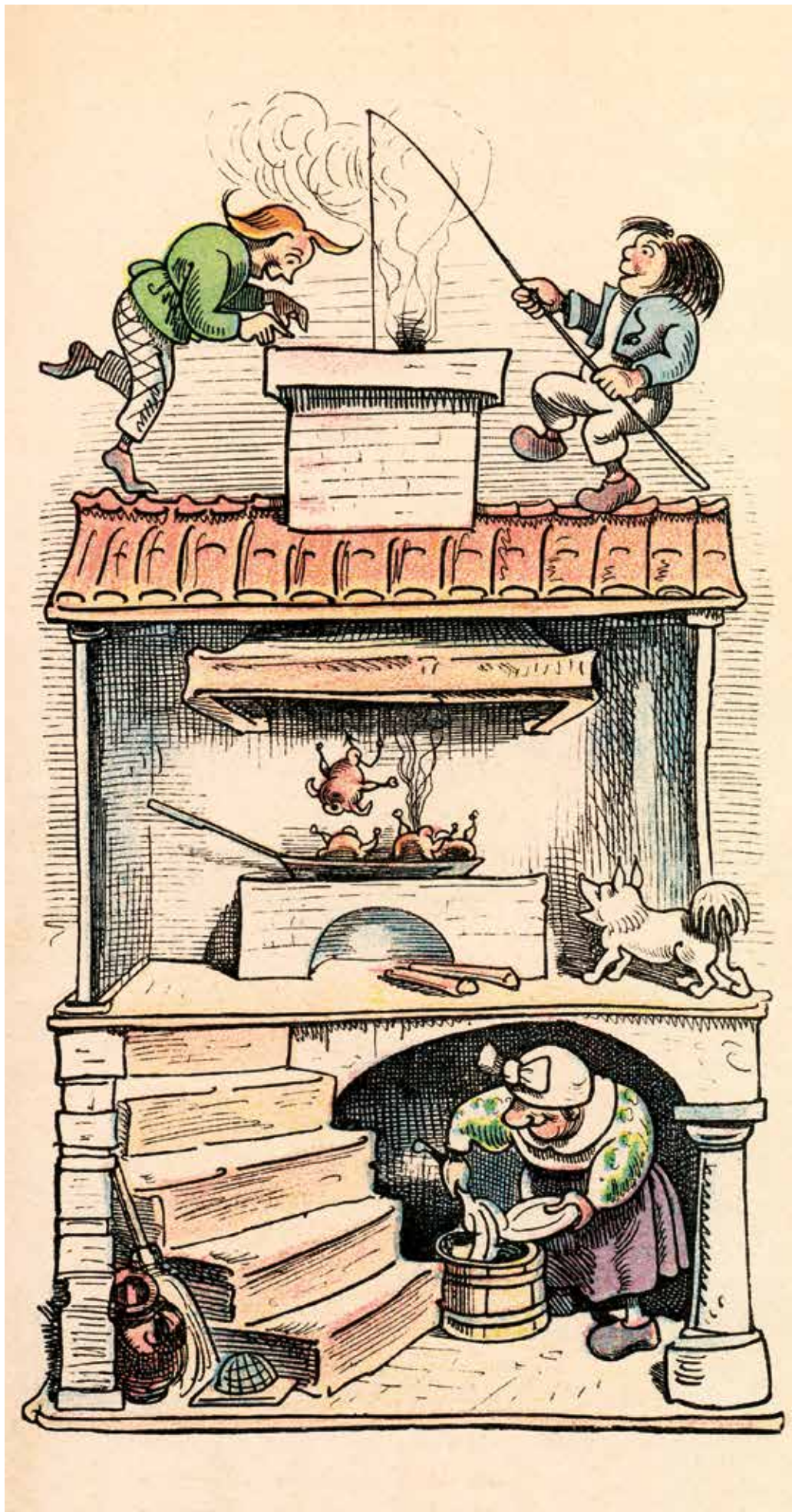
Was tun, um alle beide zu vermeiden? Er hat bisher nur ein Mittel gefunden und wird nie ein anderes finden: Dies ist, die Arbeit anderer zu genießen; das heisst, dafür zu sorgen, dass die Mühsal und die Befriedigung nicht jeden im natürlichen Verhältnis treffen, sondern alle Mühsal für die einen ist und alle Befriedigung für die anderen. Daher die Sklaverei, daher auch der Raub, welche Form er auch annimmt: Krieg, Gaunerei, Gewalttat, Zwang, Betrug et cetera – monströse Missstände, aber folgerichtig aus dem Gedanken, der sie hervorgebracht hat. Man muss die Unterdrücker hassen und bekämpfen, man kann nicht behaupten, sie handelten inkonsequent.

Die Sklaverei geht Gott sei Dank zurück. Auf der anderen Seite macht unsere Neigung, unser Gut zu verteidigen, den direkten einfachen Raub schwierig. Indessen ist eines geblieben – die un-

Ich fürchte, wir fallen einer der wunderlichsten Illusionen zum Opfer.

glückliche primitive Neigung aller Menschen, das komplexe Los des Lebens in zwei Teile zu teilen: die Mühsal auf den anderen abzuwälzen und die Befriedigung für sich zu behalten. Bleibt zu sehen, unter welcher neuen Form sich diese traurige Neigung zeigt.

Der Unterdrücker wirkt nicht mehr direkt aus eigener Kraft auf den Unterdrückten ein. Nein, unser Gewissen ist dafür zu empfindlich



Heimat ist eine zärtliche Mutter.

geworden. Es gibt wohl noch den Tyrannen und das Opfer, aber zwischen sie stellt sich ein Vermittler – der Staat –, das heisst das Gesetz selbst. Was könnte besser unsere Skrupel zum Schweigen bringen und – das schätzen wir vielleicht noch höher – Widerstände beseitigen? Also wenden wir uns alle mit irgendeinem Anspruch, unter dem einen oder anderen Vorwand, an den Staat. Wir sagen ihm: Ich finde nicht, dass zwischen meinem Vergnügen und meiner Arbeit ein zufriedenstellendes Verhältnis herrscht. Ich würde gerne, um das erwünschte Gleichgewicht herzustellen, ein klein wenig von dem Gut anderer nehmen. Aber das ist gefährlich. Könnten Sie mir die Sache nicht einfacher machen? Können Sie mir nicht eine gute Stelle geben? Oder vielleicht die Industrie meiner Konkurrenten behindern? Oder vielleicht auch mir gratis Kapital zur Verfügung stellen, das Sie seinen Besitzern wegnehmen? Oder meine Kinder auf öffentliche Kosten aufziehen? Oder mir Förderungsprämien zugestehen? Oder mir Wohlstand zusichern, wenn ich fünfzig bin? Auf diese Weise würde ich ganz ruhigen Gewissens zum Ziel kommen, denn das Gesetz selbst hätte für mich gehandelt, und ich hätte alle Vorteile des Raubes ohne sein Risiko und seinen schlechten Ruf.

Diabolischer Rat

Da wir einerseits sicher alle an den Staat irgendeine ähnliche Forderung richten und andererseits erwiesen ist, dass der Staat nicht die einen zufriedenstellen kann, ohne die Arbeit der anderen zu vermehren, glaube ich mich berechtigt – in Erwartung einer anderen Definition des Staates –, hier die meine zu geben. Wer weiss, ob nicht sie den Preis davonträgt? Hier ist sie:

Der Staat ist die grosse Fiktion, nach der sich *jedermann* bemüht, auf Kosten *jedermanns* zu leben.

Denn heute wie ehemals wollte jeder gern ein bisschen mehr oder weniger von der Arbeit anderer profitieren. Dieses Gefühl wagt man nicht offen zu zeigen, man verheimlicht es vor sich selbst. Was macht man also? Man verschafft sich einen Vermittler, man wendet sich an den Staat, und jede Klasse kommt der Reihe nach zu ihm und sagt: Sie, die loyal und ehrenvoll nehmen können, nehmen Sie von der Öffentlichkeit, und wir wollen teilen.

Ach, der Staat hat nur allzu viel Neigung, dem diabolischen Rat zu folgen. Denn er besteht aus Ministern, aus Beamten, aus Menschen eben, die wie alle Menschen von Herzen wünschen und eifrig nach jeder Gelegenheit greifen, ihren Reichtum und Einfluss zu vermehren. Der Staat versteht also ganz schnell den Vorteil, den er aus der Rolle ziehen kann, die ihm die Öffentlichkeit anvertraut. Er wird der Schiedsrichter sein, der Herr aller Geschicke: Er wird viel nehmen, also wird ihm viel für sich bleiben, er wird die Anzahl seiner Beamten vervielfachen, er wird den Um-



Dem Menschen sind Mühsal und Leiden zuwider.

fang seiner Zuständigkeiten erweitern, er wird schliesslich erdrückende Ausmasse annehmen.

Aber bemerkenswert ist, wie erstaunlich blind die Öffentlichkeit dabei ist. Als glückliche Soldaten die Besiegten in die Sklaverei führten, waren sie barbarisch, aber konsequent. Ihr Ziel wie das unsere war, auf Kosten anderer zu leben; und wie wir verfehlten sie es nicht. Was müssen wir von einem Volk denken, wo

Der Staat versteht den Vorteil, den er aus der Rolle ziehen kann, die ihm die Öffentlichkeit anvertraut.

man nicht zu ahnen scheint, dass die gegenseitige Plünderung nicht weniger Plünderung ist, weil sie gegenseitig ist; dass sie nicht weniger verbrecherisch ist, weil sie sich gesetzmässig und in aller Ordnung vollzieht; dass sie nichts zum öffentlichen Wohl beiträgt; dass sie es im Gegenteil um all das vermindert, was der verschwenderische Vermittler kostet, den wir Staat nennen?

Und diese grosse Schimäre haben wir zur Erbauung des Volkes auf das Titelblatt der Verfassung gesetzt. Hier die ersten Worte der Präambel:

«Frankreich hat sich eine republikanische Verfassung gegeben, um [. . .] alle Bürger auf ein immer höheres Niveau von Gesittung, Aufklärung und Wohlstand zu heben.»

Also ist es Frankreich oder die Abstraktion, die die Franzosen oder die Realitäten zur Gesittung, zum Wohlstand et cetera hebt. Heisst das nicht, ganz der merkwürdigen Illusion zu verfallen, die uns verführt, alles von einer anderen Quelle als uns selbst zu erwarten? Heisst das nicht, zu behaupten, es gebe neben und ausserhalb der Franzosen ein tugendhaftes, aufgeklärtes,

reiches Wesen, das auf sie seine Wohltaten ausschütten kann und soll? Heisst das nicht, anzunehmen, es gebe – und sicherlich ganz ohne Grund – zwischen Frankreich und den Franzosen, zwischen der einfachen abgekürzten, abstrakten Benennung aller Individuen und diesen Individuen selbst, die Beziehung von Vater und Sohn, von Erzieher und Zögling, von Lehrer und Schüler?

Ich weiss wohl, dass man manchmal metaphorisch sagt: Die Heimat ist eine zärtliche Mutter. Aber um die Nichtigkeit des Verfassungssatzes zu entlarven, reicht es, zu zeigen, dass man ihn umkehren kann, und ich will nicht nur sagen: ohne Nachteil, sondern sogar mit Gewinn. Würde die Exaktheit leiden, wenn die Präambel lauten würde:

«Die Franzosen haben sich eine republikanische Verfassung gegeben, um Frankreich auf einen immer höheren Grad von Gesittung, Aufklärung und Wohlstand zu heben.»

Nun, was ist der Wert einer Aussage, in der Subjekt und Objekt sich ohne weiteres kreuz und quer vertauschen können? Alle Welt versteht, wenn man sagt: Die Mutter stillt das Kind. Aber es wäre lächerlich, zu sagen: Das Kind stillt die Mutter.

Die Amerikaner machten sich eine andere Vorstellung von den Beziehungen der Bürger zum Staat, als sie an die Spitze ihrer Verfassung die einfachen Worte setzten:

«Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, verfügen, um eine bessere Union zu bilden, Gerechtigkeit zu stiften, innere Ruhe sicherzustellen, für gemeinsame Verteidigung zu sorgen, den allgemeinen Wohlstand zu vermehren und die Wohltaten der Freiheit uns und unserer Nachwelt zuzusichern . . .»

Hier wird keine Schimäre geschaffen, keine Abstraktion, von der die Bürger alles fordern.



Sie erwarten nur etwas von sich selbst und ihrer eigenen Energie.

Wenn ich mir erlaubt habe, die ersten Sätze unserer Verfassung zu kritisieren, geschieht dies, weil es sich hierbei nicht, wie man glauben könnte, nur um eine metaphysische Spitzfindigkeit handelt. Ich behaupte, dass diese Personifizierung des Staates eine reiche Quelle von Katastrophen und Revolutionen in der Vergangenheit war und in Zukunft sein wird.

Die Öffentlichkeit auf der einen Seite, der Staat auf der anderen, betrachtet als zwei verschiedene Wesen, dieses gehalten, über jenes den Strom menschlicher Glückseligkeit auszuschütten, jenes berechtigt, ihn von diesem zu fordern. Was muss daraus hervorgehen?

Teufelskreis der Ansprüche

In Wirklichkeit ist der Staat nicht einhändig und kann es nicht sein. Er hat zwei Hände, die eine, um zu empfangen, und die andere, um zu geben, anders gesagt, die harte und die zarte Hand. Die Tätigkeit der zweiten ist notwendig der Tätigkeit der ersten untergeordnet.

Allenfalls kann der Staat nehmen und nicht zurückgeben. Das ist vorgekommen und erklärt sich aus der porösen und absorbierenden Natur seiner Hände, die immer einen Teil und manchmal alles von dem zurückhalten, was sie berühren. Aber nie hat man gesehen, nie wird man sehen, es ist nicht einmal denkbar, dass der Staat der Öffentlichkeit mehr zurückgibt, als er ihr genommen hat. Es ist also ganz absurd, dass wir ihm gegenüber die demütige Haltung von Bettlern annehmen. Ihm ist es völlig unmöglich, gewissen Individuen der Gemeinschaft einen Vorteil zu verschaffen, ohne der ganzen Gemeinschaft einen grösseren Schaden anzutun.

Er befindet sich also durch unsere Ansprüche in einem Teufelskreis. Wenn er das Gut ver-

weigert, das man von ihm fordert, wird er der Ohnmacht bezichtigt, des schlechten Willens, der Unfähigkeit. Wenn er versucht, es zu verwirklichen, muss er das Volk mit doppelten Steuern schlagen, mehr Übel als Wohl stiften und sich von anderer Seite allgemein unbeliebt machen. So hat die Öffentlichkeit die zwei Hoffnungen, die Regierung die zwei Versprechen: viele Wohltaten und keine Steuern. Hoffnungen und Versprechen, die sich widersprechen und sich daher niemals erfüllen.

Ist nicht dies die Ursache aller unserer Revolutionen? Denn zwischen den Staat, der unmögliche Versprechungen gibt, und die Öffentlichkeit, die unerfüllbare Hoffnungen hegt, stellen sich jetzt zwei Klassen von Menschen: die Ehrgeizigen und die Utopisten. Ihre Rolle ist von der Situation ganz vorgezeichnet. Es genügt für diese Populisten, dem Volk in die Ohren zu

Die Öffentlichkeit hat zwei Hoffnungen, die Regierung zwei Versprechen: viele Wohltaten und keine Steuern.

schreien: Die Regierung betrügt dich. Wenn wir an ihrem Platz wären, würden wir dich mit Wohltaten überhäufen und von Steuern befreien.

Und das Volk glaubt, und das Volk hofft, und das Volk macht eine Revolution.

Seine Freunde sind kaum an der Macht, als sie schon aufgefordert werden, die Sache anzugehen. Geben Sie mir also Arbeit, Brot, Unterstützung, Kredit, Ausbildung, Kolonien, sagt das Volk, und dennoch, wie versprochen, befreien Sie mich von den Klauen des Fiskus.

Der neue Staat ist nicht weniger in Verlegenheit als der alte, denn Unmögliches kann man wohl versprechen, aber nicht halten. Er versucht, Zeit zu gewinnen. Er braucht sie, um seine weit-

läufigen Projekte in Reife zu bringen. Zunächst macht er einige furchtsame Versuche. Auf der einen Seite bildet er ein wenig die Elementarschulen aus. Auf der anderen Seite modifiziert er ein wenig die Getränkesteuer (1830). Aber der Widerspruch erhebt sich immer vor ihm: Wenn er philanthropisch sein will, muss er auch fiskalisch bleiben. Und wenn er auf die Fiskalität verzichtet, muss er auch auf die Philanthropie verzichten.

Diese beiden Versprechen verhindern sich notwendig immer gegenseitig. Kredit aufzunehmen, das heisst, die Zukunft aufzufressen, ist wohl das derzeitige Mittel, sie zu versöhnen. Man versucht, ein wenig Gutes in der Gegenwart zu tun, auf Kosten von viel Übel in der Zukunft. Aber dieses Vorgehen beschwört das Gespenst des Bankrotts herauf, das den Kredit verjagt. Was also tun? Da trifft der neue Staat mutig seine Entscheidung, er zieht die Streitkräfte zusammen, um sich zu erhalten, er erstickt die öffentliche Meinung, er greift zur Willkür, er macht seine alten Maximen lächerlich, er erklärt, dass man nicht verwalten kann, ohne unpopuläre Entscheidungen zu treffen. Kurz, er nennt sich Regierung.

Zeit gewinnen

Und darauf warten andere Populisten. Sie beuten dieselbe Illusion aus, kommen auf gleichem Wege, haben den gleichen Erfolg und werden bald in denselben Abgrund hineinlaufen. So sind wir zum Februar gelangt. In dieser Epoche hatte die Illusion, von der dieser Artikel handelt, durch die sozialistischen Lehren mehr denn je den Geist des Volkes durchdrungen. Mehr denn je erwartete es, dass der Staat als Republik die Quelle der Wohltaten ganz weit öffne und die der Steuer schliesse. Man hat mich oft getäuscht, sagte das Volk, aber ich werde selbst darüber wachen, dass man mich nicht noch einmal täuscht.

Was hätte die provisorische Regierung tun können? Ach! Das, was man immer in ähnlicher Lage tut: versprechen und Zeit gewinnen. Daran liess sie es nicht fehlen, und um ihre Versprechen feierlicher zu gestalten, legte sie sie in Dekreten nieder. Mehrung des Wohlstands, Verminderung der Arbeit, Unterstützung, Kredit, kostenlose Ausbildung, landwirtschaftliche Kolonien, Kultivierung und gleichzeitig Verminderung der Steuer auf Salz, Getränke, Briefe, Fleisch, alles wird zugestanden ... die Nationalversammlung komme. Die Nationalversammlung kam, und weil man Widersprüchliches nicht verwirklichen kann, beschränkte sich ihre Aufgabe, ihre traurige Aufgabe darauf, ganz, ganz sachte alle Dekrete der provisorischen Regierung eins nach dem anderen zurückzunehmen.

Indessen, um die Enttäuschung nicht zu grausam zu machen, musste man wohl doch ein klein wenig nachgeben. Gewisse Verpflichtungen wurden beibehalten, mit anderen ist ein ganz kleiner



Das Volk glaubt, das Volk hofft, das Volk macht eine Revolution.

Anfang gemacht. Auch bemüht sich die jetzige Verwaltung, neue Steuern zu ersinnen.

Jetzt versetze ich mich im Geiste einige Monate in die Zukunft und frage mich, Trauer im Herzen, was passieren wird, wenn neu geschaffene Beamte aufs Land hinausgehen, um die neuen Steuern für Erbschaften, Einkünfte und Gewinne aus landwirtschaftlicher Produktion zu erheben. Dass der Himmel meinen Vorahnungen unrecht gebe, aber ich sehe da schon wieder eine Rolle für die Populisten.

Lesen Sie das letzte Manifest der Bergpartei, das, was sie zur Präsidentschaftswahl herausgegeben haben. Es ist ein bisschen lang, aber alles in allem kann man es in zwei Worten zusammenfassen: Der Staat soll den Bürgern viel geben und wenig nehmen. Es ist immer dieselbe Taktik, oder, wenn man so will, derselbe Fehler.

Des Staates Schulden

Der Staat schuldet allen Bürgern kostenlose Ausbildung und Erziehung.

– Er schuldet: eine allgemeine qualifizierte Ausbildung, die, soweit möglich, dem Bedürfnis, der Eignung und der Fähigkeit jedes Bürgers angepasst ist.

– Er muss: ihn seine Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und gegen sich selbst lehren; seine Gefühle entwickeln, seine Fertigkeiten und Fähigkeiten, ihm schliesslich das Wissen für seine Arbeit geben, das Verständnis seiner Interessen und die Kenntnis seiner Rechte.

– Er muss: Literatur und Kunst, das geistige Erbe, die Schatzkammern des Gemüts, alle Geistesfreuden, die die Seele erheben und festigen, für jeden anbieten.

– Er muss: alles Unglück, Brände, Überschwemmungen et cetera in Ordnung bringen, die von einem Bürger erlitten werden. (Dies «et cetera» sagt mehr, als es lang ist.)

– Er muss: in das Verhältnis des Kapitals zur Arbeit eingreifen und den Kredit regulieren.

– Er schuldet: der Landwirtschaft ernsthafte Förderung und einen effizienten Schutz.

– Er muss: die Schienen, Kanäle, Minen zurückkaufen und sie zweifellos auch mit der benötigten industriellen Kapazität betreiben.

– Er muss: grossangelegte Versuche anregen, sie ermutigen und ihnen mit allen verfügbaren Ressourcen zum Erfolg verhelfen. Als Regulator des Kredits wird er sich an industriellen und landwirtschaftlichen Genossenschaften reichlich beteiligen, um ihren Erfolg zu sichern.

Der Staat muss all dies tun, ohne die Dienstleistungen zurückzufahren, zu denen er heute verpflichtet ist. Zum Beispiel muss er gegenüber dem Ausland immer in einer drohenden Haltung sein; denn, sagen die Unterzeichner des Programms, verbunden durch die heilige Solidarität und das Vorbild des republikanischen Frankreich, tragen wir unsere Gelübde und Hoffnungen über die Grenzen, die der Despotismus zwischen den Nationen errichtet: Das Recht, das

Der Staat soll den Bürgern viel geben und wenig nehmen. Es ist immer dieselbe Taktik.

wir für uns wollen, wollen wir für alle, die das Joch der Tyranneien unterdrückt. Wir wollen, dass unsere glorreiche Armee wieder, wenn es sein muss, die Armee der Freiheit wird.

Sie sehen, dass die zarte Hand des Staates, diese gute Hand, die gibt und austeilte, unter der Regierung der Bergpartei sehr beschäftigt sein wird. Sie glauben vielleicht, dass es mit der harten Hand genauso wäre, der Hand, die in unsere Taschen eindringt und sie leert. Täuschen Sie sich nicht. Die Populisten würden ihr Geschäft nicht kennen, wenn sie nicht die Kunst verstünden, die zarte Hand zu zeigen und die harte Hand zu verstecken. Ihr Reich wäre mit Sicherheit das Paradies des Steuerzahlers. Den Überfluss, sagen sie, nicht das Notwendige muss die Steuer belasten.

Wird das nicht eine gute Zeit, wo der Fiskus, um uns mit Wohltaten zu überhäufen, sich damit zufriedengibt, unseren Überfluss abzuschöpfen?

Das ist nicht alles. Die Bergpartei erstrebt, dass die Steuer ihren drückenden Charakter verliert und nur noch ein Akt der Brüderlichkeit ist.

Du lieber Himmel! Ich wusste wohl, dass es in Mode ist, überall die Brüderlichkeit anzuführen, aber ich ahnte nicht, dass man sie auf das Formular des Steuereintreibers schreiben könnte.

Bei den Details angekommen, sagen die Unterzeichner des Programms:

«Wir wollen:

– Die sofortige Abschaffung der Steuern auf unmittelbar notwendigen Bedarf wie Salz, Getränke et cetera.

– Die Reform der Grundsteuer, des Stadtzolls, der Gewerbesteuer.

– Kostenlose Gerechtigkeit, das heisst Vereinfachung der Formulare und Verminderung der Gebühren.» (Letzteres bezieht sich ohne Zweifel auf Stempel.)

So geht Grundsteuer, Stadtzoll, Gewerbe-, Stempel-, Salz-, Getränke-, Poststeuer alles dahin. Diese Herren haben das Geheimnis gefunden, die zarte Hand des Staates zu intensiver Aktivität zu führen und dabei gleichzeitig seine harte Hand zu lähmen.

Ist das nicht Kinderei?

Nun frage ich den unparteiischen Leser: Ist das nicht Kinderei, und mehr noch, gefährliche Kinderei? Wie sollte das Volk nicht Revolution auf Revolution machen, wenn es einmal entschlossen ist, nicht nachzulassen, bis es den Widerspruch verwirklicht hat: dem Staat nichts geben und viel von ihm erhalten!

Wird die Bergpartei, wenn sie an die Macht käme, etwa nicht Opfer der Mittel werden, durch die sie die Macht ergriffen hat?

Bürger, zu allen Zeiten zeigten sich zwei politische Systeme, und alle beide können sich aus guten Gründen halten. Nach dem einen muss der Staat viel tun, aber auch viel nehmen. Nach dem anderen soll sich seine Doppelhandlung wenig fühlbar machen. Zwischen diesen beiden Systemen muss man wählen. Aber das dritte System, mit Anteil an beiden, das darin besteht, alles vom Staat zu fordern, ohne ihm etwas zu geben, ist eine Schimäre – absurd, kindisch, widersprüchlich, gefährlich.

Diejenigen, die es vorschlagen und sich damit amüsieren, allen Regierungen Unfähigkeit vorzuwerfen und sie so euren Schlägen auszuliefern, die schmeicheln euch und täuschen euch, oder zumindest täuschen sie sich selbst.

Wir unsererseits denken, dass der Staat nichts anderes ist oder sein sollte als die institutionalisierte Kollektivgewalt – nicht als ein Instrument aller Bürger zur gegenseitigen Unterdrückung und Plünderung, sondern im Gegenteil, um jedem das Seine zu garantieren und Gerechtigkeit und Sicherheit herrschen zu lassen.

LITERATUR UND KUNST

Ist Luther, dieser
wortgewaltige Mensch
ohne Respekt für Freund
und Feind, zu rechtfertigen?
Barbara Hallensleben, Seite 58

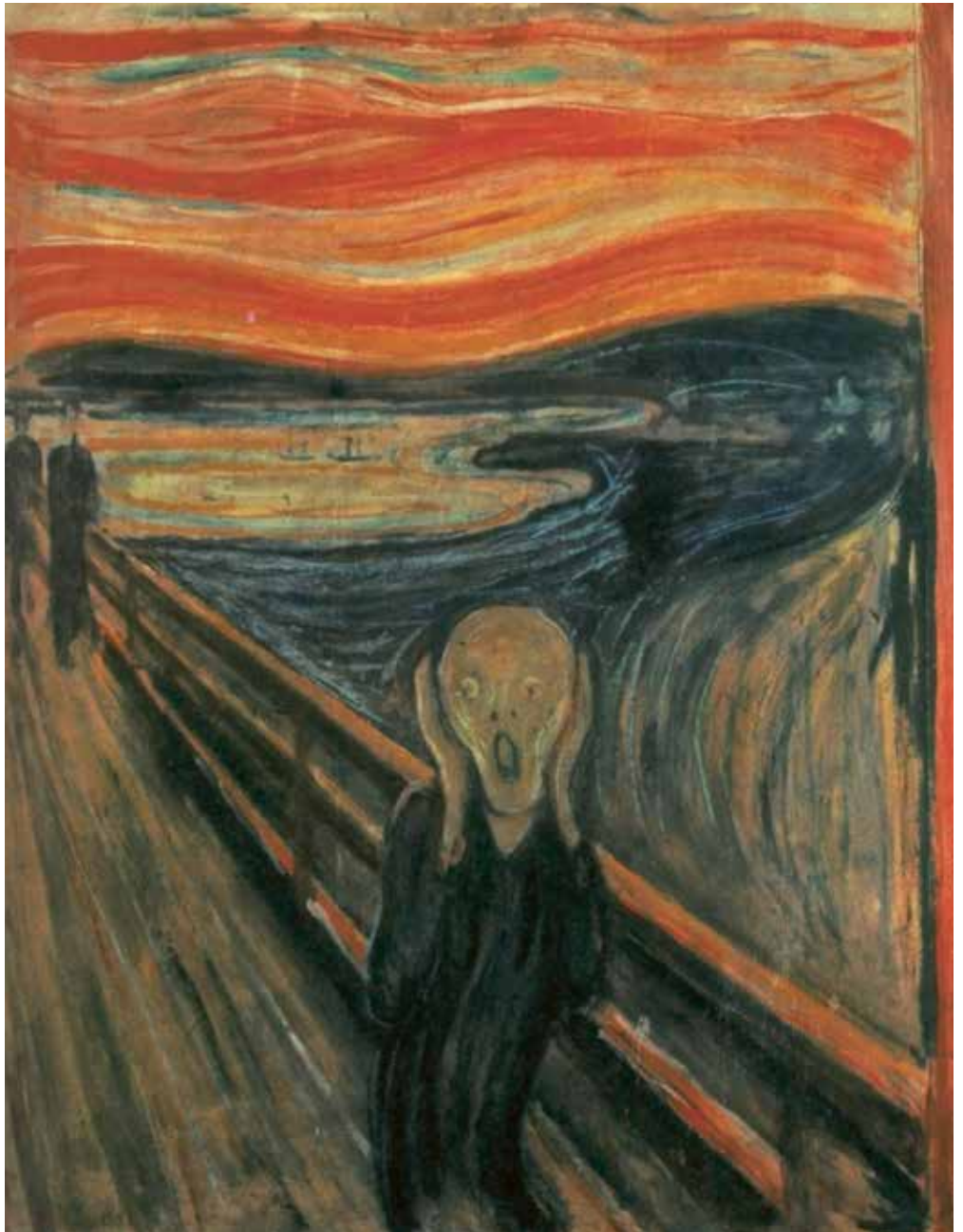
Herausgegeben von Daniel Weber

Edvard Munch, Der Schrei, 1893 – Gibt es ein Bild, dem mehr Verzweiflung innewohnt als Edvard Munchs (1863–1944) «Der Schrei»? Nirgends scheint das letzte Aufbäumen gegen einen inneren Kollaps, der letzte stumme Schrei, der lauteste von allen, unhörbar für die andern, herzerreissender und tragischer als in diesem Gemälde. Es war Munchs eigener Schrei, ein Blitz ohne Donner, der aus der Reibung innerer Gewitterwolken entstand, die voller unglücklicher Beziehungen waren, Depressionen, Traumata und Verfolgungswahn, und die er mit Alkohol und Medikamenten an sich vorbeiziehen lassen wollte und doch nur noch näher holte.

Lange schien es, bis auf den in jeder Gesellschaft selbstverständlichen Satz verlorener Kreaturen, ruhig um den Menschen. Da waren kaum jene Schreie, die klingen, als ob Menschen in einen bodenlosen Abgrund fallen würden. Da war Weinen und Jammern, ein sanfter Daseinschmerz da und dort, aber nicht viel mehr. Die Welt war okay so weit, ein angenehmer Ort, fast schmerz- und schreifrei.

Es war zu ruhig, vielleicht, es gab nicht einmal gross Aufschreie, zu gutgenährt schienen alle, die Schatten der Sonnenseite weit weg, wie in einer andern, vergessenen Welt. Auch dieser Tage, da die Schatten nach uns greifen, zerreisst kein Aufschrei diese seltsame phlegmatische Stille. Keiner schreit an gegen die zunehmende Ungerechtigkeit, gegen gefräßige multinationale Konzerne, gegen ideenlose und hilflose Regierungen, gegen ruchlose Kriegsgewinnler, schamlose Abkassierer, keiner schreit gegen die Vorboten des Zerfalls.

Warum warten wir, bis wir so laut aufschreien, dass es unüberhörbar wird? Welch anderes Mittel haben wir, die Duldsamen, die alles Schluckenden, gegen die Ungerechtigkeiten als den Aufschrei? Die Stummen verändern die Welt nicht. Die Stummen stehen irgendwann auf einer Brücke und schreien ohne Stimme. *Michael Bahnerth*



Welches Mittel haben wir Duldsamen?

Fremdenführerin durch Luthers Leben

Die Historikerin Lyndal Roper zeigt den Reformator mit all seinen Abgründen.
Ist dieser Mensch zu rechtfertigen?

Barbara Hallensleben

Lyndal Roper: Im Leben war ich Eure Plage.
Luthers Welt und sein Vermächtnis.
Aus dem Englischen von Karin Würdemann.
Klett Cotta. 416 S., Fr. 47.90

Luther gehört der deutschen Theologie, die Gedenkjahre der Reformation stärken das deutsche Nationalbewusstsein, nicht zuletzt gegen Rom – so war es Brauch seit 500 Jahren, von 1517 bis 2017. Nach Ablauf der Luther-Dekade von 2008 bis 2017 und nach der 500-Jahr-Feier sind alle Beteiligten wieder zur Tagesordnung übergegangen. Lyndal Roper, eine australische Historikerin, zieht die Bilanz, «dass das Lutherjahr kein Erfolg gewesen ist». Sie selbst hatte sich mit einer umfangreichen Luther-Biografie zu Wort gemeldet: «Der Mensch Martin Luther – Die Biographie» (2016) ist erfrischend alternativ. Mit ihrer besonderen Aufmerksamkeit für Kultur- und Sozialgeschichte, Körper und Sexualität, Geschlechter und Psychogramme, erprobt nicht zuletzt an Forschungen zum Hexenwahn, nimmt sie Luther als Mann aus Fleisch und Blut in den Blick. «Der feiste Doktor» hiess ein weiteres Buch der Autorin aus dem Jahr 2012.

Standardurteile ins Wanken bringen

Wissenschaftlich ist Lyndal Roper mit allen Wassern gewaschen: renommierte Professorin in Oxford, zahlreiche Publikationen, hochrangige Preise. Warum nun ein weiteres Buch über Luther? Man hat den Eindruck, die «Pflicht» sei absolviert – nun komme die «Kür». In der persönlich gehaltenen «Danksagung» berichtet sie: «Luther übernahm mein Leben. Ich hielt über hundert Vorträge und traf aussergewöhnliche Menschen [...] Wie es Luther sogleich nachvollziehbar gewesen wäre, erwuchs dieses Buch aus dem gesprochenen Wort und war dazu gedacht zu unterhalten, zu provozieren und Ideen zu untersuchen»; verfasst von jemandem, «die eine Frau und keine Deutsche und dazu nicht einmal Lutheranerin ist. Lutheraner sind ein wunderbares Publikum.»

Gibt es ein Ziel oder eine These, auf die man sich bei der Lektüre des Buchs einstellen muss? Eigentlich nicht. Die Verfasserin verhält sich wie eine erfahrene Fremdenführerin durch das Leben Luthers, die zeigen will: Schaut doch, was es bei näherem Hinsehen jenseits der ausgetretenen Pfade der Luther-Forschung noch alles zu entdecken gibt. Selbst wer meint, über Luther schon mehr als genug zu wissen, wird in

Schaut doch, was es bei näherem Hinsehen jenseits der ausgetretenen Pfade noch alles zu entdecken gibt.

diesem Buch noch überrascht werden. Akademisch Interessierte kommen in einem hundert Seiten langen Anhang mit Bibliografie und reichhaltigen Fussnoten einschliesslich Kostproben der ungenormt kreativen deutschen Sprachwelt Luthers auf ihre Kosten. Wer eher nach Unterhaltung sucht, kann sich ohne Verlust auf die ersten 300 reich (schwarz-weiss) bebilderten, narrativ verfassten Seiten beschränken. Nur wer eine systematische Darstellung von Luthers Lebensweg oder gelehrte Abhandlungen über Rechtfertigungslehre und Kontroverstheologie sucht, wird enttäuscht sein – doch vielleicht nur auf den ersten Blick.

Die sieben Hauptkapitel stehen, leicht verkürzt, unter den Titeln: Bilder – Träume – Männlichkeit – Namen – Antipapismus – Anti-

semitismus – Kitsch. Verbunden sind sie durch die Wahl von Perspektiven, die in gängigen Darstellungen zu kurz kommen und bestimmte Standardurteile ins Wanken bringen.

Luther, der Bilderstürmer? Wir lernen die gutinszenierte Ikonografie von Lucas Cranach (dem Älteren und dem Jüngeren) kennen, die als Maler und Drucker in Luthers Nachbarschaft ihre Werkstatt hatten und den Reformator durch ihre Porträts bekannt und wiedererkennbar machten.

Beschimpfungen und Imponiergehabe

Luther, der Prediger des reinen Wortes? «Träume stellen jede Auffassung des menschlichen Handelns in Frage, die dieses Handeln als rein vernunftbestimmt ansieht.» Wir treten in Luthers unkontrolliert vorbewusste Traumwelt und Traumdeutung ein, zu der er ein ambivalentes Verhältnis hatte: Während er sie einerseits zugunsten des Wortes der Heiligen Schrift verwarf, wehrte er sich andererseits nicht dagegen, dass sie ihm und seiner Bewegung eine prophetische Legitimation verliehen.

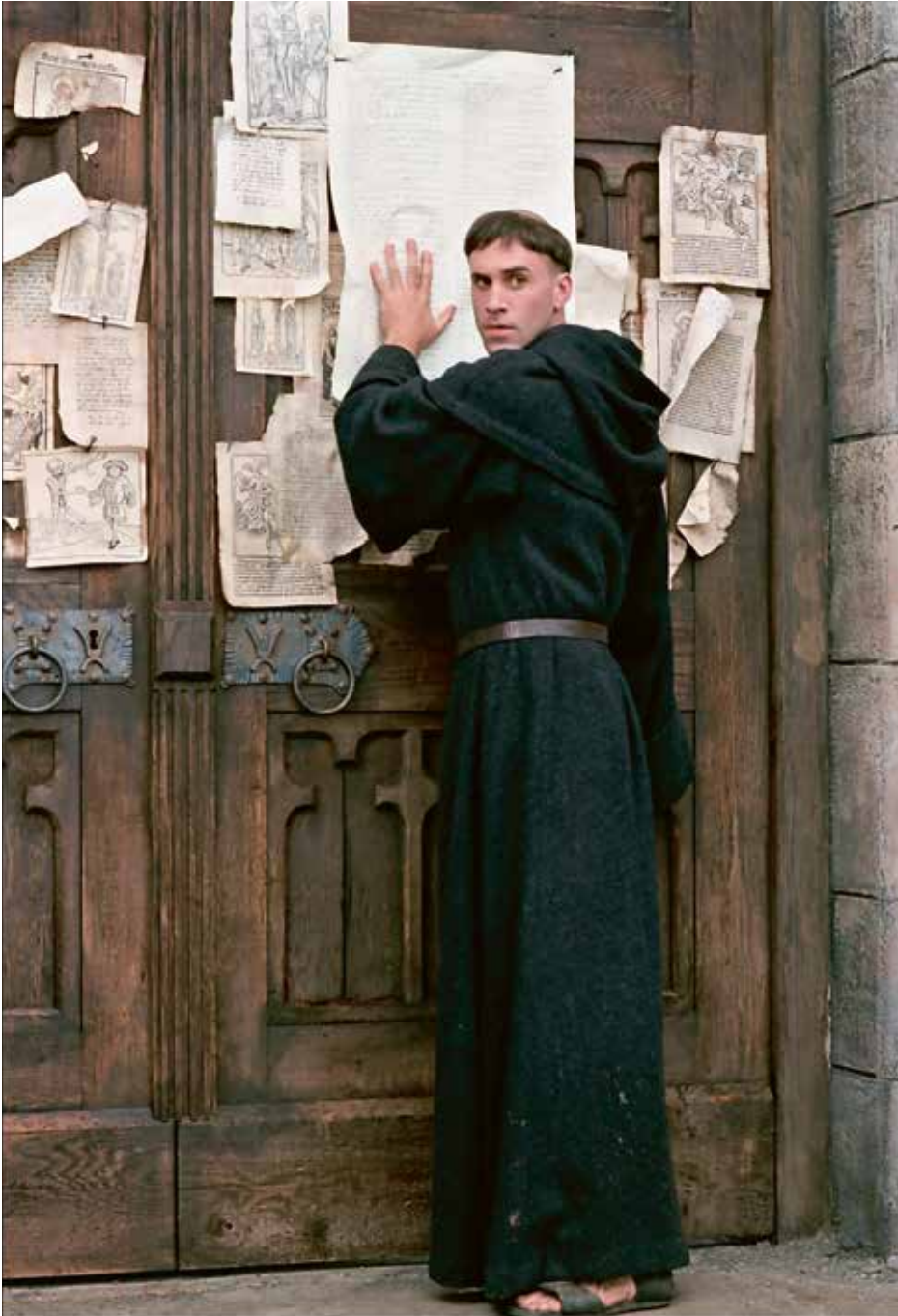
Luther im bedingungslosen Gehorsam gegenüber der weltlichen Gewalt? Die Verfasserin sieht in Luthers ständigem Rivalisieren mit vielen deutschen Fürsten einen Ausdruck seiner ungezügelter Männlichkeit, die als Waffe insbesondere die Schreibfeder einsetzte und die Beschimpfungen mit Imponiergehabe verband.

Luther, der Nominalist? Ja, doch dahinter steht nicht nur eine abstrakte philosophische Theorie, sondern der entschiedene Wille, die Welt durch eigenmächtige Wortschöpfungen nach dem eigenen Bild zu gestalten, beginnend mit der Änderung seines Familiennamens «Luder» in «Luther», bis hin zur schwarz-weissen Propagandaterminologie und zur Fäkalsprache für seine Gegner. Luther, der sich doch ganz dem «Wort Gottes» unterwerfen wollte, liebte es, die Welt nach seinem Wort zu erschaffen.

Luther, der Wegweiser zum barmherzigen Gott? Titelgebend für das Buch ist Luthers gleichsam testamentarisches Wort, das seine Botschaft bis zum Totenbett an eine grimmige Verwünschung des Papstes koppelt: «Lebend



Finanzwüste



Schwarz-Weiss-Logik: Szene aus «Luther» mit Joseph Fiennes.

war ich dir die Pest, o Papst, gestorben werde ich dein Tod sein.» Im hasserfüllten Kampf gegen den Papst als Antichrist wird die Reformation zum «Protestantismus», der im Protest an den Erzfeind gebunden bleibt.

Luther, der als Kind seiner Zeit den Antijudaismus teilt? Hier greift Lyndal Roper entschieden die Forschungen von Thomas Kaufmann auf und bezichtigt Luther des Antisemitismus, der weit über das zeitgenössisch Übliche hinausging. Letztlich wirkte sich darin erneut die Schwarz-Weiss-Logik aus, mit der Luther den Status des auserwählten Volkes für seine Bewegung und für sich selbst die Rolle des wahren Propheten beanspruchte.

Luther, der erste Mensch der Moderne? Wenn die Autorin auf diese Frage mit einer vergnüg-

lichen Dokumentation des Luther-Kitschs zum Gedenkjahr antwortet – von den Luther-Socken bis zum Quietschentchen – und damit sogar ihr Buch beschliesst, dann liegt gerade in ihrem Augenzwinkern die Absicht ihrer Botschaft:

*«Lebend war ich dir die Pest,
o Papst, gestorben
werde ich dein Tod sein.»*

Letztlich kann das Luther-Jahr 2017 von ihr doch noch «als ein Erfolg betrachtet werden»: Immerhin konnte eine Mobilisierung nationaler Identitätsgefühle vermieden werden. Wirklich? Mit einer Million verkaufter Exemplare war der «Playmobil-Luther» als Bestseller des Jah-

res vielleicht doch «mit seiner Ironie und seinen Beschränktheiten alles in allem das beste Denkmal», um eine Konsumnation mit «Luther im Taschenformat» zu beglücken?

Wer sich durch die Verfasserin so kompakt mit diesem wortgewaltigen, ja wortaggressiven, frauenverachtenden, selbstbezogenen, antisemitischen Luther ohne Respekt für Freund und Feind konfrontiert sieht, könnte spontan die Bilanz ziehen: Dieser Mensch ist nicht zu rechtfertigen. Und schon sind wir beim Thema der hochtheologischen Luther-Forschung. Luther selbst weiss, dass seine Botschaft von der «Rechtfertigung» eine kontrafaktische ist, die in seiner Psyche und in seinem Lebenswandel keine nachhaltigen Spuren hinterlässt und ihn deshalb je neu in Anfechtungen stürzt.

Nicht beruhigte Unruhe

Seine Studenten verstanden das: Sie ruinierten das Wittenberger Altarbild von Lucas Cranach d. J. (1547), indem sie ihre Namen neben die Verdammten in der Unterwelt eintrugen – und dann «gerechtfertigt» ihr verludertes Leben weiterführten. Mit derartigen Abgründen lässt die Verfasserin uns perplex zurück. Der vergnügliche Stil, mit dem Lyndal Roper die Verzweiflung der Hölle neben obszön entkleidete Päpste stellt, vom Teufel geborene Mönche und die «Judensau» an der Stadtkirche in Wittenberg neben Luther im Symbol des Boxhandschuhs (Skulptur von Erwin Wurm), hebt die harten Heilsfragen ins Spielerische auf. Der Playmobil-Luther ist so gut wie der kantige Reformator, ja für unsere Zeit besser, weil weniger störend, weniger ideologieanfällig. Schon für Luthers Lebzeiten zeigt die Verfasserin, wie seine Bilder tendenziell «psychologisch seichter wurden». Was aus der nicht beruhigten Unruhe wird, werden Leser und Leserinnen in diesem Buch nicht erfahren.

Sie könnten aber hier weiterdenken: Unsere Namen stehen an Klingelknöpfen von bürgerlichen Wohnungen mit Playmobil-Spielzeug für die Kinder, für die Anfechtungen gibt es den Psychiater, und die Rechtfertigung übernimmt notfalls der Anwalt. Bleibt es bei der leerlaufenden Dialektik zwischen dem Unrettbaren und der Botschaft einer Rechtfertigung, die nicht tröstet, weil sie sich in eine unsichtbare Kirche hineinverflüchtigt? Oder könnte es doch noch zu einer Versöhnung zwischen Luther und seinem Beichtvater Johann von Staupitz kommen, der ihn immer wieder in die demütige Gelassenheit der Gemeinschaft Kirche zurückzuführen verstand – einer Kirche, die unansehnlich, aber real für reale, unansehnliche Menschen ist? Der historische Bruch mit Staupitz war für Luther schmerzlich. Er steht symbolisch für den bis heute ungeheilten Bruch der Kirche, der in Menschenherzen mehr Spuren hinterlässt, als wir ahnen.

Barbara Hallensleben ist Professorin für Dogmatik und Theologie der Ökumene an der Universität Fribourg.

Doppelter Sitting Bull

Rolf Hürzeler

Alex Capus: Susanna. Hanser. 288 S., Fr. 35.90

Thomas Brunnschweiler: Die Zwischengängerin. Münster. 200 S., Fr. 31.90

Der Vergötterte erschien zum Sonnenuntergang. «Der Chief stand da in ehfurchtgebietender Schlichtheit. Er war barfuss und hatte eine Wolldecke über die nackten Schultern geworfen.» So soll sich im Sommer 1890 die Begegnung zwischen der New Yorkerin Susanna Faesch und dem legendären Indianer Sitting Bull in Süd-Dakota abgespielt haben, ein halbes Jahr bevor er erschossen wurde. Diese Begegnung nehmen zwei Autoren zum Anlass, eine Biofiktion über Faesch (1844–1921) zu schreiben. Sie war eine New Yorkerin mit Basler Wurzeln und sorgte sich um das Los der indigenen Bevölkerung in Nordamerika. Der Erfolgsautor Alex Capus nimmt sich der Geschichte in seinem Roman «Susanna» an. Der Solothurner Publizist Thomas Brunnschweiler beschreibt in «Die Zwischengängerin» ihr Leben. Oder zumindest so, wie er es sich vorstellte.

Im Zeitgeistigen deckungsgleich

Die beiden fiktionalen Biografien haben eines gemeinsam: Sie handeln grösstenteils vom Werdegang der Susanna Faesch als Kind in Basel und ihrem späteren Leben in New York. Nur wenig erfährt man über ihre Begegnung mit dem legendären Sitting Bull. Vielleicht, weil es gar nicht so viel darüber zu sagen gibt.

Allerdings werten Brunnschweiler und Capus die Beziehung unterschiedlich. In Capus' Version bleibt es bei einer oberflächlichen Begegnung. Bei Brunnschweiler dagegen wirkt Faesch als Sitting Bulls Beraterin und Übersetzerin, die seine Korrespondenz erledigt. Gemäss einem Wikipedia-Eintrag soll sie den Chief gewarnt haben, dass ihm die Indianerbehörde nach dem Leben trachte. In seinem Buch ist die Beziehung zwischen den beiden so eng, dass er sie sogar heiraten wollte. Sie lehnte die Avan-



Heldin ohne Fehl und Tadel: Faesch und Sitting Bull in «Woman Walks Ahead» (2017).

ce indes ab: Sei es, weil er schon zwei Frauen hatte und ihr die Rolle als dritte Gefährtin in der Hütte missfiel. Sei es, weil sie lieber Frauen als Männer hatte, wie bei Brunnschweiler zu lesen ist, nicht aber bei Capus.

Bei allen Unterschieden sind sich die beiden fiktionalen Biografien im Zeitgeistigen deckungsgleich: Eine unerschrockene Frau setzt sich für die Rechte bedrohter Indigener ein, für die symbolhaft ein edler Wilder steht. Susanna Faesch ist in beiden Versionen eine Heldin ohne

Historischer Gehalt hin oder her – die beiden Bücher sind streckenweise vergnüglich zu lesen.

Fehl und Tadel. Die weissen männlichen Protagonisten sind bei Capus grösstenteils lebenswürdige Gesellen, bei Brunnschweiler wahlweise Säufer, Hurenböcke oder Heiratsschwindler.

All dies belegt die Binsenwahrheit, dass fiktionale Biografien mit Vorsicht zu lesen sind. Sicher ist immerhin, dass Susanna Faesch als Kind mit ihrer Mutter nach New York auswanderte. Diese reiste einem deutschen Arzt nach, nachdem sie ihren Mann und zwei Söhne in Basel verlassen hatte. Die junge Susanna schlägt sich als Porträtistin durch und entdeckt ihr Herz für Indigene. Sie nimmt den Namen Caroline Weldon an und fährt mit ihrem halbwüchsigen Sohn in den Wilden Westen, der Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr ganz so wild war, wie man glauben könnte.

Historischer Gehalt hin oder her – die beiden Bücher sind streckenweise vergnüglich zu lesen. Besonders Alex Capus ist ein gewiefter Erzähler

und gönnt seiner Leserschaft mitunter lustige Episoden. Etwa wenn ein Regierungsbeamter Susanna Faesch verwirrt, als sie sich bei ihm nach dem Verbleib von Sitting Bull erkundigt. Der Funktionär schwadroniert von «Standing Bull, Kicking Bull und Running Bull, nicht zu vergessen Jumping Bull, Bob-Tail Bull, Old Bull und Ghost Bull». Jeder Sioux also ein Bulle – aus Sicht des Beamten. Brunnschweiler, ein weniger erfahrener Erzähler, füttert seine Leser dafür mit viel Hintergrundwissen über das 19. Jahrhundert: vom Bau der Brooklyn Bridge bis zu den Anfängen der Homöopathie. «Die hochpotenzierte Lösung wird in Zuckerkügelchen appliziert», doziert ein Arzt, nachdem Faesch schlecht geschlafen hatte.

Ärgerlich wird es, wenn es in Kitsch kippt: Sitting Bull war, wenig überraschend, von den europäischen Einwanderern nicht begeistert, und Brunnschweiler zitiert ihn mit den Worten: «Es ist kaum zu glauben, sie wollen unsere Erde umpflügen. Habgier ist ihre Krankheit. Sie haben viele Gesetze gemacht, und die Reichen dürfen sie brechen, die Armen aber nicht.» Da spricht der Häuptling als Sozialkritiker.

Brunnschweiler wie Capus haben sich einer Lebensgeschichte angenommen, die kaum über andere Biografien des 19. Jahrhunderts hinausführt. Dabei bleibt die Figur der Susanna Faesch nach der Lektüre der beiden Bücher diffus. Man weiss, dass sie eine gute und mutige Frau war, die sich in ruppiger Gesellschaft zu behaupten wusste. Möglicherweise versteckten sich in ihrem Wesen Facetten, die sie zu einer vielschichtigeren Persönlichkeit machten. Die Frage bleibt offen.





Begegnungen auf fünf Kontinenten

Gerhild Heyder

Elke Heidenreich: Ihr glücklichen Augen.
Kurze Geschichten zu weiten Reisen.
Hanser. 256 S., Fr. 39.90

Brauchen wir ein weiteres literarisches Reisebuch, in diesem Fall von Elke Heidenreich?

Ja, wir brauchen das. Denn die weitgereiste Schriftstellerin und Journalistin nähert sich den besuchten Orten über die Menschen, die sie dort antrifft. Nicht die touristischen Attraktionen sind ihr eigentliches Ziel; es ist das Nichtgreifbare, das die jeweilige Atmosphäre der Städte und Landschaften ausstrahlt, das Unverwechselbare, das Spuren in der Seele hinterlässt.

Warum man überhaupt reisen muss, darüber ist viel Kluges gesagt und geschrieben worden, einiges zitiert die Autorin im Vorwort. Für den vielreisenden niederländischen Schriftsteller Cees Nooteboom geht es darum, «zu verschwinden und gleichzeitig dazubleiben». Bei der Rückkehr zu erkennen, wie wichtig das Zuhause ist, von dem man demnächst wieder aufbrechen wird.

Die mittlerweile 79-jährige Elke Heidenreich war auf allen fünf Kontinenten, in der Antarktis und auf Kuba unterwegs, und natürlich hat jede Reise etwas mit ihr gemacht, ihren Blick geöffnet, sie begeistert oder kaltgelassen. Manchmal reist sie alleine, häufig zu zweit mit Freund oder Freundin, sehr oft mit dem befreundeten Fotografen Tom Krausz, dem viele der sprechenden

Fotos im Buch zu verdanken sind, und immer führt sie Tagebuch. Da die Reisende eine offenbar aussergewöhnliche Begabung für die Freundschaft besitzt und den Einheimischen neugierig gegenübertritt, erlebt sie die fremde Welt auf sehr persönliche Weise, und die Orte sind für immer mit den Personen verbunden, denen sie dort begegnet ist.

Inge Feltrinelli, die deutschstämmige Witwe des berühmten italienischen Verlegers, steht für Mailand und wird liebevoll porträtiert. Die Autorin besucht André Heller in seinem 2016 eröffneten Parkgelände «Anima» ausserhalb von Marrakesch, und man spürt die Verehrung für diesen vielseitigen Künstler, der mitten in der Wüste ein Paradies geschaffen hat. Siena ist «besetzt» von Konstantin Wecker, wenn auch die Freundschaft in diesem Fall nicht gehalten hat.

Schottland erschliesst sich ihr über «Macbeth», dessen Geist die düstere Landschaft durchweht und zu Meditationen über das Böse verleitet, das dem Menschen innewohnt – wie aber auch die menschliche Würde, die nicht einmal dem schlimmsten Kriegstreiber abzusprechen ist. Das ist es, was Shakespeares Werke vermitteln, über alle Jahrhunderte hinweg.

Das Verbindende unter den Menschen sucht Elke Heidenreich auf all ihren Reisen, irgendetwas Gemeinsames findet sie in den entlegensten Gegenden, und es gelingt ihr, das Erlebte so eindrücklich zu schildern, dass der gedanklich mitreisende Leser die Personen in ihrer Umgebung vor sich sieht. Ihr glücklichen Augen! Die Titelzeile stammt von J. W. von Goethe, «Lied des Lynkeus» aus «Faust II»: «Ihr glücklichen Augen,/ Was je ihr gesehn,/ Es sei, wie es wolle,/ Es war doch so schön!»

Wobei das am meisten Verbindende sicher die Musik ist, und die leidenschaftliche Opernliebhaberin, die in jeder Stadt sofort das Opernhaus aufsucht, sofern eines vorhanden ist, erfährt dies als begleitende Journalistin eines Gastspiels der Kölner Oper zur Expo

2010 in Schanghai mit Wagners «Ring des Nibelungen». Die deutschen Künstler wurden vorab gewarnt: Chinesen zeigten keine grossen Gefühle nach künstlerischen Darbietungen. Irrtum: «Beifallsstürme wie hier habe ich noch nie erlebt. Sie stöhnen schon

Das Verbindende unter den Menschen sucht Elke Heidenreich auf all ihren Reisen.

während des Spiels, am Ende explodieren sie, sie schreien, sie klatschen im Stehen zwanzig Minuten lang, sie fallen in Ohnmacht [. . .].» Am Ende weinen alle, auch die Mitwirkenden. Die Macht der Musik trifft ins Herz, über alle Grenzen hinweg.

Hausgeist in Sils Maria

Die irische Insel Clare Island, berühmt wegen der Piratin Grace O'Malley, die im 16. Jahrhundert fünfzig Jahre lang die Seeräuberei betrieb, bringt die Erkenntnis, dass die Reisende Teil ist von etwas, das so viel grösser ist als sie selbst: «Geschichte, Leben, Tod, Jahrhunderte – alles ist eins, alles ist wichtig und zugleich völlig unbedeutend. Man spürt, was für eine grandiose Einheit Leben und Tod sind und dass der Tod nicht irgendwann kommt, sondern immer schon da ist, unserm Leben einen Sinn gibt, «ein grosser Gott der Seele». Ich spüre auf solchen Reisen: meine Seele. Und wie schön es ist, dankbar alt zu werden.» Elke Heidenreich scheut keine grossen Gefühle, sie kommen im Text ganz schlicht und ohne Pathos daher.

Im Hotel «Waldhaus» in Sils Maria wohnt ein Geist, der das Haus mit Güte, Frieden und Wärme erfüllt und die Welt draussen vergessen lässt. Er sitzt nächtens am Bett der Autorin und behütet ihren Schlaf, wie die vierzehn Engel aus Humperdincks «Hänsel und Gretel» in ihrer Kindheit. Man glaubt es sofort.



Überall Freunde: Autorin Heidenreich.

Das Leben in Schlüsselmomenten

Tom Kindt

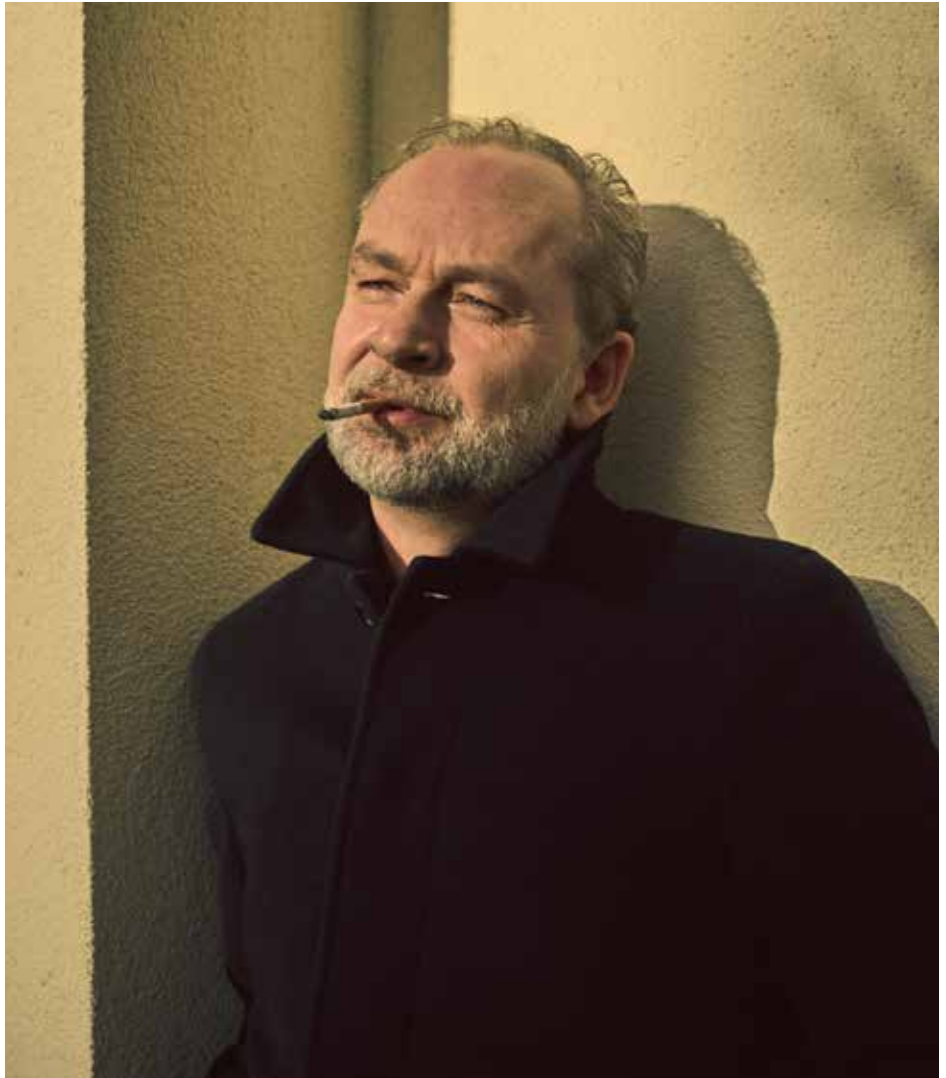
Ferdinand von Schirach: *Nachmittage*.
Luchterhand. 176 S., Fr. 29.90

Was für ihn der «ideale» Ort zum Schreiben sei, hat Ferdinand von Schirach gegenüber Alexander Kluge im Bild einer Jugenderinnerung anschaulich gemacht. Als Schüler eines Kollegs im Schwarzwald habe er oft auf der Klostermauer gegessen, die das Schulgelände umschloss; hier sei er mitten im Geschehen gewesen und zugleich, «durch die Höhe beschützt», ganz für sich. Der genaue und gelassene Blick auf das menschliche Treiben, den ein solcher Ort erlaubt, kennzeichnet das bemerkenswerte literarische Werk, das der Jurist von Schirach im vergangenen Jahrzehnt gleichsam im Nebenberuf geschaffen hat; und jener Blick ist zweifellos einer der wesentlichen Gründe für den immensen Erfolg, den seine Bücher mittlerweile auf der ganzen Welt haben.

Bekannt geworden ist von Schirach mit den Bänden «Verbrechen» von 2009 und «Schuld» von 2010, in denen er – aus dem Erfahrungsschatz seiner langjährigen anwaltlichen Tätigkeit schöpfend – Geschichten ungewöhnlicher Straftaten schilderte. Die Texte näherten sich ihrem Gegenstand allerdings nicht so, wie es in der Literatur nach dem Vorbild Edgar Allan Poes und Agatha Christies seit rund hundert Jahren die Regel ist. Die Erzählungen liessen vielmehr das in Vergessenheit geratene Genre der Fallgeschichte wieder aufleben, aus dem die Kriminalliteratur in der Zeit der Aufklärung hervorgegangen ist. Im Stil von Sammlungen denkwürdiger Verbrechen- und Strafrechtsfälle wie dem berühmten «Pitaval» behandelten die Geschichten in «Verbrechen» und «Schuld» nicht die Aufklärung von Verbrechen, sondern diese selbst. Und wie die Anthologien aus dem 18. Jahrhundert kreisten die Texte von Schirachs nicht um das detektivische Rätsel «Wer ist der Täter?», sondern um die philosophische Frage «Was ist der Mensch?».

Erfüllung im Verzicht

Diese Frage ist bis heute der thematische Grundbass geblieben im Werk von Schirachs, der in den letzten Jahren mit grosser Virtuosität neue literarische Formen erprobt und, neben weiteren Sammlungen mit Kurzgeschichten, Romane, Essays, Theaterstücke, Drehbücher und Gesprächsbände vorgelegt hat. In den autobiografisch ausgerichteten Texten des Bandes «Kaffee und Zigaretten» aus dem Jahr 2019 hat er der beharrlichen Auseinandersetzung mit seinem Grundthema freilich eine neue Akzentuierung gegeben: Über den Blick auf



Was ist der Mensch? Autor von Schirach.

den Menschen führen die Erzählungen und Betrachtungen hier zumeist weiter zur Frage nach dem Glück, danach, was einzelne Momente oder das Ganze eines Lebens gelingen oder misslingen lässt, woran es scheitern und was es retten kann.

In «Nachmittage» nun setzt von Schirach in 26 meist novellistisch, mitunter essayistisch angelegten Kapiteln den Weg fort, den er mit «Kaffee und Zigaretten» eingeschlagen hat. In Aufbau und Ton weisen die Erzählungen des Bandes viele Gemeinsamkeiten mit den Kurzgeschichten der Sammlungen auf, die ihm den Durchbruch beschert haben. Wie seine frühen Texte besitzen seine jüngsten die Qualitäten, die er einmal in einer euphorischen Würdigung an den Filmen Michael Hanekes gerühmt hat: die «Präzision», das «Unsentimentale» und das «Fehlen aller Klischees». Auch von Schirachs neue Erzählungen sind Fallgeschichten von Verbrechen und Schuld; auch sie zeigen Menschen, für die gilt, was in einem der Texte über deren Hauptfigur gesagt wird: Sie sei «ein Schwein und gleichzeitig ein guter Mensch» gewesen, «wie wir vermutlich alle ein bisschen».

Die Fallgeschichten stehen in «Nachmittage» jedoch nicht für sich, sie sind hier stets Teil von Lebensgeschichten. Die Texte handeln von Schlüsselmomenten, in denen Biografien eine neue Richtung bekommen, durch Zufälle, Handlungen oder Unterlassungen. Es sind Geschichten von Entscheidungen, die nicht mehr zurückzunehmen sind, von Missverständnissen und Enttäuschungen, die den Blick auf die Welt für immer trüben, von vorschnellen Schlüssen und falschen Verdächtigungen, die Lebenswege un-

Die Texte handeln von Momenten, in denen Biografien eine neue Richtung bekommen.

umkehrbar ins Unglück stürzen. Solchen traurigen Geschichten stehen in «Nachmittage» jedoch tröstliche gegenüber, die von Würde im Scheitern handeln, von Erfüllung im Verzicht und vom Finden der Mitte, von den Glückserlebnissen durch Kunst und dem Gelingen des Lebens.

Diese Texte überwiegen nicht, doch das Tröstliche spricht aus «Nachmittage» im Ganzen. Im Zentrum stehen letztlich nicht gelungene

oder misslungene Lebensläufe, sondern Begegnungen zwischen Menschen, die zum Erzählen von diesen Lebensläufen führen, ganz gleich, ob diese von Glück oder Unglück geprägt waren. «Nachmittage» führt so vor, dass Geschichten eine der wenigen menschlichen Möglichkeiten sind, wirklich miteinander in Verbindung zu treten und gemeinsam das Alleinsein zu erleben. «Wir teilen diese Einsamkeit», heisst es in einem der Texte, «sie ist es, die uns verbindet.»

Es passt ins Bild, dass ein Spaziergang von Schirach im letzten Text des Bandes zu einer Mauer führt, wo er für sich sein kann mitten im Geschehen: «Unter einer Ulme setze ich mich im Park auf eine Steinmauer. Und überall ist Leben, überall.»

Vorbereitung auf das Schwierigste

Walter Hollstein

Steffen Eychmüller, Sibylle Felber: Das Lebensende und ich. Stämpfli. 128 S., Fr. 29.90

Christa Rohde-Dachser: Was sich verändert und was bleibt. Psychosozial. 340 S., Fr. 53.90

Es ist kein angenehmes Thema, und doch kommt niemand daran vorbei. Wir wissen um unsere Endlichkeit, während wir gleichzeitig von unserer Unsterblichkeit überzeugt sind. Anders liess sich wohl auch nicht leben: Wir müssen im Alltäglichen den Tod verdrängen, um existieren, funktionieren und reüssieren zu können. Aber wir sollten uns mit dem Lebensende auseinandersetzen, damit es uns nicht eines Tages allzu sehr überrascht. Also «den Tod denkbar machen», wie es die Psychoanalytikerin Christa Rohde-Dachser in ihrem eindrücklichen Buch formuliert hat.

Das versuchen Steffen Eychmüller und Sibylle Felber vom Palliativzentrum am Berner Inselspital in einem kleinen Band, praxisnah und sehr plastisch. Das Lebensende sei viel mehr, als zu sterben: Bilanz, Rückschau, Abschied, Aufbruch in das Letzte. «Wir bereiten uns monatelang auf eine Geburt vor – warum nicht auch auf den Tod?» Eine gute und rechtzeitige Vorbereitung kann dem Tod einiges an Schrecken nehmen. Dazu gehört auch das medizinische Wissen über das Sterben.

Endloses Ausschöpfen der Gegenwart

Eychmüller und Felber beschreiben aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen, dass Schmerzen am Lebensende eher selten sind. «Hauptsymptome» sind Müdigkeit, Motivationsverlust und «enorme körperliche Schwäche». Vorbereitung auf den Tod bedeutet, sich rechtzeitig mit dem Sterben auseinanderzusetzen,

darüber mit der Familie und vertrauten Personen zu sprechen, Entspannung zu lernen und loslassen zu können. Die Biologie unterstützt das: Die Verringerung der Durchblutung des Gehirns, die Müdigkeit und die Erschlaffung der Muskulatur erleichtern den letzten Abschied. «Mit einer doppelten Planung» sich auf das Schwierigste vorbereiten und zeitgleich auf das Beste hoffen – die parallele Schlecht- und Gutwetterplanung macht Sinn.» Dazu geben Eychmüller und Felber viele Tipps. So ist das Buch wirklich ein sehr empfehlenswertes Vademecum für alle; auch für die Angehörigen, indem es auflistet, was um den Tod herum – und nach ihm – alles zu tun ist.

Gedanklich ist der Band etwas hausbacken. Da ist das Buch von Rohde-Dachser von anderem Zuschnitt. Die Autorin, die auch Soziologin ist, verortet dabei die gewandelte Be-

Zeigen Sie Printeresse?



deutung des Todes in unserer Gesellschaft. Wurde früher der Tod als «Durchgangsstadium zu einem anderen Leben» verstanden, so richtet man sich heute «auf die maximale Ausschöpfung der Lebensmöglichkeiten im Diesseits» ein und nicht mehr «auf die Erlangung des Seelenheils im Jenseits». Das nimmt dem Tod den Trost, den er früher hatte, und macht ihn viel bedrohlicher. «Im postmodernen Diskurs geht es um ein endloses Ausschöpfen der Gegenwart unter Verdrängung des Todes, bis man ihm plötzlich mehr oder minder hilflos gegenübersteht.»

Das ist der Preis unserer erlebnisorientierten und profanen Zeit. Wo früher Mythen, Ahnenwissen und Religion das Sterben mit Sinn unterlegten, ist es heute meist ganz pragmatisch ein medizinisches Ereignis.



Die Bibel

Der Anreiz zur Arbeit

Der Hunger des Arbeiters arbeitet für ihn, denn sein Mund treibt ihn an (Sprüche 16, 26).

– Die Sprachen ordnen die Arbeit unterschiedlichen Befindlichkeiten zu. Schweizerdeutsch sagen wir «schaffe», was die kreative Seite beleuchtet. Im Französischen und Spanischen hängen «travail» und «trabajo» mit dem lateinischen Wort «trepalium», Dreipfahl, zusammen, was ein Folterinstrument oder ein radloses Schleppgestell war. Das englische «work» zielt auf die Wirkung. Die Kulturen mit grösserem Freiheitsdrang – Grossbritannien und die Schweiz – setzen mehr freiheitliche Akzente.

Im alttestamentlichen Hebräisch hängt der Arbeitsbegriff mit der Mühsal zusammen, weil zahlreiche Verrichtungen ermüdend, zeitraubend und gesundheitsschädigend waren. Dennoch ist er vom Folterbalken weit entfernt. Der Antrieb kommt, wie das Bibelzitat sagt, vom Arbeiter selbst, konkret von seinem Hunger. Er ist der urtümliche Anreiz und kann zur Arbeit beflügeln. Anreize bestimmen das menschliche Verhalten. Wird mein Hunger auch bei Untätigkeit gestillt, so schaffe ich nichts. Deshalb sollte die Unterstützung bei Arbeitslosigkeit nicht zu lange dauern. Sie darf aber auch nicht zu kurz sein, denn wer eine neue Stelle suchen muss, sollte Zeit haben, sich neu zu orientieren. Eine möglichst passende Arbeit erhöht sowohl die Zufriedenheit als auch den volkswirtschaftlichen Nutzen. Die Parlamente ignorieren oft die Fehlanreize, die ihre Beschlüsse nach sich ziehen. Und dramatisch gescheitert sind die Versuche, in Afrika durch Entwicklungshilfe Wohlstand zu schaffen. Asiatische Länder mit viel weniger Entwicklungshilfe sind auf dem Weltmarkt erfolgreicher. Hilfestellungen können kurzfristig sinnvoll sein. Der wahrhaftige Anreiz für ein gutes Leben bleibt jedoch, seinen Hunger durch eigene Leistungen stillen zu wollen.

Peter Ruch

Gender-Irrgarten im Musiktheater

Die laute Minderheit der aktivistischen Transpersonen schickt sich an, auch in der Oper ihre queere Rolle zu finden und zu spielen.

Manuel Brug

Ich weiss nicht, was ich bin, was ich tue.» Es ist das juvenile Durcheinander der Hormone, das den Pagen Cherubino in Mozarts «Hochzeit des Figaro» in amouröse Abenteuer und geschlechtliche Wirrnisse treibt. Zwischen Gräfin, Zofe und Gärtnerstochter kann und mag er sich nicht entscheiden. Er selbst rennt in Frauenkleidern herum, und neuere Inszenierungen lassen sogar den notgeilen Musiklehrer dem knackigen Buben nachstellen.

Der freilich, pubertärer Schwerenöter zwischen Kind und Mann, wird von einer Frau gesungen, für gewöhnlich von einer Mezzosopranistin. In einer der populärsten Opern der Welt steckt also eine(r) im falschen Stimmkörper. Doch das Publikum ist mit dieser Konvention bestens vertraut, ohne sich gleich mit Gender-Theorie und Transmenschen beschäftigt zu haben.

Stöckelschuhe und Wickelkleidmantel

Was aber bedeutet es, wenn sich heute eine Sängerin oder ein Sänger als Transgender zu erkennen gibt in einem Feld, in dem das Spiel mit den Geschlechtern von jeher zum festen Repertoire gehört? Schon bei Monteverdi geben schliesslich zum Gaudium des meist enthusiastischen Publikums Kerle die dauererregten Ammen als urkomische Nebenfiguren – wie einst in der Antike.

Die barocken Päpste liessen in Rom die Frauen auf der Opernbühne schweigen, delectierten sich aber am spektakulären Gesang der Kastraten. Deren Faszinosum wurde in unserer dem Androgynen zugewandten Zeit von den Countertenören willig aufgegriffen. Sogar in Frauenkleidern begegnen sie einem inzwischen wieder. Bisher aber nur auf der Bühne. Bisher.



„Müller versucht mal wieder eine Konjunkturprognose.“

«Voi che sapete», die andere Cherubino-Arie, singt gerade der Countertenor Samuel Mariño auf seiner zweiten Solo-CD. Der 29-jährige Venezolaner setzt ganz auf die Stimulanz des Glamour-Boys: Er ist schwul, nennt sich, wie die CD, «Sopranista» und posiert nicht nur dort mit Stöckelschuhen und Vivienne-Westwood-Wickelkleidmantel.

Mariño, der sich bisher weder als non-binär noch als metro-, pansexuell oder was auch immer geoutet hat, lebt als biologischer Mann mit Frauenkleidern und singt mit sehr hoher Stimme Frauenarien. Auf der CD zunächst nur solche des Barocks, die teils von Kastraten im Kleid interpretiert wurden, oder als Männerdarsteller, wie in den Opernserie von Mozart und Gluck, die er hier ebenfalls für sich okkupiert.

Wir haben jetzt, lassen wir die ganz alten Pioniere der Alten Musik einmal beiseite, nun seit etwa vier Jahrzehnten verschärft Countertenöre auf der Opernbühne. Sie singen längst nicht mehr nur säuselnd elisabethanische Lautenlieder, sondern auch «Mélodies» von Debussy oder Schumanns «Dichterliebe», Schuberts

Lucia Lucas singt nach wie vor Männerrollen, sogar den grössten aller Lüstlinge, Don Giovanni.

«Winterreise» oder Ufa-Filmschlager. Doch sie sind Männer, manche schwul, viele auch hetero. Zahlreich sind die Countertenöre mit Bart, die bewusst auf Gattin und Nachwuchs verweisen.

Von einem Transcounter ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Aber auch das dürfte nur noch eine Frage des Zeitgeistes sein. Sonst waren für Androgynität in der Oper meist die Mezzos verantwortlich, vor allem die in Hosenrollen; einige waren und sind im echten Leben sogar lesbisch.

Komischerweise sind es bei den Männern aber ausgerechnet die tiefen Stimmen, die im echten Leben Frau sein wollen: keine Tenöre, aber etwa die Baritonistinnen Lucia Lucas und Sam Taskinen. Die Amerikanerin Lucas sagt kämpferisch: «Ich bin keine Transe, ich bin trans. Ich will keine Klischees erfüllen, ich will als Künstlerin ernst-

genommen werden.» Auf der Bühne singt sie nach wie vor mit Wonne Männerrollen, sogar den grössten aller Lüstlinge, Don Giovanni, hat sie schon in den USA verkörpert.

Als Dragqueen aufpoliert

Zwar war Lucia Lucas, die ihren neuen Vornamen bewusst nach Donizettis Wahnsinnsheroine gewählt hat und sich inzwischen sogar «Heldenbaritonin» nennt, auch schon das Offenbach-Neutrum «Öffentliche Meinung» in «Orpheus in der Unterwelt» und Oberpriester in «Samson und Dalila» als Frau. Doch da wollte man besonders den Antagonismus zwischen zwei weiblichen Ansichten betonen. Auch ihr Metropolitan-Opera-Debüt hat Lucas inzwischen hinter sich – als Angelotti in «Tosca», an der Seite allergrösster Namen.

Ändern sich ausgerechnet im sonst so puritanischen Amerika also die Queer-Parameter? Man wird abwarten müssen, wie weit damit auf einer woken Welle des #MeToo-, Antirassismus- und Gender-Aktivismus geschwommen wird – und ob die nicht schnell wieder verblet. Doch man weiss inzwischen nicht mehr, ob der Mann auf der Bühne mit der weiblichen Stimme nicht hinterher als Transmann durchs wahre Leben geht oder der Bariton, der gerade noch einen Kerl gegeben hat, als Transfrau.

Die Finnis Sam Taskinen spielt sehr offensiv damit: «Es hätte sich nicht mehr richtig angefühlt, als Mann auf die Bühne zu gehen. In manchen Opern ist es etwas anderes, da spiele ich bewusst eine Rolle. Aber als ich selbst wollte ich keine Rolle mehr spielen.» Vor der Premiere wird man von der Pressefrau streng daran erinnert, auch ja das richtige Personalpronomen bei ihr zu verwenden.

Bei ihrem Engagement in St. Gallen konnte sie mühelos den basssingenden Soldatenführer in Händels «Giulio Cesare» genderuneindeutig lassen, heisst dieser doch schon im Original Archilla. In der ganz auf Feminismus gebürsteten Kasseler «Tosca» gibt Taskinen als republikanischer Konsul Angelotti eher eine Angelotta – jedenfalls einen Kerl mit einer sehr stark femininen Seite. Nicht nur zieht sie als fiktionaler Er mit



Zum Rollenmodell geworden: Mezzosopranistin Jamie Barton in der Londoner Royal Albert Hall, 2019.

Wonne die bereits im Originallibretto erwähnten Damenkleider an, um nach der Flucht aus der Engelsburg unentdeckt weiterzukommen. Im zweiten Akt ist sie – obwohl eigentlich gar nicht mehr vorkommend – zu sehen, wie sie sich als Dragqueen aufpoliert, die echte Tosca auf der Szene imitiert und sich dann erschiesst.

Seit Jahrhunderten im Repertoire

Hier wird bewusst auch in der Inszenierung mit Taskinens Geschlechterfluidum zwischen weiblicher Identität und männlicher Stimme gespielt. Und auch in der sowieso schon schrillen «Freischütz»-Produktion darf Taskinen als Oberförster Kuno mit Handtasche und abgknicktem Handgelenk als genderfluides Schwarzwaldmädel durch die Szenerie wackeln.

Das sind noch Ausnahmen, die europäischen Opernbühnen scheinen Transdarsteller noch nicht so recht für sich entdeckt zu haben. Vielleicht weil sie eben auch singen müssen? Offener ging ausgerechnet das staubige Traditions- haus Wiener Staatsoper im Dezember 2019 mit seiner ersten Transdarstellerin um. Aber im polystilistischen Gender-Spektakel «Orlando» nach Virginia Woolfs Identität-wechsle- dich-Roman passte die New Yorker Nacht- klub-Grösse Justin Vivian Bond wunderbar: Als Orlandos androgynes Kind komplettier- te sie neben Orlando (Mezzosopran), Erzähler

(Schauspielerin), Schutzengel (Countertenor) und Putto (Kinderstatist) den Geschlechter- reigen und gurrte ihre Toleranz-Message.

Zu Frauen gewordene Männer, ob chirurgisch angeglichen oder nicht, werden vokal immer Kerle bleiben, denn die Singstimme lässt sich auch hormonell nicht nach oben verlegen. Zu Männern gewordene Frauen haben mittels Testosteronspritzungen beide Möglichkeiten. Doch das ist eine riskante Prozedur: Niemand kann einem vormals weiblichen Transgender- Sängern garantieren, dass es als Tenor oder Bariton noch auf professionellem Niveau weitergeht.

So hat der norwegisch-samische Adrian Ange- lico seine Mezzostimme behalten, will ein femi- niner Mann bleiben und fühlt sich besonders als Prinz Orlofsky in jener androgynen Grauzone,

Schon bei Monteverdi geben zum Gaudium Kerle die dauererregten Ammen – wie einst in der Antike.

die auch die Countertenöre gern bespielen, auf der Bühne wohl: «Meine Stimme ist nicht nur Teil meiner Identität, sie ist auch mein Instru- ment, und sie klingt wie ich.»

Wirklich grosse Karriere gemacht, zum Rollen- modell geworden sind diese Sängerinnen und Sänger bisher nicht. Das gelang einzig der ame- rikanischen Mezzosopranistin Jamie Barton –

lupenrein Frau und seit 2014 als bisexuell geoutet –, die sich inzwischen ostentativ als Kampfliebe inszeniert und als Ehrevokalgast bei der «Last Night of the Proms» 2019 in der Londoner Royal Albert Hall die Regenbogenflagge schwenkte. Sie war freilich schon länger ein Star, zumindest in den USA. Als Bühne nutzt Jamie Barton, wie natürlich alle Transgender-Sänger, sehr gern neben ihrer Website die sozialen Medien. «She/her. proudly queer opera singer; into drag queens, blue grass, social justice, equality and cats», verspricht ihr Instagram-Profil.

Die laute Minderheit der aktivistischen Trans- personen schickt sich also an, auch in der Oper ihre queere Rolle zu finden und zu spielen. Als kultureller Spass und Erbauung für ebenfalls eine Minderheit scheint das eine der dafür wie ge- schaffenen Schutzzonen. Zudem hatte die Oper solches schon seit Jahrhunderten im Repertoire.

Und die Countertenöre, die das alles los- traten? Die haben sich gewappnet für den köst- lich verwirrenden, manche auch irritierenden Gender-Irrgarten im Musiktheater. Diesen Sommer aber gab und gibt es – quasi gegen die geballte Transgender-Wucht – das sich künst- lerisch duellierende doppelte Countertenor- Quartett, zum Teil im Fummel: je vier in Carl Heinrich Grauns «Silla» bei den Innsbrucker Festwochen für Alte Musik versus vier Kolle- gen in Vincis «Alessandro nell’Indie» beim Bay- reuth Baroque Opera Festival.



Fernsehen

Stuss und Langeweile, bis die Polizei kommt

René Hildbrand

Emma lügt: SRF, 11. September, 21.45 Uhr

Alle Menschen lügen. Netter formuliert: Sie irren sich vorsätzlich. Das Schweizer Fernsehen liess zu dem Thema eine sechsteilige Serie herstellen – und produzierte damit einen veritablen Flop. Die SRF-Direktorin und der SRG-Generaldirektor gingen mit ihrem «Vorzeigeprojekt» sogar persönlich auf Tour. Es soll eine «Dramedy» sein: ernsthafter Inhalt, humorvoll vermittelt. Nur: Heiterkeit sucht man in dieser Reihe vergeblich. Sie ist so amüsant wie ein Zimmerbrand im Altersheim. Laudabel sind einzig die Schauspieler.

Die bestusste Story in Kürze: Die achtjährige Emma lügt, dass sich die Balken biegen. Und steckt damit ihre chaotischen Eltern an. Emmas pubertierende Schwester Liv trifft sich in einem Waldbunker mit Spinnern und verbreitet Verschwörungstheorien. Die Nachricht der «Vereinigung Butterfly»: «Ist es ein Zufall, dass die Welt seit drei Jahren mit drei Katastrophen kämpft? Klima, Corona, Krieg? Acht Milliarden Menschen werden in die Unendlichkeit geschickt. Die Machthaber sind gekauft von Hightech, Rüstung, Big Pharma. Wir fliegen den Lügner davon.» Laura de Weck, Autorin des neusten SRF-Desasters, liess sich von Themen um Corona und den Ukraine-Krieg anregen. Am Schluss wartet die bizarre Familie mit den Spinnern nachts im Wald auf Extraterrestrische. Die Mutter findet, dass man Verschwörungstheoretiker in die Familie integrieren und sie lieben müsse. Plötzlich Lärm und Licht vom Himmel. Erwartungsvolle Gesichter. Es landet allerdings kein UFO. Sondern ein Polizeihelikopter. Endlich Erlösung für die übriggebliebenen Zuschauer. Gähnen.

Serie

Angela «007» Merkel Wolfgang Koydl

Kleo (D, 2022): Von Hanno Hackfort, Richard Kropf, Bob Konrad. Regie: Viviane Andereggen. Mit Jella Haase, Dimitrij Schaad. Auf Netflix

Warum nur ist diese Frau so sympathisch? Sie ist eine stramme Kommunistin, eine eiskalte Profi-Killerin, und aussehen tut sie wie eine junge Angela Merkel. Und doch muss man sie einfach lieben, diese Kleo Straub. Sie ist die Hauptfigur der Netflix-Serie «Kleo». Top-Agentin in Erich Mielkes Stasi-Reich, proletarische 007 mit der Lizenz zum Töten – im Auftrag des Politbüros der SED. Aufgezogen und auf Tschekisten-Linie getrimmt von ihrem Grossvater, selbst legendärer Generaloberst der Staatssicherheit, dessen Geburtstag der Genosse Minister mit seiner persönlichen Anwesenheit ehrt.

Wir schreiben das Jahr 1987, der DDR geht es anscheinend noch gut. Kleo ist von einem erfolgreichen Auftrag im Westen nach Ostberlin zurückgekehrt: In einem Westberliner Nachtclub hat sie den vermeintlichen CIA-Chef der geteilten Stadt ermordet. Doch plötzlich stürzt Kleos Welt ein. Sie wird wegen angeblicher Spionage für den Westen angeklagt und zu lebenslanger Haft verurteilt. Niemand will etwas von ihrer Tätigkeit für die Staatssicherheit wissen. Alle verleugnen sie und sagen gegen sie aus – die Vorgesetzten in der Hauptverwaltung Aufklärung, ihr Führungsoffizier und sogar der eigene Opa.

Bonbongrell

Drei Jahre später bricht auch die Welt der DDR ein. Ein paar Monate noch existiert sie als Schattenstaat, bevor sie in der Bundesrepublik aufgehen wird. Kleo kommt mit einer Amnestie frei – und sinnt auf Rache. Zugute kommen ihr die hervorragende Ausbildung als Stasi-Agentin und intime Kenntnisse exotischer Tötungsmethoden – Fugu-Gift, explodierende Dinner-Jackets und der *coup de poudre*, eine haitianische Voodoo-Spezialität.

Der Zuschauer stellt befriedigt fest, dass er instinktiv von Anfang an richtiglag, Kleo zu lieben.

Eigentlich hätte man gedacht, dass der deutsche Film die wilde Wendezeit zu Beginn der neunziger Jahre mit «Good Bye, Lenin!» oder «Go Trabi, go» schon hinreichend abgehandelt hätte. Aber «Kleo» stellt sie alle in den Schatten. Er ist böser, brutaler, sarkastischer, witziger, respektloser – und damit letztlich menschlicher und ehrlicher.



Alle verraten sie: Jella Haase als Kleo.

Der Film steht und fällt mit Jella Haase in der Titelrolle, deren Mimik zwischen Unschuldslamm und kaltblütiger Killermaschine ebenso viele Schattierungen enthält wie ihre verschiedenen Verkleidungen. Spätestens mit dieser Rolle hat sie die Festlegung als Chantal aus «Fack ju Göhte» überwunden und sich als herausragende Schauspielerin etabliert. Perfekt balanciert sie auf dem schmalen Grat, der den Zuschauer zweifeln lässt, ob er sie jetzt verdammten oder ihr die Daumen drücken soll.

Historisch korrekt ist das Drehbuch – Gott sei Dank – nicht, das aus den Federn des Autorentrios Haribo stammt – Hanno Hackfort, Richard Kropf, Bob Konrad –, ergänzt um Elena Senft und kongenial in Szene gesetzt von der Schweizer Regisseurin Viviane Andereggen («Tatort Zürich»). Viel wichtiger ist, dass die Atmosphäre jener wilden Jahre eingefangen wurde, als alles möglich schien und westliche Glücksritter mit östlichen Wendehälsen sich am Drehen von ganz grossen Rädern versuchten – oftmals erfolgreich.

Bonbongrell und knallbunt zeichnen Haribo dieses Berlin. Sie selbst beschrieben «Kleo» als «die Verfilmung eines Comics, den es nie gab». Tatsächlich gibt es Anklänge an Marvel-Verfil-

mungen, und auch Quentin Tarantino («Kill Bill») lässt grüssen.

Im zweiten Teil der achteiligen Serie lässt das Tempo nach, der Film wird ruhiger, ja, er dreht sich. Das liegt nicht nur daran, dass aus der Jägerin die Gejagte wird, weil immer mehr Personen aus der Schattenwelt der Geheimdienste nun Kleo töten wollen. Jetzt zeigt sich auch, wie verletzlich Kleo Straub auch seelisch ist. Alle verraten sie – der Liebhaber, die eigene Mutter und der neue Freund – der schluffig-tölpelhafte Westberliner Polizist Sven (grossartig gespielt von Dimitrij Schaad), der vom Gegner zum Verbündeten und Lover wird. Bis auch er Kleo im Stich lässt.

Daher kann der Zuschauer immerhin befriedigt feststellen, dass er instinktiv von Anfang an richtiglag, Kleo zu lieben. Und wie erstaunlich attraktiv auf eine ganz eigene Art so eine frühe Angela Merkel doch aussah.

Podcast

Scharmützelfreier Plausch

Sylvie-Sophie Schindler

Barbara Schöneberger: Mit den Waffeln einer Frau. Neue Folgen immer montags ab 10 Uhr in der kostenlosen App barba radio .

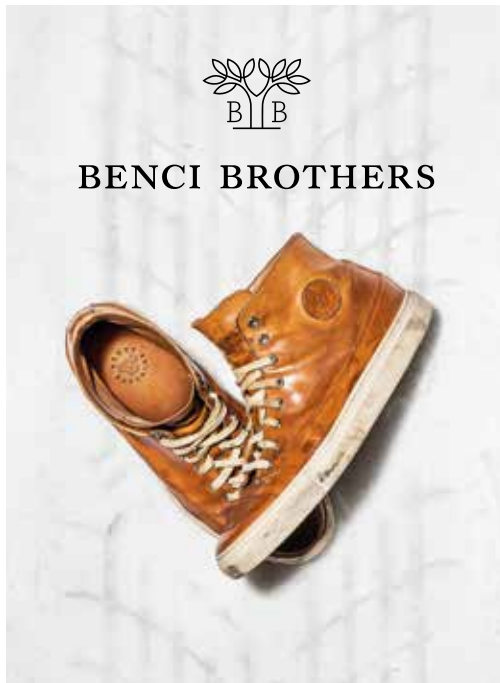
Der wohl am meisten zitierte Satz Ludwig Wittgensteins lautet: «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.» Darauf steuert der «Tractatus logico-philosophicus» zu, die Abhandlung über die Sprachphilosophie, deren Logik und Missverständnisse. Da wir nun aber in einer Zeit leben, in der es, wie die steigende Zahl der Podcasts zeigt, ständig etwas zu sagen gibt, wäre dann zu folgern, dass es weniger zu beschweigen gibt? Anders gefragt: Warum wird so viel gesprochen? Vielleicht nicht nur, um Inhalte auszutauschen, sondern um eine, wie die Dänen sagen, *hygge*-lige Atmosphäre zu schaffen: gemütlich, angenehm, trostspendend.

Grenzen bleiben gewahrt

Barbara Schöneberger ist darin ganz gross. Die deutsche Moderatorin und Entertainerin setzt dem allgemeinen Unbehagen und der gegenwärtigen Krisendauerschleife mit ihrem Podcast «Mit den Waffeln einer Frau», der seit Anfang 2019 läuft, eine Frische und Leichtigkeit entgegen, nach der sich viele sehnen dürften. Dass es «Waffeln» heisst und nicht «Waffen», allein das ist ein erleichterndes Signal: Das Kriegerische hat hier keinen Platz. Fernab von Talkshow-Debatten, die beherrscht sind von Rechthaberei, setzt sich Barbara Schöneberger mit ihren – allesamt – prominenten Gästen zu einem scharmützelfreien Plausch zusammen.

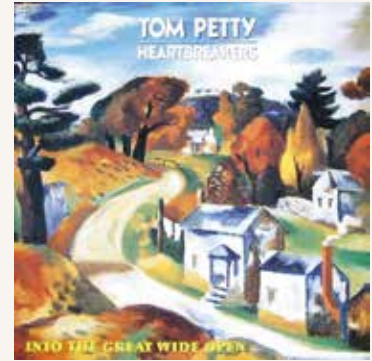
Was allerdings mehr ist als nur Klatsch und Tratsch, wenngleich auch der seinen Platz hat. Gewiss, einen High-Heels-Monolog von Frauke Ludwig braucht niemand. Was aber ist mit den Menopausebefindlichkeiten einer Ina Müller?

Auch wenn derlei Gesprächsmomente ihren «Mädelsabend»-Charakter haben, sind das nun mal die Gedanken, die Frauen ab der Lebensmitte umtreiben. Ein Dieter Nuhr wiederum driftet ab in ein Nachdenken über frühromanische Kirchen und seine Angst vor einem «Van-Gogh-Erlebnis» – wäre er, Nuhr, seiner Leidenschaft, der Malerei, gefolgt, hätte er sich vielleicht ein Ohr abgeschnitten. Und ein Guido Maria Kretschmer, der Schönebergers Passion für Inneneinrichtungen teilt, mag nicht nur über Designer-Vasen philosophieren, sondern stellt einen Zusammenhang her zu ritalingelagten Kindern: In einer geordneteren, weniger reizüberfluteten Umgebung bräuchten sie das Medikament überhaupt nicht.



Dass jeder Gast anfangen würde, wie es laut Eigenwerbung heisst, «unwillkürlich über seine dunkelsten Geheimnisse zu plaudern», ist sicherlich übertrieben, aber was stimmt, ist, dass einem Menschen, die man aus der Öffentlichkeit kennt – ob Sarah Connor, Günther Jauch oder Iris Berben –, angenehm nahekommen, fast schon freundschaftlich anmutend. Grenzen bleiben gewahrt, Schöneberger hat keine Paparazzi-Mentalität. Und ihr liegt auch das Politische nicht, so dass die Gesprächspartner, und auch das tut gut, nie in die Bredouille kommen, aber gerade in dieser Zwanglosigkeit sich umso mehr öffnen. In jedem steckt mehr, als man ahnt. Man muss nur neugierig genug aufeinander sein.

Alben für die Ewigkeit



Tom Petty and the Heartbreakers: Into the Great Wide Open

Tom Petty lernte ich kennen, als wir mit Krokus in Amerika unterwegs waren. Unser Tourmanager spielte ihn dauernd im Tourbus. Das erste Staunen kam bei seinem «Free Falling». Er besingt da den Wunsch nach Freiheit, aber auch den schmerzhaften Absturz und das gebrochene Herz nach einer Liebestrennung. Grossartig.

Der grosse Knaller kam dann mit dem «Into the Great Wide Open»-Album, gekonnt von Jeff Lynne produziert.

Das Eröffnungslied «Learning To Fly» mit den betörenden F-C-A-G-Akkorden ist brilliant und schildert die ewigen Ups und Downs des Lebens: «Learning to fly – but I ain't got wings». Auch das saftige «All or Nothin'» hat diesen herrlich lockeren Drive, gepaart mit der typischen Petty-Zauber-Melodieführung.

Der absolute Höhepunkt dann das melancholische Titelstück «Into the Great Wide Open». Perlende, fallende Harmoniebögen und der leicht abgeänderte James-Dean-Filmtitel: «A rebel without a clue». Es erzählt die Geschichte des jungen Eddie, der nach Los Angeles zieht, eine junge Schönheit trifft und Rockstar wird. Absturz programmiert. Im sehenswerten witzigen Videoclip spielen Johnny Depp und Faye Dunaway die Hauptfiguren.

Tom Pettys Stimme hat diese einmalig coole Schärfe, erweckt Fantasien und macht süchtig. Auch in der Supergroup Traveling Wilburys brillierte er zusammen mit George Harrison, Bob Dylan und Roy Orbison. Er war einer der ganz Grossen, und seine Musik wird noch Generationen begleiten, erfreuen und trösten.

Chris von Rohr



Ihre Stunden: Emma Thompson und Daryl McCormack.

Film

Wilde Orgasmen

Wolfram Knorr

«Good Luck to You, Leo Grande» (GB 2022)
 Von Sophie Hyde. Mit Emma Thompson,
 Daryl McCormack

«Die Welt wäre friedlicher, wenn sich jeder jemanden buchen könnte.» Der Business-Smartie Richard Gere gibt seiner kessen Flamme Julia Roberts 3000 Dollar ... Nein! Halt! Quatsch! Irrtum! Nicht aus «Pretty Woman» stammt der Ausspruch, sondern aus der britischen Komödie «Good Luck to You, Leo Grande». Aber auch hier geht's um *fêtes galantes*, aber um sehr gewagte, sehr zeitgemässe. Der deutsche Titel «Meine Stunden mit Leo» ist deshalb ausnahmsweise besser und ehrlicher.

Denn «ihre» Stunden fordert eine reife Frau in der Menopause namens Nancy Stokes, gespielt von Emma Thompson. Seit einigen Jahren ist sie Witwe, hatte nie einen Orgasmus, war ewig frus-

Da ist die Frage schon erlaubt, wieso sie die Gelegenheit nie nutzte angesichts ihres Triebstaus.

triert – und vielleicht deshalb Religionslehrerin? Jetzt, frei von jeglicher Bindung, will sie nachholen, was sie versäumt hat, und sich von keinem Tabu bremsen lassen. Richtigen Sex, ordentliche Orgasmen, jede Schamschranke überwinden, und das im Tempo einer Hürdenläuferin.

Blöd ist nur, dass auf dem Weg vom Wunsch zur Umsetzung eine riesige, echte Hürde dazwischensteht, die zu überspringen für eine

eher bürgerlich gehemmte Dame, die nicht gerade zu den entkleidungswilligen Spieler naturen gehört, alles andere als leicht ist. Deshalb hat sie über eine Escortfirma einen Callboy gebucht, in ein Hotel. Und jetzt wartet sie also im Zimmer, aufgeregt, unsicher, peinlich berührt über das, was sie sich da herausgenommen hat; mustert sich im Spiegel, ein bisschen spiessig die Bluse, der Rock, begutachtet die Minibar. Irgendwas muss zur Entspannung getrunken werden, dann klopft es an der Tür – und Leo Grande tritt ein: jung, drahtig, muskulös, lächelnd, souverän, charmant.

Beidseitige Entblössung

So beginnt das Kammerstück «Good Luck to You, Leo Grande», geschrieben von der Comedian Katy Brand und inszeniert von Sophie Hyde. Viel PR-Wirbel wird um die Produktion gemacht, angesichts des Muts von Emma Thompson (63), dieser brillanten britischen Charakterschauspielerin, sich auf ein solch ungebremstes Lust-Spiel, auf eine sehr verschärft intime Lebensfreude mit einem um viele Jahre jüngeren Einheizer, gespielt von Daryl McCormack («Peakylinders»), einzulassen. Beide hätten sich – der Film zeigt vier Begegnungen im Hotel – Schritt für Schritt der Kleider entledigt, um sich besser auf ihre beidseitige Entblössung einzulassen. Schliesslich geht es hier nicht nur um eine ältere Frau und einen jungen Mann, also die Umkehrung der Parkonvention, sondern auch noch um bezahlten Sex. Und weil das auch noch eine Komödie ist, muss der Adonis erst mal Nancys Verkehrsstau mit viel verbalem Charme auflösen.

Einmal der Weg frei, prescht sie mit einem Forderungskatalog vor, nach dem Motto «Augen zu und durch». «Ich habe hier eine

Liste, die ich gerne abarbeiten möchte.» Darauf er: «Das klingt ja sexy.» – «Mach dich nur lustig, ich bin Lehrerin. Alte Gewohnheiten wird man schwer los.» – «Was steht als Erstes drauf?» – «Punkt 1: Ich mache Oralsex mit dir. Punkt 2: Du machst Oralsex bei mir. Punkt 3: Wir machen Stellung 69, wenn man das noch so nennt. Keine Ahnung.»

Dieser gewünschte Vollrausch der Sinne, wie einem Erotic-Center-Katalog entnommen, mag als Kabarettnummer auf der Bühne lustig sein, im Film, der sich um ein wenig psychologische Wahrhaftigkeit bemüht, ist das eher ein Beleg für Verlogenheit. Es gehe, so die Autorin, um weibliches Vergnügen, in welchem Alter auch immer, um «Sex-Positivity» und «Body-Positivity». Darum, so frei zu sein, sich das Vergnügen dort zu holen, wo man will. Was sich Männer rausnehmen, sollen auch Frauen dürfen. Alles recht, alles prima, auch dass Leo ein ausgesprochen sprühender Geist ist, gehört nun mal zur DNA eines Kammerstücks; aber mulmig kann einem schon werden, wenn sie ihm mal gesteht, männliche Bewerber gehabt zu haben. Da ist die Frage schon erlaubt, wieso sie die Gelegenheit nie nutzte angesichts ihres Triebstaus. Von Treffen zu Treffen wird sie lockerer, die Gespräche werden persönlicher, Nancy beginnt den Spiess umzudrehen und Leo zu löchern. Da bröckelt der Putz des priapischen Charmebolzens, und aus dem Liebeslehrer wird ein biestiger Spieser, der der Ex-Religionslehrerin gar nicht so unähnlich ist.

Beide nun endlich frei von den vielen Abhängigkeiten, die ihrer beider Leben prägte, hat Leo dank Nancy gelernt, seine Familie wieder zu schätzen (seinem Beruf bleibt er natürlich weiter treu). Was da abgeht, ist ein alter Sextherapeutenhut. Am Ende zeigt sich Emma Thompson völlig nackt vor einem Ganzkörperspiegel, «Sex-Positivity» eben. Bewundernswert, trotzdem landen wir wieder bei «Pretty Woman». Natürlich ist «Good Luck to You, Leo Grande» keine konsumistische Orgie, keine Werbehymne, aber in der rührigen Verlogenheit ähneln sich beide. In «Pretty Woman» war es die Nutte mit Herz, die der Mann erobert; hier ist es der Callboy mit Herz, der die Frau erobert.



Pop

Beerdigung à la Ballermann

Thomas Wördehoff

Elton John & Britney Spears: Hold Me Closer.

Es ist eine bittersüsse Geschichte. Fast schon zu Herzen gehend. Aber der Reihe nach: Elton John ist nicht nur ein fantastischer Songwriter, Pianist, Sänger und Showman – er ist auch bemerkenswert furchtlos und hat schon manch einem aus der Klemme geholfen. Kurz nach Lennons Tod erschien er etwa mit einer Riesentorte bei Yoko Ono, um ihr beim Trauern zur Seite zu stehen. Dann bezahlte er mal eben die medizinische Betreuung eines todkranken Jungen; oder er gab dem Comeback des seinerzeit in Verruf geratenen George Michael den alles entscheidenden Schub («Don't Let the Sun Go Down on Me»).

Schliesslich gründete er nach dem Tod von Freddie Mercury die Elton John Aids Foundation, die seit 1992 mehr als eine halbe Milliarde Dol-



Ist sie noch bei Stimme?

Britney Spears und Elton John, neu als Duo.

lar Spendengelder an Forschung und Betroffene ausschüttete. Vor drei Jahren stellte er sich dann schützend vor Russlands LGBT-Gemeinde und ging Wladimir Putin an, dem er homophobe Politik vorwarf. Da kann man nur sagen: Chapeau und langes Leben!

Eltons Widerspruchsgeist

Nun aber begab es sich, dass Britney Spears, vormalige Teen-Queen der *nineties* («Oops! ... I Did It Again»), nach einem dreizehnjährigen Martyrium unter der Fuchtel und Vormundschaft ihres verkommenen Vaters endlich freigekommen war und sich unsicheren Fusses den Weg zurück in die dornenreiche Welt des Showbiz ertasten musste. Die Hinterzimmerbosse der tückisch-verschlagenen «industry» mit ihren schnelllebigen Trends waren allerdings die Letzten, die auf die Rückkehr der mittlerweile Vierzigjährigen gewartet haben. Unterdessen geister-

ten schon die Fragen nach medizinischen Befunden durch Tonstudios und Fan-Sites: Ist sie noch bei Stimme? Ist sie noch präsentabel? Hat sie vielleicht sogar schon den Verstand verloren?

Zu jener Zeit remixten der Produzent Andrew Watt und sein Klient Elton John in einem der besagten Tonstudios gerade den für 2022 geplanten Sommerhit «Hold Me Closer» aus den Elton-Klassikern «Tiny Dancer» und «The One». Auf der Suche nach einer zweiten Stimme kam der entscheidende Hinweis aus der Familie: David Furnish, Sir Eltons Gatte, schlug Britney Spears vor. Die Idee fand Anklang, Eltons Widerspruchsgeist war herausgefordert: «Alle haben gesagt, dass sie nicht mehr singen kann. Aber ich sagte, sie war brilliant, als sie anfang – ich nehme also an, sie kriegt es auch jetzt hin. Und so war es: Ich bin echt begeistert von dem, was sie da macht.»

Nun ist «Hold Me Closer» auf dem Markt, und Eltons Plan ging auf: Weltweit schoss die Nummer auf die oberen Charts-Positionen, Britneys Comeback ist in Tüten, und kommerziell wünschen wir dem Titel allen Erfolg. (Nur zur Klärung: Der gierige Vater gestand der Tochter unter seiner Kuratel lediglich 2000 Dollar pro Woche zum Verjuxen zu ...)

Man sagt ja: Der gute Zweck heiligt alle Mittel. In diesem Falle aber gibt es was zu mäkeln. Offensichtlich sieht Wohltäter Elton inzwischen das Archiv seiner unzähligen Werke als Resteverwertungscontainer, aus dem er sich jährlich mehr oder weniger wahllos bedient, um einen todsicheren Hit zusammenzurühren. Im vergangenen Jahr zauberten er und Watts mit Zutaten aus «Rocket Man», «Sacrifice» und ein paar anderen Preziosen einen Hit namens «Cold Heart» für (Selbstbeschreibung) «Dark-Popperin» Dua Lipa und den Meister – nach ähnlicher Machart: durchgehend stampfender Rhythmus, klirrende *sound effects*, eine Prise Elton-Piano und mit Synthie-Effekten verzerrte Vocals. Am Ende ist es eigentlich völlig wurscht, wer singt.

Und deshalb folgt an dieser Stelle ein Appell an Elton, «the industry» und all die anderen Wohltäter der Gemeinde: Lasst bloss meine alten Songs in Ruhe! Verwurstet bitte nicht auch noch «Your Song», «Madman Across the Water» oder «Goodbye Yellow Brick Road» zu diesem Einheitsbrei aus guter Laune, käsiger Gleichgültigkeit und süsslichem Deoduft. Es gibt diesen wunderbaren Hit «Sad Songs (Say So Much)» – nomen est omen! Nie und nimmer darf er mit dieser *happy go lucky*-Fratze der Einheitsmunterkeit gängiger Charts-Stürmer an unsere Ohren gelangen.

Als Elton John vor ein paar Tagen im französischen Promi-Restaurant «La Guérite» zu Cannes die Zusammenarbeit mit Spears vorstellte (auf Instagram zu sehen), hatte man das Gefühl, einer Plattentaufe am Ballermann beizuwohnen. So muss die Beerdigung des Pop aussehen. Ziemlich armselig.

Jazz

Beschwörung eines Klassikers

Peter Rüedi

Theo Croker Quartet: Sketches of Miles.
Jazz at Berlin Philharmonic XII. ACT 9948-2 (2CD)

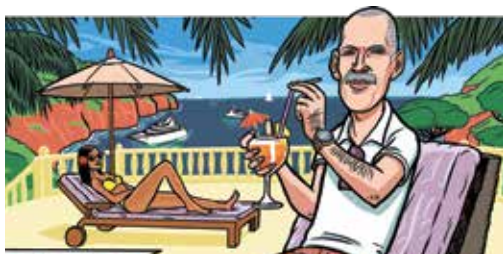
Jazz ist eine Kunst im Präsens, geboren aus dem Augenblick und mit ihm fortgerissen. Im Prinzip. Denn selbstverständlich macht die Tonaufzeichnung ihn wiederholbar, macht «Geschichte des Jazz» so erst erfahrbar. Mit dem Dilemma dieser Paradoxie lebt diese Kunst, zumal bei den vielen Hommagen, die sie in letzter Zeit ihren grossen Exponenten ausrichtet.

So auch im Fall eines Konzerts in der Berliner Philharmonie, das der eine oder andere einen «Miles-Davis-Gedenkgottesdienst» nennen mag. Produzent Sigggi Loch feiert damit aus Anlass des dreissigsten Todestags des charismatischen Trompeters auch das dreissigjährige Jubiläum seines ebenso erfolgreichen wie produktiven Labels ACT. Er engagierte dazu den Trompeter Theo Croker mit seinem Quartett: dem überraschenden Danny Grissett am Piano, Joshua Ginsburg am Bass und dem inspirierten Swinger Gregory Hutchinson am Schlagzeug. Auf einer ersten CD interpretiert dieses Power-Quartett vier der bekanntesten Miles-Ikonen, von «Milestones» über Wayne Shorters «Footprints», die ikonische Ballade «My Funny Valentine» bis «So What».

Allerdings nicht nur *blowing the blues away*, sondern auch allen museal sakralen Staub und Weihrauch. Croker, 1985 geborener Enkel des legendären Doc Cheatham (1905–1997), ist sozusagen aus familiär-biografischen Gründen ein Traditionalist und also auch ein Verehrer von Miles' Trompeten-Idiom. Aber er hat sich auch mit Rock und Hip-Hop befasst und präsentiert sich hier als Nachfolger von Miles, aber nicht als dessen Klon. Er macht sich seinen eigenen Reim auf den Klassiker.

Kühner ist das Experiment auf der zweiten Scheibe dieser «Sketches of Miles». Da rearrangiert der Schwede Magnus Lindgren in Suiten nach den drei orchestralen Alben die Musik für das Quintett und Bläser der Berliner Philharmoniker neu, die Miles mit dem gleichfalls legendären Gil Evans eingespielt hatte: «Miles Ahead» (1957), «Porgy and Bess» (1958) und «Sketches of Spain» (1960). Croker spielt sich auch da frei vom Verdacht eines Miles-Kopisten, Lindgrens Arrangements oszillieren zwischen der Faszination für Evans' Vorlagen und dem Willen, sich gegen diese zu behaupten. Deren ebenso lakonische wie eigenwillige Evidenz lohnt sich mal wieder auf den Originalen anzuhören. Diese uns nahezulegen, ist jedenfalls auch ein Verdienst.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Prepper

Mark van Huissing

Zu der spätsommerlichen Zeit, als ich diese Zeilen schrieb, war es schwer vorstellbar, doch uns steht allenfalls ein kalter, harter Winter bevor. Das war möglicherweise untertrieben; vielleicht hätte ich «Das Ende ist nah» als Einstieg wählen sollen. Was in die jüngste Abfolge dieser Spalte gepasst hätte – zuletzt ging es ja um Krebs beziehungsweise Needle-Spiking, Nadelattacken. Es ist, nebenbei erwähnt, eine Fehl- respektive eine Überschätzung von Kolumnisten zu meinen, Leser erinnerten sich an die letztveröffentlichten Inhalte. Heute setze ich die Reihe fort mit Überlegungen zur sogenannten Prepper-Haltung (von *to be prepared*, bereit sein). Allzeit bereit, aber nicht, um Gutes zu tun wie die Pfadfinder, sondern für bevorstehende Katastrophen.

Immer mehr Menschen, mehrheitlich Männer, bereiten sich auf solche vor. Bedrohliche Lagen, ausgelöst durch die Folgen des Klimawandels, der Zuwanderung oder von Finanz- und Wirtschaftskrisen, die dazu führen könnten, dass Mitglieder der ungewaschenen Unterschicht die feinen Oberen bedrängen. Und natürlich durch Pandemien sowie Kriege, sehr aktuelle Felder also. Zu gängigen Vorbereitungsmaßnahmen zählen das Anlegen von Lebensmittelvorräten, das Errichten von Schutzbauten oder das Halten von Edelmetallen et cetera. Das, sagen wir, Bunkerbauen ist natürlich leichter in Amerika, wo die Bewegung in den 1970er Jahren entstand, etwa in den grossen, einwohnerarmen Staaten Wyoming oder Montana, als in der kleinen, zersiedelten Schweiz.

Doch gegen das neuste Szenario kann man sich auch hierzulande rüsten. «Der Absatz von Stromgeneratoren, Solarpanels, Power-

stationen und Heizkörpern explodiert», stand kürzlich in einer Mitteilung von Digitec Galaxus. Sofern sich die Lage auf dem europäischen Strommarkt nicht zeitnah entspanne, rechnet der Online-Versender weiter mit Rekordabsätzen.

Hope for the best, prepare for the worst, sagen die Briten – hoffe auf das Beste, und bereite dich auf das Schlimmste vor. Das scheint ein gescheiter Ansatz zu sein, nicht wahr? Doch fussend auf seiner Erfahrung, kommt Ihr Kolumnist zu einer anderen Einschätzung. Meine bisher ergriffenen Prepper-Massnahmen waren, im Nachhinein betrachtet, nicht lösungsorientiert, darf ich dank spätem Erkenntnisgewinn schreiben. Sie lassen sich stattdessen mit «ausser Spesen nichts gewesen» zusammenfassen.

Im September 2008 etwa verschob ich Mittel (über den durch Einlagensicherung geschützten Betrag hinaus) von der UBS zu einer in meinen Augen weniger gefährdeten Bank. Dort eröffnete ich ein Konto, ich habe es bis heute. Die UBS ging nicht pleite bis heute, ich auch nicht, ich zahle bloss seit vierzehn Jahren Gebühren an zwei Banken. Oder im Februar 2020 – in Italien starben erste Menschen an Covid-19-Folgen, und in der ganzen Welt wurden Lock- sowie Shutdowns geplant – rebalancierte ich mein Depot in grösserem Ausmass, wie man sagt. Ich verkaufte und kaufte Wertschriften, nachdem ich zuvor tagelang recherchiert, Vorhersagen gelesen hatte und so weiter, um besser aufgestellt zu sein für die neue Wirklichkeit. Das Jahr schloss ich dann ungefähr gleich ab wie der Gesamtmarkt, auch bekannt als

«Der Absatz von Stromgeneratoren, Solarpanels, Powerstationen und Heizkörpern explodiert.»

dumb money, das dumme Geld, also die Durchschnittsquaker und ihre Grossmütter. Minus die Transaktionskosten.

Alles nicht schlimm, es ist nur Geld, einverstanden (obwohl das ein Spruch ist für Reiche, nicht für freie Journalisten). Doch mein *learning*, das Gelernte, das ich seither umzusetzen versuche: Bereit sein fürs Schlimmste ist in Ordnung. Soll aber fürs grosse Ganze gelten, nicht für Kleinigkeiten.

Was ich damit sagen will: Wichtig ist, um nochmals aufs Geld zurückzukommen, über-

haupt investiert zu sein in Sachwerte (Aktien, Immobilien, Edelmetall, Krypto vielleicht). Doch an diesen rumzuschrauben, wenn grad Pandemie oder Krise ist, ist was für Profis, die Hunderte Millionen bewegen. Und im übertragenen Sinn, beispielsweise bezogen auf die mögliche bevorstehende Wintermangellage, heisst das: Wer in einem Land lebt, in dem man diese Zeilen liest, ist vermutlich bereits besser vorbereitet als die überwiegende Mehrheit der Menschheit. Auch wenn er kein Prepper ist. Und keinen Stromgenerator bei Digitec Galaxus kauft.



UNTEN DURCH Wenn Finnen tanzen

Linus Reichlin

Vor einiger Zeit wurde die finnische Ministerpräsidentin Sanna Marin kritisiert, weil sie an einer Party getanzt und angeblich Kokain konsumiert hatte. Jeder Kenner Finnlands konnte darüber nur trocken lachen, denn Kokain ist nun wirklich nicht das finnische Problem. Oder anders gesagt: Wenn der Finne sich gezwungen sieht, zu tanzen, benötigt er stärkere Hilfsmittel als Kokain, um den Fuss vom Boden hochzukriegen. Diese Erfahrung machte ich auf einer Lesereise, zu der ich vor einigen Jahren eingeladen war. Sie führte mich von Helsinki über Turku in die absolute Finsternis, was menschliche Ausgelassenheit betrifft. So, wie es am Südpol keine Dromedare gibt, gibt es in Finnland keine Ausgelassenheit.

Jedenfalls lud mich also ein Leser zu seiner Geburtstagsparty ein, er sagte, sie finde am Abend statt. Mit «Abend» meinen die Finnen vier Uhr nachmittags, denn um neun Uhr gehen sie ins Bett. Um vier Uhr standen an der Party alle Gäste um die vom Gastgeber in sei-

nem Wohnzimmer freigeräumte Fläche herum. Über der Fläche hing von der Decke herab ein Schild mit der Aufschrift «Dance Floor». Doch obwohl der Gastgeber die Leute immer wieder aufforderte, jetzt doch endlich mal zu tanzen, blieb die Tanzfläche bis acht Uhr leer. Denn die Finnen benötigen, um zu tanzen, einen Liter Pfefferminzschnaps, «Minttu» genannt. Und der schmeckt so scheusslich, dass selbst Abgehärtete vier Stunden brauchen, um den Liter runterzukriegen.

Aber um acht Uhr, als die Minttu-Flaschen endlich leer waren, begannen die Gäste wie auf Kommando alle zu zucken, als habe man ihnen ein Hornissennest in die Hose gesteckt. Dieses Zucken nannten sie «Tanssi». Eine Viertelstunde lang machten sie so heftig Tanssi, dass ihnen die Filzpantoffeln von den Füßen flogen. Doch Punkt halb neun Uhr hörten sie alle so abrupt, wie sie damit begonnen hatten, mit Tanssi wieder auf und eilten nach Hause, um noch rechtzeitig vor neun ins Bett zu kommen. Nur einer, ein 41-jähriger Bezirksrichter, den alle «Onni» nannten, blieb auf der Tanzfläche liegen, unfähig, noch irgendjemanden zu verurteilen.

Mit all dem will ich aber keineswegs sagen, dass die finnische Ministerpräsidentin auch während ihrer Regierungsarbeit Minttu trinkt! Das macht sie erst nachmittags, vier Stunden lang, bis sie um acht genügend extrovertiert ist für Tanssi. Aber sollte so eine Frau ein Land regieren? Warum denn nicht! Sie ist doch erst 36! Solange eine junge finnische Frau immer um neun ins Bett geht, wird ihr Körper mit dem Minttu fertig, jedenfalls ungefähr bis zum Alter von vierzig. Danach geht's den meisten wie dem Bezirksrichter Onni.

Es gab natürlich nach der Veröffentlichung des Party-Videos Stimmen, die sagten: «Ja kann denn eine Frau, die so ausgelassen tanzt, die Nato-Nordflanke sichern?» Auch hier gilt wieder: Wenn Sanna Marin trotz Tanssi um sechs Uhr morgens aufsteht, ist sie genauso nüchtern wie der russische Generalstab um diese Zeit. Das Ganze riecht für mich sowieso mal wieder nach Misogynie. Saddam Hussein zum Beispiel hat auch getanzt, auch davon gibt es Videos. Aber da hat sich keiner aufgeregt, Social Media schwiegl! Denn es waren Männertänze irakischer Männerstämme, und Hussein hob nur ein bisschen die Füsse und hatte dabei eine Zigarette im Mund – das sah natürlich cooler aus als eine mit den Hüften wackelnde Ministerpräsidentin. Jeder dach-

te: «Der Saddam muss halt tanzen, sonst sind die Männerstämme beleidigt und laufen zum Feind über – es ist verständlich, dass er lieber ein bisschen tanzt, als sie später alle erschiessen zu müssen.» Wenn ein Mann tanzt, drückt die Welt beide Augen zu, aber bei einer Frau heisst es gleich: Kokain. Dabei sollte es heissen: Minttu. Und das ist zehnmal schlimmer. Oder sagen wir: Das geht bei Sanna Marin noch vier Jahre lang gut.



FRAUEN

Olivia Wilde, Abenteuerin Julie Burchill

Es ist immer lustig, wenn sich herausstellt, dass das Aussehen einer schönen Frau das am wenigsten Interessante an ihr ist. Das gilt auch für Olivia Wilde, die Schauspielerin, die Regisseurin wurde und ständig in den Schlagzeilen ist. Die 38-jährige Wilde ist Mutter von zwei Kindern des Schauspielers Jason Sudeikis, eines auf Widerlichkeiten spezialisierten Komikers, mit dem Wilde sieben Jahre lang verlobt war, bis sie die Beziehung 2020 abbrach. Letzten April wurde ihr der Antrag auf Entziehung des Sorgerechts auf der Bühne überreicht, während sie in Anwesenheit von 4000 Filmbusinessleuten über ihren neuen Film «Don't Worry Darling», in dem auch Popstar Harry Styles mitwirkt, sprach. Es war bemerkenswert, wie sie dabei Haltung bewahrte, aber das war nur die Ruhe vor dem Mediensturm:

In nur fünf Tagen im August brachte Grossbritanniens meistverkaufte Zeitung fünf Schlagzeilen zu Wilde. In der ersten Geschichte sagte sie zur Sache mit dem Sorgerecht: «Es war ein Angriff, aber leider nichts wirklich Überraschendes für mich. Es gibt einen Grund, warum ich diese Beziehung abgebrochen habe.» In einem anderen Bericht sagte Wilde, ihr Ex sei ein Fiesling und: «Am

meisten schmerzt, dass Frauen mich dafür niedermachen, dass ich eine Entscheidung zugunsten meiner Gesundheit und meines Glücks getroffen habe.»

Tapfere Schönheit wird von toxischem Mann misshandelt, geht's noch filmreifer? Doch wer ist da, um Wilde «zu trösten», wie es die Klatschkolumnen einst so verblümt ausdrückten? Kein anderer als der 28-jährige Harry Styles, geübt im Umgang mit älteren Frauen und der begehrteste «man-boy» der Welt. Und so kam eine weitere Schlagzeilengeschichte, in der beschrieben wurde, wie Wilde endlich einen Mann gefunden habe, der sich anständig benehme und dem sie in «tiefer Liebe» verbunden sei. Da fällt einem doch die Szene aus dem Film «Big» ein, in der Elizabeth Perkins erklärt, warum sie ihren von Tom Hanks gespielten kindlichen Liebhaber ihrem rüpelhaften Freund vorziehe: «Weil er ein Erwachsener ist!»

Zu Ehren von Oscar Wilde legte sich unsere Heldin während der Highschool dessen Namen zu. Eigentlich heisst sie Cockburn und entstammt einer Familie hochangesehener angloamerikanischer Journalisten. Der grosse Christopher Hitchens logierte während ihrer Kindheit in Washington bei ihren Eltern und amtierte gelegentlich als Babysitter. Und Wilde hat auch etwas von der bei Journalisten verbreiteten Eigensinnigkeit. Es ist erfrischend zu sehen, dass ein moderner Filmstar – bei denen heute ja vor allem Gefühlsduselei angesagt ist – eine abenteuerlustige Einstellung gegenüber Liebe und Leben hat und sich als ernstzunehmende Feministin und skandalumwitterte Femme fatale behaupten kann.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Und weil es besser für den Rücken ist,
haben wir mal die Stühle weggenommen...»



THIEL

Deutsche Wokeness

Hugentobler: Die Deutschen sind schon ein bewundernswert wokes Volk geworden. Sie haben sich seit dem Nationalsozialismus wirklich weiterentwickelt.

Eggenschwiler: Ja, die Deutschen sind in ihrer Wokeness sogar schon so weit fortgeschritten, dass sie eine Geschlechterdiversität erreicht haben, bei der man von einer sich etablierenden Geschlechterneutralität sprechen kann.

Hugentobler: Und dann diese bewundernswert gendergerechte Sprache, welche die woken Deutschen entwickelt haben.

Eggenschwiler: Ja, seit deutsche Frauen nur noch «Personen» sind, ist auch die Frauenquote nur noch eine Personenquote. Und eine Personenquote für Gremien, die ohne Personenquote nur mit Personen besetzt würden, ist schon sehr fortschrittlich.

Hugentobler: Auch bewundere ich diese woke deutsche Klimaneutralität.

Eggenschwiler: Ja, der woke Plan, sich selber wirtschaftlich, technologisch und kulturell in die Steinzeit zurückzuentwickeln, ist schlichtweg genial.

Hugentobler: Und dann noch dieses woke Killervirenbewusstsein, das die Deutschen in ihrem Sozialverhalten zeigen. Da kommt kein Virus mehr durch.

Eggenschwiler: Ja, dank der woken Isolation von Menschen sterben viele, bevor sie erkranken können.

Hugentobler: Mit dieser neuen Wokeness geben die Deutschen wieder einmal für die ganze Welt ein leuchtendes Vorbild ab. Das wird ein deutsches Jahrhundert werden.

Eggenschwiler: Warum erinnert mich diese neue deutsche Wokeness bloss an das Sturmlied der Nationalsozialisten «Deutschland, erwache!»?

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Warme Füsse, rote Köpfe

Max Frisch baute wenig. Eine Villa errichtete er in Liechtenstein. Es kam zu einem Streit, der weltliterarische Spuren hinterliess.



«Kleine Rache»: Max-Frisch-Bau in Schaan.

Das Fürstentum Lichtenstein verdankt Max Frisch seine erste Bodenheizung. Es war um 1950 herum, als Frisch vom Haarölfabrikanten Carl Ferster das Angebot erhielt, am Duxweg 23 in Schaan ein Landhaus zu errichten. Geplant war ein grösserer, aber zurückhaltender Bau ohne Schnickschnack; sein Äusseres sollte sich vorteilhaft in die Landschaft einfügen. Nach denselben Kriterien ging Max Frisch schon 1949 bei seinem einzigen bekannten Bauwerk, dem Freibad Letzigraben in Zürich, vor. Und so kam es auch. Frisch nahm den Auftrag an, übergab die örtliche Bauleitung aber dem deutschen Architekten Ernst Sommerlad. Anfang der fünfziger Jahre war die Villa, und damit das erste Haus auf liechtensteinischem Grund mit Bodenheizung, bezugsbereit. Diese Innovation garantierte jederzeit warme Füsse, sorgte aber noch nicht für rote Köpfe.

Es war etwas anderes, worüber sich Unternehmer Ferster und Max Frisch in die Haare gerieten. Der Zwist entzündete sich an einem handwerklichen Eingriff: Frisch «änderte ohne Zustimmung des Bauherrn die Treppenhausmasse», schreibt Urs Bircher in seiner Biografie «Max Frisch 1911–1991. Zorn und Freund-

schaft». Es sei ein jahrelanger Prozess mit Entschädigungsforderungen seitens Fersters entstanden. Das habe Frisch verbittert, berichtet Bircher, der den Schweizer Dichter und Architekten persönlich kannte, «er sah die Freiheit des Künstlers durch die Macht des Geldes bedroht». Schliesslich sei es zum Vergleich gekommen.

Damit war die Sache keineswegs vom Tisch. Frisch, der seine ganz grosse schriftstellerische Zeit noch vor sich hatte, setzte die Mittel seiner belletristischen Leidenschaft mehr oder weniger subtil zum Gegenschlag ein. In seinem berühmtesten Theaterstück, «Biedermann und die Brandstifter», das der Bayerische Rundfunk in einer ersten Hörspielfassung 1953 ausstrahlte, machte er die unsympathische Titelfigur Gottlieb Biedermann zum Chef einer Haarwasserfabrik. Dieser ging also exakt derselben Tätigkeit nach wie der Schaaner Bauherr Carl Ferster. «Dass Frisch Biedermann zum Haarwasserfabrikanten machte, war eine kleine Rache an Ferster», sagte Walter Obschlager, der damalige Leiter des Max-Frisch-Archivs der ETH, 2006 dem *Tages-Anzeiger*.

Fersters Frisch-Haus in Liechtenstein steht übrigens nicht mehr. Es wurde Ende 2005 nach langem Hin und Her abgerissen.

Jean Etienne Aebi

Er war einer der genialsten Werber des Landes, heute macht der 77-Jährige Blues-Musik und Kunst.

Weltwoche: Sie haben einige der bekanntesten Werbeslogans erfunden. «Das im Glas» für Toni-Jogurt zum Beispiel, die «Liebe Mobilier...»-Kampagne verantwortet oder jene für den Zürcher Verkehrsverbund: «Ich bin auch ein...». Welcher war oder ist Ihr liebster Wurf?

Jean Etienne Aebi: Alle Kampagnen, die das Publikum dazu brachten, sich aktiv daran zu beteiligen. So wie die drei genannten oder auch für Migros die «M'o8 – Die erste Fan-Meisterschaft der Fussballgeschichte», die höhere Einschaltquoten als die «Tagesschau» verzeichnete.

Weltwoche: Ist es heute schwieriger, kreativ zu sein, da, wie es scheint, alles schon mal da war, als noch vor vierzig Jahren, oder täuscht das?

Aebi: Bereits Dagewesenes neu verblüffend zu kombinieren, gehörte schon immer dazu. Entscheidend war, ist und bleibt, sich gegen den Mainstream der nur belästigenden Reklame durchzusetzen, um mit überraschenden Ideen wieder Alleinstellung zu erreichen. Der

Titel meines Bestsellers «Einfall oder Abfall» sagt es.

Weltwoche: Ist politische Korrektheit eine reizende Herausforderung oder ein Todesstoss für die Kreativität?

Aebi: Das sind wir wohl alle noch am Herausfinden. Wenn aber Hemingways Werke aus Universitätsbibliotheken verschwinden, weil er nach heutigen Me-too-Regeln ein toxischer Macho war, dann wird es schwierig. Darf der Chinese Lang Lang Kantaten von Bach noch spielen, oder ist das genauso kulturelle Aneignung, wie wenn wir Europäer Blues und Jazz praktizieren, die aus der afroamerikanischen Szene stammen? Und exzessives Gendern macht aus Deutsch keine schönere Sprache.

Weltwoche: Welche Werbung fanden Sie in letzter Zeit grossartig, wer sind die Talente?

Aebi: Was die Talente angeht, bin ich nicht mehr auf neustem Stand. Was aber die Agentur Ruf Lanz so macht, finde ich weiterhin

vorbildlich, zum Beispiel die Kampagnen für die VBZ.

Weltwoche: Welche Tendenzen der heutigen Werbung begrüssen Sie, welche nicht?

Aebi: Diese Frage muss endgültig anderen gestellt werden. Habe ich doch vor gut zehn Jahren jegliche Aktivität in dieser Branche abgebrochen. Um radikal zu meinen Wurzeln als Bilder- und Musikmacher zurückzukehren.

Weltwoche: Sie haben einmal gesagt, wenn Sie im Berufswahlalter, wie mal geplant, auf Musik gesetzt hätten, hätten Sie statt erfolgreich eine Werbeagentur erfolgreich ein Sinfonieorchester geleitet. Heute, mit 77, sind Sie Frontmann einer Bluesband. Wie kam es dazu?

Aebi: Nun ja, zunächst habe ich die seit vierzig Jahren nicht mehr gespielte Geige vom Estrich geholt, gegen den Strich und alle Gypsy-Gefälligkeit phrasiert und Jazzkonzerte gegeben. Danach kam der «Johnny Tienne A. Reload» als Blues-Rocker und Singer-Songwriter.

Weltwoche: Womit beschäftigen Sie sich sonst heutzutage hauptsächlich?

Aebi: Ständig mit Neuem. Permanent mit Literatur, besondere Vorliebe für amerikanische Erzähler. Weiterhin mit konzeptueller Kunst. Und meine zwei kleinen Enkel sind ein aufregender Höhepunkt.

Weltwoche: Welches sind die drei interessantesten Personen, denen Sie in Ihrer Karriere begegnet sind?

Aebi: Oh, là, là, es waren so manche. Darf ich es einfach mal bei einem belassen? Tonny K. Ein genialer, aber durchgedrehter Regisseur. Der statt des geplanten Sechzig-Sekunden-Spots einen fünfminütigen abliefern.

Weltwoche: Was haben Sie in der Werbung fürs Leben gelernt?

Aebi: Aus jedem Scheitern umso gestärkter hervorzugehen.

Weltwoche: Was ist das Wichtigste, was Sie Ihren Kindern auf den Weg gegeben haben?

Aebi: Vermutlich nie versiegende Neugier.

Benjamin Bögli

Das Album «Zürischnurre» mit 16 Mundart-Songs von Jean Etienne Aebi alias Johnny Tienne A. ist auf johnnytiennea.ch erhältlich.



«Nie versiegende Neugier»: Kreativer Aebi, 1978 und heute.

Der selbständige Creative Consultant Jean Etienne Aebi, Jahrgang 1945, gründete 1982 mit Aebi & Partner seine erste eigene Werbeagentur. Nach «Werber des Jahres», Präsident des Art Directors Club und Hochschuldozent ist er heute Singer-Songwriter und konzeptueller Künstler.



Steak, medium-rare

Brasserie Freilager, Freilagerstrasse 53, 8047 Zürich; Telefon 044 492 09 09; sonntags und montags geschlossen. 13 Gault-Millau-Punkte.

Auf eine individuelle Liste der fünf Gerichte, die ich immer bestellen kann, wenn sie in ansprechender Qualität zubereitet werden können, gehört zweifellos ein Entrecôte Café de Paris mit Pommes allumettes. Kürzlich war ich im Anschluss an eine interessante Sitzung in der «Brasserie Freilager» in Zürich Altstetten. Das Lokal in einem Wohngebiet bietet eine ansprechende, gutbürgerliche Küche, und eigentlich wollte ich ja die 72 Stunden lang geschmorten Spareribs bestellen, die ebenfalls auf der eingangs erwähnten Liste figurieren – aber die Rippchen waren ausverkauft.

Trotz dem weltläufigen Namen ist das Entrecôte Café de Paris eine Schweizer Er-



findung: Sie soll 1930 im «Restaurant du Coq d'Or» der Familie Boubier in Genf erstmals serviert worden sein, nachdem die Tochter von Madame Boubier den Eigentümer des «Café de Paris» geheiratet hatte. Die Butter wird mit Kräutern, Gewürzen und anderen Zutaten angereichert, auf das Fleisch gegeben und kurz gratiniert. Das macht den Brasserie-Klassiker gerade mittags nicht eben zu einem leichten Lunch, aber dafür zu einem äusserst befriedigenden.

Bestellt hatte ich zwar Garstufe medium, aber angesichts der Qualität des Schweizer Rindfleischs ist das stattdessen aufgetragene medium-rare kein Verlust. Allerdings sollten korrekt getroffene Garstufen zu den löslichen Aufgaben in einer Restaurantküche gehören. Glücklicherweise musste ich wegen der wirklich überzeugenden, intensiven Buttersauce darüber nicht lange nachdenken.

Und das neben dem Steak liegende Gemüsearrangement aus einem süss-erdigen Randenpüree mit darauf drapierten knackigen Karotten, Paperoni und geschmorten Radieschen ist nicht nur eine schöne Ergänzung zur eher rustikalen Fleisch-Pommes-Kombination, sondern auch ein Beweis dafür, dass gutes Handwerk im «Freilager» eigentlich selbstverständlich ist.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Ortswein als Superlativ

Müller-Catoir: Scheurebe trocken. Haardt VDP Ortswein 2020. 13%.
Peter Kuhn Weine, Zürich. Fr. 17.50.
www.peterkuhnweine.ch

Unter Weinfreunden ist die Skepsis gegenüber neuen Sorten verbreitet. Hinter neuen Kreuzungen vermuten viele schnell frankensteinsche Operationen, finstere Laborexperimente, die gegen das beim Wein heilige Gebot der Natürlichkeit verstossen. Dabei beweist allein die Tatsache, dass in manchen Fällen die von den «Erfindern» der neuen Kreuzungen vermutete Genetik sich bei späterer Analyse als Irrtum herausstellte, dass bei den Novitäten mehr Zufall, mehr Natur im Spiel ist als gedacht. Die lange vielleicht erfolgreichste Kreuzung – die dem Thurgauer Heinrich Müller 1887 an der Forschungsanstalt Geisenheim glückte – firmierte unter dem Namen «Riesling x Silvaner», bevor nach mehr als einem Jahrhundert Rebgenetiker die Madeleine Royale als zweite Elternsorte entdeckten. Seither heisst der Wein «Müller Thurgau». Nicht viel anders liegt



der Fall bei der Neuzüchtung Scheurebe, die Georg Scheu an der Weinforschungsanstalt Alzey in Rheinhessen zustande brachte. Auch in ihr wurde lange eine Kreuzung von Riesling x Silvaner vermutet. *Mater est certa*, aber die Vaterschaftsklage ist neuerdings hängig, sozusagen.

Doch was heisst hier «Neuzüchtung». Georg Scheu gelang sein Coup (sein Fund) vor mehr als einem Jahrhundert, 1916. Die «Scheu» wurde auch schon «das andere Gesicht des Rieslings» genannt. Aber tatsächlich ist sie «weit mehr als nur eine vollere und ertragreichere Riesling-Nachahmung. Vorausgesetzt, dass die Trauben zu voller Reifung gelangen» («Oxford Weinlexikon»). Was aufs Schönste eine inspirierend schlanke, hoch-elegante, grossartig säurebalancierte und

mineralische Scheurebe des Traditions-hauses Müller-Catoir aus Haardt-Neustadt in der Pfalz beweist. Sie ist ein «Ortswein», was in der Klassifikationspyramide des Verbands deutscher Prädikatsweingüter (VDP) zwar nur die zweitunterste Stufe bedeutet (vor dem «Gutswein» und nach den «Ersten Lagen»). Bei Philipp David Catoir, der den Betrieb von 25 Hektaren in neunter Generation führt, kann das allemal noch einen Superlativ meinen: diskrete, nie aufdringliche, tolle Aromatik (Melone, Grapefruit, eine Spur Ananas, Cassis, frisches Gras, Lime, Stachelbeere werden ausgemacht, viel Würze), am Gaumen ein «schöner Trinkfluss» (wie das so heisst) – eine Persönlichkeit von einem Wein, mit viel elastisch federnder Spannung. Macht jetzt grosses Vergnügen und zweifellos auch noch in ein paar Jahren.

Insgesamt, lese ich, beklagen Kenner einen Rückgang der Scheurebe im deutschen Weinbau. Sie gerate vor allem unter Druck einer anderen Neuzüchtung, der etwas banaleren, aber ertragreicheren Kerner. Müller-Catoirs Ortswein beweist, was da verloren gehen könnte.

Recycling-Romantik

Es gibt ein Alter, in dem man nicht mehr so viel zu transportieren hat. Wenn, dann aber mit Stil – wie im neuen Ford E-Transit.



Glücklicherweise bin ich aus dem Alter raus, in dem man Freunden und Kollegen beim Umzug helfen muss, Papiersäcke voller Bücher in einen Hertz-Mietbus wuchtet und klapprige weisse Billy-Regale von Ikea möglichst unbeschadet verfrachtet. Auch meine eigenen Möbel hole ich nicht mehr als Bausatz, sondern lasse sie mir von Profis liefern und aufstellen. Wenn es etwas zu transportieren gibt, geht es vielmehr darum, etwas von dem Ballast abzuwerfen, der sich im Laufe der Jahre eines Familienlebens in Keller und Nebenräumen ansammelt.

Letzte Woche konnte ich dafür das perfekte Fahrzeug einsetzen: Mir stand der neue Ford E-Transit in arbeitsamem Dunkelblau zur Verfügung. Der Transporter ist unter Handwerkern und anderen Gewerbetreibenden ein fahrender Klassiker, und dass er jetzt als elektrische Variante mit bis zu 317 Kilometern Reichweite erhältlich ist, wird auf dem Recyclinghof Werdhölzli in Zürich schnell zum Thema.

Während ich abgenutzte Polsterkissen, Kartonschachteln und ein Cilo-Fahrrad in einem wirklich mitleiderregenden Zustand korrekt entsorge, wird die Frage «Ist der vollelektrisch?» gleich mehrfach von fleissigen Werkhofmitarbeitern gestellt. Ein Handwerker fährt im weissen Transit Diesel vor, lädt Altmetall ab und will wissen, wie weit der E-Transit kommt und wie schnell die Batterie wieder gefüllt werden kann. Dass Zeit für selbständige Gewerbetreibende teuer ist, weiss man auch bei Ford. Die DC-Schnellladung von 15 auf 80 Prozent der Batteriekapazität kann deshalb in arbeitsalltagstauglichen 35 Minuten erfolgen. Auf dem

Weg zum nächsten Auftrag reicht dies immerhin für ein Pausenbrot oder einen Lunch an der Ladestation. Das klingt unentspannter, als es ist, meistens stehen ja bei Schweizer Ladestationen an der Autobahn Bänke und Tische im Grünen bereit, während das Auto am Strom hängt.

Die geschäftige und auf eigentümliche Art romantische Atmosphäre auf dem Recyclinghof habe ich immer schon gemocht. Es ist eine Mischung aus konkreter, einfacher Arbeit und Aufbruchstimmung. Man befreit sich mit einer kurzen Anstrengung von unnützer Last und bricht buchstäblich erleichtert wieder auf.

Zur guten Stimmung trägt der E-Transit durchaus bei, in der elektrischen Variante mit bequemer Kabine und moderner Technik wie Apple Car Play und Assistenzsystemen wirkt der grosse Transporter mit seiner Nutzlast von bis zu 1616 Kilogramm und 6,1 Kubikmetern Ladevolumen elegant. Nahezu lautlos, nur mit leise knirschenden Reifen manövriert der Ford vor die Container, mit Kameras und 360-Grad-Rundumsicht ist das auch ohne grosse Übung mit solchen Fahrzeugdimensionen zu schaffen. Nur schon, um noch etwas mit dem feinen elektrischen Nutzfahrzeug herumfahren zu können, hätte ich am Ende sogar bei einem Umzug geholfen, wenn jemand gefragt hätte.

Ford E-Transit Van 350 L2 H2 (Trend)

Motor/Antrieb: Elektromotor (hinten), 1-Gang-Automatik; Leistung: 269 PS (198 kW); max. Drehmoment: 430 Nm; Batteriekapazität (netto): 67 kWh; Laden DC: max. 115 kW; Verbrauch: 29,9–33,1 kWh/100 km; Reichweite (WLTP): 317 km; Laderaum: 6,1 m³; Nutzlast: bis zu 1616 kg; Preis: Fr. 72 065; Testfahrzeug: Fr. 80 801.–



OBJEKT DER WOCHE

Papier mit digitalen Kräften

Remarkable 2
Online für 478 Euro erhältlich

Manager geraten ins Schwärmen, wenn sie von ihrem Gadget «Remarkable» sprechen. Das Gerät scheint ein Bedürfnis zu befriedigen, das vom mittleren Kadermann bis zum CEO alle verspüren, die sich mit mehr als einer Sache gleichzeitig beschäftigen müssen: jenes nach Fokus. «Remarkable», gemäss Informationen des Herstellers das dünnste Tablet überhaupt – es ist bloss 4,7 mm dick –, ersetzt das Schreibheft, tritt an die Stelle des klassischen Notizblöckli.

Dass die vielbeschäftigten Geschäftsleute mit dem «Remarkable» und dessen E-Schreibstift in der Hand jetzt noch klarer denken können als mit dem Smartphone in den Fingern, liegt an seiner reduzierten Funktionalität. Das Ding ist einfach nur zum Schreiben, Notizen machen und zum Lesen da. Es gehen keine Werbefenster auf, es kommen keine Anrufe herein, und es vibriert nicht ständig, um auf E-Mails oder sonstige Nachrichten hinzuweisen. Mit der weiten Welt ist man trotzdem verbunden, weil sich das Notierheft in der Cloud speichern lässt und so vom Smartphone oder vom Laptop aus jederzeit abrufbar ist. Zudem lassen sich auf dem «Remarkable» PDFs herunterladen und viele E-Bücher lesen.

«Was mit Papier geschieht, wenn ihm digitale Kräfte eingehaucht werden», beschreibt der Hersteller sein Produkt auf der Website. Das Lifting hat allerdings seinen Preis. Der «Remarkable» kostet bereits ohne Stift 349 Euro.

Benjamin Bögli



Mittendrin:
Schauspielerin Tamara Cantieni.



Influencerinnen bei der Arbeit:
Slavia Karlen und Vivienne Oesch.



Am Puls: Nina und Philippe Haussener,
Besitzer In-Lokal «Aura», Zürich.



Unternehmerin Tanja Wegmann, Tim Weiland,
Direktor «The Alpina» Gstaad, **Beatrice Lessi.**



«Glückwunsch!»:
Model Manuela Frey, Jean-Marc Gallot, Präsident Veuve Clicquot, Tennisikone Martina Hingis.

BEI DEN LEUTEN

Champagnerlaune in Zürich

Erfolgreiche Frauen: Im «Aura» vergab Veuve Clicquot zwei begehrte Wirtschaftspreise.

André Häfliger

Lockere Stimmung, herrliche Dekoration, wunderschöne Sommerkleidung, Moderator **Sven Epiney** in Hochform – und zwei strahlende Siegerinnen: Die Italienische Ärztin **Antonella Santucciono Chadha**, die ihren Firmensitz im Thurgau hat, durfte den «Veuve Clicquot Bold Future Award 2022» entgegennehmen. «Ich bin so glücklich und dankbar», sagte sie. Nominert wurde auch sie durch eine Jury, die sich aus Persönlichkeiten wie etwa Unternehmerin **Karina Berger**, Fussballstar und Unternehmer **David Degen** (beide abwesend), **Chantal Gaemperle**, Executive Vice-President Human Resources and Synergies der LVMH-Gruppe, der ehemaligen Tennisspielerin **Martina Hingis**, **Madeleine von Holzen**, Chefredaktorin der Tageszeitung *Le Temps*, TV-Moderatorin und Unternehmerin **Patrizia Laeri** zusammensetzte.

Der CEO von Veuve Clicquot, **Jean-Marc Gallot**, reiste eigens aus Paris ein. «Ich liebe die Schweiz», schwärmte er. Der Preis werde bereits zum 17. Mal vergeben und zeichne das unternehmerische und soziale Engagement einer weiblichen Führungskraft aus. Die 32-jährige

Westschweizer Unternehmerin **Fanny Queloz** bekam den «Veuve Clicquot Bold Future Award 2022». Sie hatte die Jury, bestehend aus **Babette Keller Liechti** (KT Home AG & Keller Trading), **Bea Petri** (Schminkbar) sowie **Barbara Lax** (Little Green House) und **Olga Dubey** (Agrosustain), überzeugen können.

Fanny Queloz wurde als junge Unternehmerin und Administratorin von Arts & Design Manufacture ausgezeichnet. Die Firma ist 2019 in Chaux-de-Fonds gegründet worden und bietet exklusive handgefertigte Kreationen des Uhrmacherhandwerks an. Die Ärztin Antonella Santucciono Chadha ist nicht nur Chief Medical Officer bei Altoida, einem schweizerisch-amerikanischen Start-up-Unternehmen, sie hat auch das Women's Brain Project gegründet, um die weiblichen Besonderheiten bei Hirnerkrankungen zu erforschen.

Martina Hingis und Topmodel **Manuela Frey** waren sich einig: «Diese zwei Frauen haben Power! Sie leisten Grossartiges und haben ihre Preise redlich verdient. Glückwunsch!»



Im «Aura»: Influencerinnen und Models Amal und Shadia Hanan.



Strahlend: Schauspielerin Isabel Florido, Ehemann Robert Nef.



In Stimmung: Fotografin Andrea Monica Hug, Moderatorin Tamara Sedmak.



Prickelnde Musik: DJ Zoe.



Gelungene Moderation: Sven Epiney, Patrizia Laeri, Jurymitglied.



Inspirierend: Unternehmerinnen Karin Lanz (Lanur) und Bea Petri (Schminkbar).



Siegerinnen: Fanny Queloz und Antonella Santucciono Chadha.



Gäste: Yulia Sarbasheva, Rolf Huser, Manager von Schwinger Christian Stucki.

Manische Regression



Dreadlocks als kulturelle Aneignung: die gecancelte Reggae-Band Lauwarm.

Die Diskussion ist eigentlich sterbenslangweilig und etwa so aussichtsreich, wie Quecksilber an die Wand nageln zu wollen. Öde das Unwohlsein einiger weniger ob Dreadlocks an weissen Menschen, genauso wie die Empörung ob der woken Schneeflocken. Der Non-Event erweist sich zwar als nasse Lunte, aber zeitdiagnostisches Handwerk lässt sich nicht betreiben, ohne auf Cancel-Culture und die

«kulturelle Aneignung» zu sprechen zu kommen. Das einzig Interessante ist, mit welchem manisch-regressivem Unwohlsein ausgerechnet die Linke die Debatte führt, wer Dreadlocks tragen, Transmenschen darstellen oder Fajitas zubereiten und essen darf. Die postkoloniale Aufarbeitung bleibt zweifellos eine Baustelle und die Debatte um Rassismus notwendig. Hier liegt das Paradoxe am linken identitäts-

politischen Imperativ. Eine Kultur gehört nicht einzelnen Menschen und darf es auch nicht. Gemeinschaften, die eine reine, unbeeinflusste Kultur beanspruchen, gehen unter. Oder sie enden im Faschismus und gehen dann unter.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, meine Freundin möchte Analverkehr, mich graust es davor. Was empfehlen Sie?
V.O., Wetzikon

Sie sagen, es grause Sie vor Analsex. Ich habe aber vielmehr die Vermutung, dass es Sie in erster Linie vor der Vorstellung von Kot graust. Ich kann Sie auf jeden Fall beruhigen, denn im Normalfall befindet sich im Enddarm kein Kot. Natürlich gäbe es zudem die Möglichkeit, vor dem Analsex eine Analspülung zu machen, doch braucht es dies eigentlich nicht. Der Anus wird zwar für Stuhlgang genutzt, und er riecht anders – aber er hat auch unglaublich viele empfindliche Nervenzellen. Die Analgegend ist daher für viele Menschen eine erogene Zone. Das heisst, wenn man sie erregt, kann man das als lustvoll erleben. Ein weiterer spannender Teil ist die Prostata,



die an der Vorderwand des Darms liegt. Sie spüren sie, wenn Sie in Richtung Bauchdecke tasten, nach wenigen Zentimetern.

Nochmals zurück: Wenn der Anus regelmässig stimuliert und berührt wird, kann er eine extrem sensible und lustvolle Ergänzung sein.

Was Sie für sich also zunächst rausfinden könnten, ist, was Sie eigentlich vom Analsex abhält: Ist es eine Realität oder vielmehr eine Fantasie? Dann können Sie, wenn Sie bereit

sind, zusammen mit Ihrer Partnerin ganz sanft anfangen, indem Sie sich beispielsweise Fingerlinge besorgen und anfangen, gegenseitig mit dem Anus zu spielen, ihn weich und anschliessend wieder hart werden zu lassen. Sie sollten dabei unbedingt viel Gleitmittel verwenden und sich erst mal erforschen und kennenlernen. Nur so können Sie rausfinden, ob Analsex etwas ist, was Ihnen liegt, was Ihnen vielleicht sogar gefällt. Denn falls es Ihnen gefällt, können Sie damit eine ganz neue Körpergegend entdecken, die Ihnen viele neue Erlebnisse bieten kann.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Pepe Lienhard

Der 76-Jährige gehört zu den Evergreens der Schweizer Unterhaltungskultur. Mit seiner Bigband füllt er noch immer die prominentesten Säle.

Piccata milanese mit Tomaten-Spaghetti, davor einen gemischten Blattsalat. Pepe Lienhard setzt sich im Klub des Restaurants «Sonnenberg» hoch über Zürich an einen weissgedeckten Tisch und nimmt einen Schluck Mineralwasser. Der Ort ist ihm bestens vertraut – und Teil von lebhaften Erinnerungen: «Hier habe ich Sepp Blatter kennengelernt. Als grossem Fussballfan war mir dies eine besondere Ehre und Freude. Und die Kalbskoteletts von Jacky Donatz sind bis heute nicht zu übertreffen.»

Seit 53 Jahren ist Lienhard als Profimusiker unterwegs – und tourt mit wechselnden Formationen durchs Land. Zuletzt füllte er im vergangenen Mai mit seiner Bigband die prominentesten Säle der Deutschschweiz. «In einer Zeit, in der vieles im Studio und am Mischpult entsteht, sind wir in gewissem Sinne ein Anachronismus. Aber unser Publikum liebt es, dass wir noch Musik mit Händen und Füßen machen und ein echtes Live-Erlebnis ermöglichen.»

«Kulturelle Aneignung» mit «Swiss Lady»

Erzählt er aus seiner Karriere, fällt bald einmal der Name Udo Jürgens (1934–2014). 37 Jahre lang war Lienhard mit dem grossen österreichischen Schlagersänger unterwegs: «Ohne ihn hätten wir als Band kaum so lange auf derart hohem Niveau überleben können. Udo hat uns viele Türen geöffnet und neue Möglichkeiten erschlossen.» Lienhard gehörte schon vor der Zusammenarbeit mit dem Starsänger zu den arriviertesten Schweizer Musikern. 1977 erreichte er mit dem Titel «Swiss Lady» am Grand Prix Eurovision den sechsten Platz. Dabei machte er eine Erfahrung, die gegenwärtig zu den meistdiskutierten Themen im Musikgeschäft zählt. Pepe Lienhard kam in den Strudel der «kulturellen Aneignung». Sein «Vergehen» bestand darin, dass er den persischstämmigen Musiker Mostafa Kafa'i Azimi mit einem Alphorn auf die Bühne schickte.

Darauf habe eine Schweizer Folklorevereinigung ein geharnischtes Schreiben verfasst und ihn der «Verhöhnung des Schweizer Nationalinstrumentes» bezichtigt – weil es fernab von Gut und Böse sei, dass «ein Türke» Alphorn spiele. Lienhard schüttelt auch mit



«Vielleicht das einzige wirklich verbindende Element der Welt»: Bandleader Lienhard.

45 Jahren Abstand den Kopf darüber: «Das ist absoluter Bullshit. Mostafa spielte das Instrument, weil er es besser beherrschte als alle anderen – und er hat mit seinen Auftritten dem Alphorn einen enormen Popularitätsschub verliehen.» Ganz grundsätzlich ist Lienhard der Meinung, dass die Diskussion um die kulturelle Aneignung weit übers Ziel hinausschiesse: «Die Musik ist vielleicht das einzige wirklich verbindende Element der Welt. Es führt Menschen aller Kulturen, Gesellschaftsschichten und Gesinnungen zusammen.» Und: «Wer einen solchen Schwachsinn verbreitet, nimmt sich viel zu wichtig – und hat die Bedeutung der

Musik nicht verstanden.» Lienhard will sich die Laune dadurch aber nicht verderben lassen. Vielmehr freut er sich, dass er dank der Zusammenarbeit mit seiner Ehefrau Christine auch für das Management wieder eine gute Lösung gefunden hat – und so musikalisch in den kommenden Monaten und Jahren aus dem Vollen schöpfen kann. Auf die Frage nach dem Pensionsalter für Berufsmusiker lächelt er galant: «Solange ich gesund bin und das Publikum kommt, gibt es keinen Grund, aufzuhören.»

Thomas Renggli

Informationen zu den nächsten Auftritten von Pepe Lienhard: www.pepe-lienhard.ch

Die Welt kommt auf ihn zu

Gibt es einen nächsten Thomas Gottschalk? Der Meister selber hält grosse Stücke auf den Moderator Constantin Zöller. Wir haben den 35-Jährigen in Baden-Baden getroffen.

Michael Bahnerth

Durch die Fenster des Restaurants «Rive Gauche» in Baden-Baden sieht man in der träge dahinfließenden Oos einen schwarzen Monolithen, nahe am Ufer, an dem das Flusswasser hinunterperlt. Im Restaurant sitzt Constantin «Consi» Zöller, Radiomoderator bei SWR3, 35 Jahre alt, lang und dünn wie eine Radioantenne, mit einem Hirn, das schneller fließt als das Wasser über den Stein, und seine sonore Stimme lässt seine Worte rieseln, plätschern, rauschen und donnern.

Consi, das ist die Geschichte eines talentierten Taugenichts, der, wie er sagt, «über den Zauber des Wenig-Könnens» verfügt. Er will damit sagen, dass er im Grunde nichts kann, aber nichts ist ja alles, weil alles nichts ist. Consi hat das Glück, nur ein wirkliches Talent zu haben, und das ist immer noch das beste Mittel, der Gefahr der eigenen Verzettelung zu entgehen.

Er war ein fauler Schüler, der ein mieses Abitur ablieferte, so ein Ach-und-Krach-Ding, im unterfränkischen Hammelburg war das, ein Kaff, wie er sagt, furchtbar, ein Ort, der Träume nach grossen Städten laut rauschen liess, in dem das Radio die Flucht in die Welt war, mit hämmernden Stimmen im Kopf: «Raus hier, Consi, raus hier» – «und dann kam ich vor zehn Jahren nach Baden-Baden, ja, das ist ein Drama.»

Mozart des Mikrofons

Es könnte sein, dass der Mann, eine geborene «Entertainment-Hure», wie er mal schrieb, bald zu gross wird für Baden-Baden, das er schon längst in Besitz genommen hat mit seinem Humor, seinem Sarkasmus und seinen geistreichen Beleidigungen. Es scheint ein bisschen so, dass Consi nie der Welt hinterherläuft, sondern die Welt stets auf ihn zukommt, weil er eine mediale Allzweckwaffe, wie man so sagt, ist. Ein Süchtiger nach der «Live-Droge», ein derber Mozart des Mikrofons, dessen Tiefgründigkeit hinter einer intelligenten Leichtigkeit liegt und macht, dass das Leichte tief und das Tiefe stets leicht schimmert. Stundenlang kann man ihm zuhören, *face to face* oder am Radio, ohne dass er einen langweilt, vielleicht ist das sein grösstes Talent. Anderthalb Jahre, bis letzten November, moderierte er mit Thomas Gottschalk



«Frechheit und Schnelligkeit»: Show-Idol Gottschalk.

Thomas Gottschalk, 72, über Constantin Zöller: «Ich behaupte, gute Moderatoren werden noch immer beim Radio geboren, um dann im Fernsehen erfolgreich zu werden. Eine meiner wenigen Entdeckungen in diesem Bereich ist Constantin Zöller, mit dem ich eine Radio-Show bei SWR3 moderiert habe. Die Frechheit, mit der ich es in den Siebzigern leichter hatte als er in woken Zeiten, hat er sich genauso bewahrt wie eine Schnelligkeit im Denken, die man im «Dschungelcamp» oder im «Sommerhaus der Stars» nicht benötigt. Wer sie hat, geht da nicht hin. Ich kann nur hoffen, dass darauf auch in Zukunft noch Wert gelegt wird, wenn einer sich als Moderator ausgeben und ausleben will!»

jeden Montagnachmittag drei Stunden lang. «Gottschalk und Zöller» hiess das Format, war Musik, Frotzelei, Ratgeber, Therapie und von der Qualität des Gesagten her wie die zwei Alten aus der «Muppet Show». Dies katapultierte Consi in eine höhere Sphäre, auch, weil er vom blonden Silberrücken des deutschen Entertainments nicht erdrückt wurde und seine Stimme nicht verlor.

Wir sprechen gerade über den Eurovision Song Contest (ESC), tatsächlich, der in Consis Welt eine grosse Sache ist. Vielleicht, weil

er als Achtjähriger die Pumps seiner Mutter gerne anzog, wer weiss, weil er Musik mag, weil 161 Millionen Menschen jeweils das Finale sehen. Weil Consi gerne den ESC kommentieren würde, live, mit Kamera und er mittendrin mit seiner Fliege und seinen Sätzen. Ein bisschen TV-Erfahrung hat er schon, in kleinen Dingen wie «Sag die Wahrheit», ein paar Late-Night-Shows, der «Pop-Nacht», so was.

Freiheit, Leidenschaft

Noch kommentiert das Urgestein Peter Urban den ESC, Urban, so Consi, sei Kult, so gesetzt wie der Monolith draussen, aber Urban wird schneller nicht jünger als Consi alt. Vielleicht ist Consi wie ein Feuerwerk, das schon gezündet hat, das in mittlerer Höhe sein Licht auf die Erde prasseln lässt, und bald kommen die dicken Dinger, die noch viel höher steigen und dort ihren kleinen, grossen Zauber entfalten.

Könnte aber auch sein, dass Consi, alles in allem ein Glückskind, in Baden-Baden kleben bleibt, er ist verliebt dort, das Leben ist leicht, angenehm, glücklich auch, die Restaurants vorzüglich, und ein Lieblingssatz von Consi ist: «Ich will doch nicht arbeiten, ich will Freiheit.» Und das ist die Essenz seines Seins; dass das, was er tut, Leidenschaft ist. Und Leidenschaft ist das Gegenteil von Arbeit. Die Schwierigkeit für Glückskinder sind stets sie selbst. Weil ihnen alles ein wenig leichter zu fallen scheint, kann es vorkommen, dass sie sich in der Leichtigkeit verheddern, dass sie warten auf die Dinge, weil die Dinge ihnen oft zugeflogen sind. Dass sie ein ewiges Talent bleiben. Und dass dann, wenn der Drive und die Selbstverständlichkeit der Zuversicht einer Jugend nachlassen, sie immer noch warten auf das, was längst an ihnen vorbeigezogen ist.

Der Fluss des Lebens, in dem Consi gerne treiben würde, geht so: Jede Jahreszeit eine grosse Show moderieren, die genug Geld abwirft, um locker durch die Zeit bis zur nächsten zu kommen. Ein bisschen Radio, ein bisschen Fernsehen noch dazwischen, den ESC, vielleicht noch eine Weihnachtsshow, damit keine Langeweile aufkommt, und in den Restaurants stets an die besten Tische.



Die Tiefgründigkeit liegt hinter einer intelligenten Leichtigkeit: Entertainer Zöllner.

Ana Maria Markovic, Fussballerin

Die kroatische GC-Spielerin fürchtet sich davor, dass das Leben zu schnell vorbeigeht, am meisten geprägt hat sie Ronaldo, und sie glaubt an Geister.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Ana Maria Markovic: Die Frau.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Markovic: Lieber überhaupt nicht.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Markovic: Dass ich an Geister glaube.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Markovic: Ich verdiene weniger, als Männer verdienen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Markovic: Wenn sie wissen: Nur ja heisst ja.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Markovic: Davor, dass das Leben zu schnell vorbeigeht, vor dem Altwerden und nicht alles getan zu haben, was ich in meinem Leben tun wollte.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Markovic: Vor fünf Tagen, weil ich eine harte Entscheidung im Fussball treffen musste.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Markovic: Die Feministin und LGBTQ-Aktivistin Anna Rosenwasser.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Markovic: Ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Markovic: Ich bin noch keine Schweizer Staatsbürgerin, aber wenn ich könnte, würde ich...

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Markovic: Das geht niemanden etwas an.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Markovic: Falls ein Messer als Waffe zählt, dann ein Messer.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Markovic: Dass ich im Frauenfussball vieles bewegen werde.

Markovic: Nein.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Markovic: Kim Possible, weil sie eine der wenigen fiktiven Figuren in meiner Kindheit war, die als starke und selbstbewusste Person dargestellt wurde.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Markovic: «Pamet u glavu»; auf Deutsch heisst das «Sei gescheit».

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Markovic: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Markovic: Ich esse schubweise vegan.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Markovic: Ziege.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Markovic: Frauen müssen gleich viel verdienen wie Männer.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Markovic: Ich hasse Lügen, aber wenn ich lüge, dann nur zum Schutz meiner engsten Freunde.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Markovic: Im sportlichen Sinn wäre es Cristiano Ronaldo wegen seiner Disziplin und des Willens. Und sonst im Leben hat mich meine Mutter am meisten geprägt, weil sie mich erzogen hat und zu dem gemacht hat, was ich heute bin.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Markovic: Mich macht vieles glücklich.



«Sei gescheit»: Sportlerin Marković, 22.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

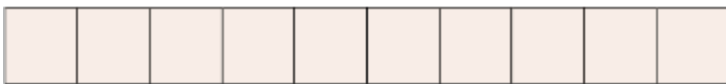
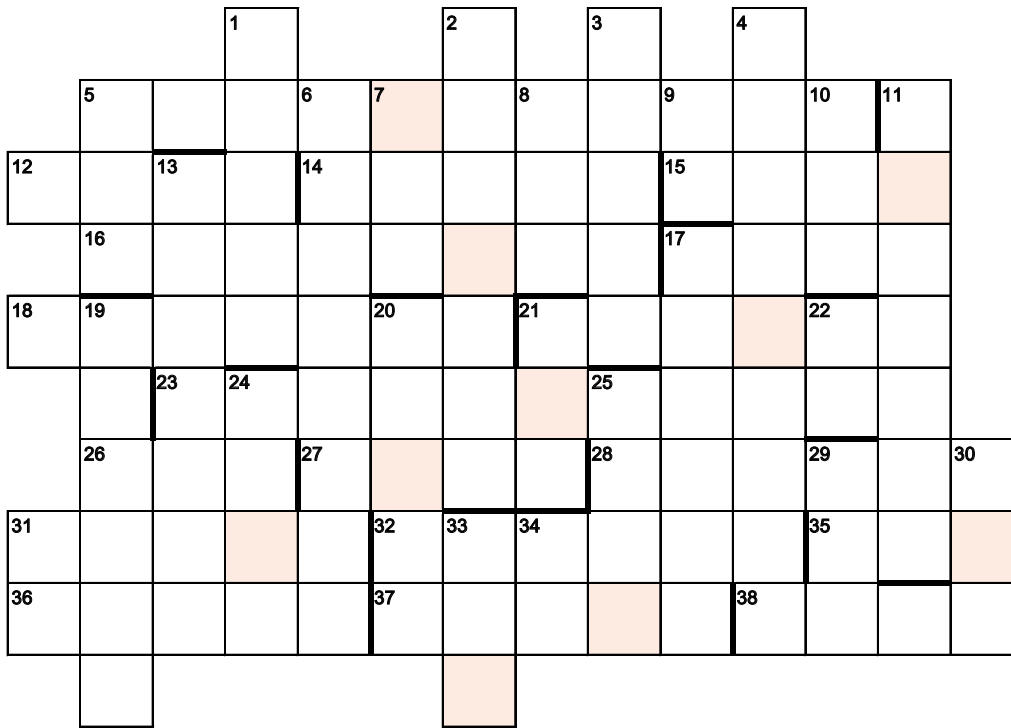
Markovic: Dass mich viele aufgrund von Social Media vorverurteilen.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Markovic: Dafür habe ich keine Zeit, ich muss trainieren.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Die in der Schweiz aufgewachsene Kroatian Ana Maria Markovi, Jahrgang 1999, spielt seit 2020 als Stürmerin bei den Grasshoppers; letztes Jahr erhielt sie das erste Aufgebot der kroatischen Nationalmannschaft.



Lösungswort — körperwarmen Mageninhalt von sich geben?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Schachfigur aus Getreide? 12 Tanzveranstaltung in Ravensburg 14 geht, wenn königlich, vor die Hunde 15 eingangs Friaul zu finden 16 kommt bekanntlich immer, wenn man nicht mehr dran denkt 17 in polaren Höhen Mangelware, über Autobahnen aber mehr als ausreichend vorhanden 18 sämtliche 38 waagrecht zusammengekommen? 21 für Bs? eher für Wirtschaftsinteressierte 23 Triumphe einer deutschen Zeitung? 26 war bekannt für seine legendären Partys 27 Teil von Filenamen 28 wird nicht nur Turnern, sondern oft auch Politikern abverlangt 31 tanzen z. B. in Australien 32 sorgt für Umami-Geschmack auf Schweizer Tellern 35 sowohl in Zürich, als auch in Rietheim zu finden 36 ursprüngliche Kartoffel-Eigenschaft 37 der König des Kantons Luzern? 38 stehen an Einfahrten und fallen beim Fussball

Senkrecht — 1 wenig geschätzter Fauna-Angehöriger 2 in Österreich keine Vertiefungen, aber auch dort auf dem Wasser unterwegs 3 mögliche Kobra-Todesursache 4 Flush in Rot? 5 Menschen, die sich gerne so machen, sind nicht unbedingt so 6 Hausierertätigkeit, die zuweilen Trumpf ist 7 eineiiger Zwillingbruder von 26 waagrecht 8 wer nicht mehr aus weiss, weiss auch dies nicht 9 sehr stark, aber nur für ausreichend Musikalische 10 fliesst zum Beispiel in Südamerika 11 in China produziertes spanisches Auto? 13 dient gemeinsamen Interessen oder dem Wundschutz 17 Martins & Martins auf der Comedy-Bühne 19 begeisterter Schwung umgeben von Lebenskraft, insgesamt umgeben von Wasser 20 Handel im Apple Store? 21 benedettino, francescano oder unter (ihnen) 22 nordafrikanische Domäne, umfasste einst einen Grossteil Europas 24 normt Inhaltsstoffangaben weltweit und ist in Weltsprache ein halber Vorfall 25 was manche Impfgegner bei einem Waldspaziergang auflesen 29 Fremd-Erd- 30 in Frankreich im Getränke-Regal zu finden und auch anderswo ein beliebter Artikel 31 mit Rum «gründlich» 33 Andrang in Versicherungsagenturen und Änderungsschneidereien 34 Wort ohne Anfang und Ende

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 782

	A	H		G		F							
	S	C	H	E	I	N	W	E	R	F	E	R	
	A	H	O	R	N	B	O	R	I	D	D	H	
A	N	S	T	O	S	S	K	A	P	P	E	A	
	D	E	S	S	E	N	A	D	V	E	R	B	
	B	L	I	C	K	E	N	E	H	R	K	A	
D	A	M	A	S	T	E	T	K	E	F	I	R	
	N	U	M	M	E	R	I	O	R	O	E	B	I
A	K	T	I	O	N	E	N	F	A	L	L	E	N
						R	E		G				

Waagrecht — 5 SCHEINWERFER 13 AHORN (Propellersamen; a horn) 14 LaBORIDeen 15 DH (Dentalhygieniker) 16 ANSTOSS 18 Ebnat-KAPPEL 19 AbenDESSENs 21 AD-VERB (Adverben «früher» und «jetzt») 23 BLICKEN 25 Ruhm und EHR 27 K(rypt)A 28 DAMAST (Dam-Ast) 30 urbi ET orbi 31 KEFIR 32 NUMMER 34 IO 35 ROEBI Koller 37 AKTIONEN 38 FALLEN 39 REGEL-fällen/REgenbögen

Senkrecht — 1 ACHSEL (Anagramm) 2 HE-ROS 3 GERADE 4 FEDERKIEL 5 SAND-BANK 6 HOT 7 INSEKTEN (in Sekten) 8 NB 9 Wochen 10 RIP (rest in peace / requiescat in pace, engl. f. Riss) 11 FDP (rückwärts: PDF) 12 RHABARBER 17 SNEERER 18 KAN-TINE 20 SIAM (ehem. Name v. Thailand) 22 ERFOLG 24 CS (Credit Suisse, Cäsium) 26 (T)HERAPIE 29 MUT 31 BackOFFice 33 MO 36 IN

Lösungswort — **HANDAENDERUNG**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



MERCEDES GLEITZE



LINDSEY VONN



GARBIÑE MUGURUZA



SONYA YONCHEVA



GRACE KELLY



SYLVIA EARLE



LEXI THOMPSON



KHOUDIA TOURÉ



YUJA WANG

© ROLEX SA, 2021. ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

EIN „KLASSIKER“?

„Die klassische Armbanduhr – geschaffen für die Dame.“
So wird die Oyster Perpetual Lady-Datejust häufig beschrieben. Und das mag durchaus zutreffen. Seit dem frühen 20. Jahrhundert entwirft und fertigt Rolex Uhren für die Dame nach demselben Exzellenzstandard wie bei all den Modellen, die das Unternehmen zur Legende gemacht haben. Geleitet von dem permanenten Streben nach Perfektion. Wenn mit „Klassiker“ also gemeint ist, die Tradition fortzuführen und dabei Eleganz mit Präzision, Anmut mit Stärke, Schönheit mit technischer Leistung zu verbinden, dann ist sie in der Tat eine klassische Armbanduhr – geschaffen für die Dame. **Lady-Datejust.**

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

BUCHERER

1888



ROLEX